ASB

Ma. 16
3

Ma 16/2

Ha 16/2

Zur Kunde fremder Völker und Länder.

Aus französischen Missionsberichten.

Dritter Band.

Mit Kupfern.

Mit Churſächsischer gnädigster Freyheit.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1782.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Dieser dritte Band beschäftigt sich bloß mit Ostindien, und enthält sechs Bände des Originals. Die Nachrichten von dem alten Zustande der Isle Bourbon und Isle de France, der mit dem neuern gar nicht mehr übereinstimmt; die Schilderung der politischen Lage von Indien vor dem Kriege van 1756; die jetzt so ganz verändert ist; die Entdeckung der Karolinischen Eylande, die schon im achtzehnten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, und aus den lettres édif. übersetzt steht; und mehrere dergleichen Abhandlungen von beträchtlicher Länge, überschlug ich um so williger, da mich der Reichthum der Materien bey diesem Bande, mehr als bey einen der vorhergehenden, zu der gedrängtesten Kürze zwang. Ich habe mich in der Rechtschreibung, Herrn Dohm's Beyspiele gemäß, nach der Orthographie der deutschen Mißionarien zu Trankenbar, gerichtet, aber auch, wie er, die Leitung solcher Männer, wie Büsching und Niebuhr bey der arabischen, hier vermißt.

Der Jesuite Stöcklein lieferte in seinem neuen Welt-Boten keine Auszüge aus den lettres édifiantes, sondern wirkliche Uebersetzungen, und in einen Styl, von dem ich im gegenwärtigen Bande einige Beyspiele eingerückt habe. Sein Werk ist so weitschweifig als das Original; es ist in Folio gedruckt, fast nur in Bibliotheken bekannt, und nur zur Hälfte geendigt. Ich glaube also nicht befürchten zu dürfen, daß es mein Unternehmen überflüßig mache.

Ich habe bey diesem Bande, die so seltene, alte Ausgabe der lettres édifiantes benutzen können; da sie die vortrefliche Handbibliothek Sr. Durchtlaucht des Herzogs von Sachsen-Gotha, seit einiger Zeit, aus einer ehemaligen Jesuiter-Bibliothek, besitzt.

Der vierte Band, wird sich ganz mit China beschäftigen. Ob ich ihn je ausarbeiten werde, da wir schon so manches über China besitzen? und, wenn dieses geschieht, zu welcher Zeit die Leser seinen Druck erwarten können? Dies kann ich nicht bestimmen, da eine Reise in andre Länder, die ich in Kurzem villeicht antrete, es mir ohnmöglich macht.

Gotha den 25ten August 1782.

Reichard.

I.

Schreiben des Bruders Matter, von der Gesellschaft Jesu, an den Pater Lossenitzky. Goa den 26ten December, 1710. — Reise von Böhmen nach Ostindien — Sitten und Beschreibung von Goa. *)

Ehrwürdiger Pater in Christo.

P. C.

Da ich für unzählich-viele Gutthaten, mit welchen mein wertheste Mutter, ich will sagen unsere Böhmische Provinz mich obschon unwürdigen über siben und zwanzig Jahr hindurch gnädig angesehen hat, mich einiger Maßen danckbar einstelle, will ich mein lange Reise aus Böhmen nach Indien kürtzlich beschreiben, auf daß, wann vielleicht

*) Dieses Schreiben ist eines von denen, womit der Pater Stöcklein, in seinem neuen Weltböten Nr. 508, seine angefangene wörtliche Uebersetzung der Lettres édifiantes aus Handschriften vermehrt hat. Da die Lettres édifiantes, sowohl in der alten als neuen Ausgabe, so wenig von Goa enthalten, und Stöcklein's Weltböte, nur ein Bibliothekenwerk, in seiner unsäglichen Weitläuftigkeit und Folio Format ist, so habe ich es daraus abdrucken lassen, ohne etwas an seinem alten Styl und Inhalt zu ändern. M.

das weitläuffige von R. P. Franciſco Thilliſch und mir verfaßete Tagebuch nit ſolte eingeloffen ſeyn, wenigſtens dieſer kleine Innhalt deßen Abgang erſetze.

Den 30ten Brach-Monath 1708 bin ich von Neuhaus abgereiſet, den 15ten Julii aber hab ich zu Eger mich von Böhmen, mithin auch von Schleſien (meinem lieben Vaterland) auf ewig beurlaubt.

Gedachter P. Thilliſch ſetzte mit mir die angetrettene Reiſe über Nürnberg, Franckfurth, Cöln bis Rotterdam in Holland wacker fort, allwo man ſtatt deß Holtz Erd-Kohlen brennt, und anſtatt deß Brods Pumpernickel iſſet. Dieſer wird alſo zubereitet: Man macht aus Korn ein dicken Teig an, ſchlagt ihn ſtarck ab, druckt denſelben, wie einen Ziegel in den Model, und backt ihn bey einen mäßigen Feuer. Ich hab mich faſt geärgert, als ich daſelbſt wahr nahm, daß in den vereinigten Niderlanden in den Catholiſchen Bet-Häußern keine Mannsbilder, wie ſonſt in der gantzen Chriſtenheit, ſondern Jungfrauen und Wittwen bey der Heil. Meß dem Prieſter zum Altar dienen, ja in der Sacriſtey ihn anlegen und ausziehen, ohne deßhalben von den Calviniſten, ſo hierſelbſt herſchen, getadelt zu werden.

In Holland ſchlugen wir uns zu der Hofſtatt Ihro Majeſtät Mariä Annä neu-erwählter Königin, einer Tochter Ihro Majeſtät Kayſers

Leopoldi, Glorwürdigsten Andenckens, so da vermählt war an seine Majestät Johannem V. König in Portugall, und gebohren den 7ten Septembris 1683, als welche würcklich auf der Reise nach Lisbona begriffen war.

Von Rotterdam schifften wir nach Portsmut in Engelland, allwo uns die Zeit lang wurde, welche zu vertreiben wir Mißionarii uns meistens auf die Insel Schwicht führen laßen, und allda ein Menge frischer Austern zusammen geklaubt haben. Allein ich mußte diß lustige Bad sehr theuer mit einer acht-tägigen Kranckheit im Bett ausbüßen. Gleichwie in Holland, also ist auch in Engelland, aber hier viel schärffer, denen Jesuitern aller Aufenthalt verbotten: Welchen man fürs erste mal in Großbrittannien ertappt, wird durch den Scharffrichter deß Lands verwisen: Kommt er wiederum: So erklärt man ihn Vogel-frey und ist jedermänniglich erlaubt ihn zu tödten. Jedoch läßt sich der Apostolische Muth unserer Priestern hiermit so fern nicht schröcken; daß wir nur zu Portsmut ihrer drey angetroffen haben, mithin auch hier wahr bleibt, was der Heil. Welt-Apostel sagt, daß nehmlich das Wort Gottes nicht könne gebunden werden: Verbum Dei non est alligatum. 2. Timoth. II, 9.

Als endlich der lang-gewünschte Tag unserer Abreise herbey kommen war, seynd wir unter starckem Geleit von hundert und funfzig Kaufmanns-

Schiffen samt Ihro Majestät der Königin unter Segel gangen, und von Portsmut den neunten Tag zu Lisbonna angelangt, hierselbst aber prächtigst empfangen worden. Unter Weegs hatte ich die Stelle eines Fouriers vertretten, und mich äußerst bemühet, damit meinen Priestern und Mißionariis nichts abgehen solte. Diß mag R. P. Joseph Spindler aus der Provinz Oesterreich bewogen haben mich zu seinem Hof-Gespan zu erwählen, da ich denn alltäglich mit ihm entweder zu Fuß, oder in einer besondern Sänften Vermittag nach Hof gangen, und Abends wieder nach Haus kommen, audurch aber vielen Verdrießlichkeiten entwichen bin, weil unsere Portugesen allerhand seltsame Gebräuch haben, und alle Gäste zu deroselben Beobachtung zwingen wollen: Obschon unsere Regel von solchen nichts meldet, und man unter den Unsrigen in andern Ländern hiervon nichts weiß. Pater Spindler vertrate zwey Aemter, indem er den Adel und andere Teütschen von der Hofstatt Beicht hören, wie nicht weniger als zweyter Beichtvatter bey der Königin aufwarten mußte. Wir hatten unser gute auf teütsche Art zugerichtete Tafel so wohl Mittags als Abends bey Hof, und dörften also unsere Mägen an die Portugesische deren Fremden unanständige Kost nicht anstrengen. Jedoch wird in unsern Häußern guter Wein und wohlgeschmackes Brod aufgesetzt. Das übrige ist nicht zu beneiden.

Mir ist unter andern seltsam vorkommen, daß außerhalb der Kirch kein Weyhwasser in Häußern und Zimmern, auch kein Stuhl noch Banck in den Kirchen anzutreffen ist. An Sonn- und Feyertägen nimmt aller Gottesdienst Frühe um 8 Uhr ein End, hierüber bleiben die Kirchen biß Abend leer stehen. Man haltet gar selten eine Predig, noch seltener eine Kinder-Lehr. An Werckträgen lesen die Priester in aller Frühe um vier Uhr Meß; der Sacristan theilt ihnen den Opfer-Wein mit dem Gewicht, verstehe einem jeden eine halbe Untzen aus, welche völlig in den Kelch geschenckt, die Ablution hergegen mit Waßer verrichtet wird. Die Haupt-Beschwernüß beruhet in dem, daß der mit allem Meß-Geschmuck angelegte Priester lang in der Kirche herum lauffen muß, bis er selbst einen Ministranten oder Altar-Diener antrifft. Außerhalb hoher Fest-Tägen hört man in den Gotts-Häußern keine Music, an diesen aber stellen sich einige Brätel-Geiger samt einem Hackbrett ein, und zwar in Mitten der Kirchen.

A. Unsere Brüder vertretten allhier das Amt eines Procuratoris, wann sie nur schreiben, lesen, und der Rechen-Kunst erfahren seynd; daß aber die Priester zum Procurator-Amt nicht erhoben werden, geschicht aus folgender Ursach: Weil nehmlich alle geistliche Stiftungen zum Theil in großen Gewerb bestehen, so denen Clericis, oder geweyhten Geistlichen scharf verbotten, denen uns

geweyheten Lai-Brüdern hingegen zu treiben erlaubt ist. Die übrigen Brüder aber, welchen es an dergleichen Geschicklichkeit mangelt, werden zur harten Arbeit auf dem Feld, in Wein-Garten, in Mayr-Hof, oder im Hauß zur Hand-Arbeit angewiesen. Sie gehen zu Hauß gleich denen Novitzen in braunen Capuciner Tuch herum, dessen Schnitt allein andeütet, daß sie Jesuiter seynd, den schwartzen Ordens-Rock legen sie nur dazumal an, wann sie einen Priester in der Stadt begleiten.

Von denen Novitzen überhaupt zu reden, werden derer selben viel aufgenommen ohne zu wißen, ob sie zum Kelch oder Hand-Arbeit berufen seyn. Welche im Prob-Hauß ein sonderbare Fähigkeit zur Lateinischen Sprach und zur Theologie von sich blicken lassen, werden zum Studieren und künftigen Priesterthum auserkohren. Unsere Priester tragen kein Quadrat, sonder ein lange Mützen aus feinen Tuch, welche sie in der Kirch außerhalb der Meß, auch so gar vor dem Hochwürdigen Altar-Sacrament niemals abnehmen. Man setzt auf die Altär kein Crucifix, sonder nach uralten Gebrauch nur ein leeres Creütz. Kein Priester in Portugall darf dem Volck den Seegen mit dem Heil. Frohnleichnam Christi ertheilen: Maßen diese Ehr gleich der Firmung denen Bischöffen allein vorbehalten ist. Die Portugesen lehren ihre Kinder fürs erste nicht das Creütz machen, sonder ein ziemlich langes Gebet auswendig sprechen, so da

anfängt: Per signum sanctae Crucis etc. Kraft des Heil. Creutz-Zeichen erlöse uns, o Gott von unsern Feinden ꝛc. Bey der Heil. Tauff wird das Kind von dem Priester mit dem Kopf voraus tief in einen Keßel Wassers getaucht, wovon aber sehr viel dergestalt erschröcken, daß sie die Frais bekommen, welche ihnen biß in das hohe Alter anklebt.

Ich als ein Apothecker habe mich ungemein entfremdet, daß die Aertzte zu Lisbona alle Kranckheiten mit der bloßen Aderlaß heilen wollen. Ich glaub nicht, daß in einer so volckreichen Stadt nur ein jähriges Kind anzutreffen sey, dem man keine Ader geöffnet hätte. Zudem hab ich Knaben von 10 bis 12 Jahren gesehen, die über funfzigmal solche Qual überstanden, mithin ihre Farb samt der Lebhaftigkeit verlohren hatten, und wie Gespenster, gelb-bleich aussahen. Vergebens wollen die einheimischen Aertzt deßen Schuld auf die Land-Luft oder auf das Clima schieben, damit ihre Unwißenheit als die wahre Grund-Ursach nit getadelt werde. Ihro Majestät die Königin haben von Wien einen Leib-Artzt nebst einem in allem überflüßig-versehenen Hof-Apothecker mitbracht: Der erstere hat ohne Blut-Vergießen wundersame Curen gethan und manche verzweifelte Siechen mit andern Heil-Mitteln auf gesunden Fuß gesetzt. Allein wie solten die Aertzte zu Lisbona denen Krancken etwas vorschreiben in einem

Ort, wo kein vollständige Apothecken zu finden ist? Sintemal jene Läden, so man Botegas nennt, vielmehr Gewürtz- und Materialisten-Gewölber, als Artzney-Häußer genannt zu werden verdienen. Ein Siech kan sich aus der Kuchel viel weniger trösten: Seine ganze Nahrung bestehet in einem Schaaf- oder Hammel-Kopf, den man für ihn mit Ohren und Augen bey dem Feuer siedet. Hilft nun weder Aderläß noch Schepsen-Haut, so nimmt man sein letzte Zuflucht zum Todten-Gräber.

Hergegen ist man sehr sparsam in anderley Blutstürtzung. Ein Schelm, der um etlicher Kreützer willen seinen Neben-Menschen tödtet, wird nit hingerichtet, sonder auf die Galeeren verdammt. All-übriges Diebs-Gesind wird aufgefangen, zu Kriegs-Diensten gezwungen, und jährlich einmal mit dem gewöhnlichen Goaner-Schif nach Ost-Indien verschickt. Wir allein haben drey hundert dergleichen Böswicht auf unserm Schif nach Goa geführt, derer zween sich unter-Weegs bekehrt haben, und also bald nach ihrer Ankunft in den geistlichen Orden-Stand seynd aufgenommen worden. Auf solche Art wird zwar die Stadt alle Jahr einmal von bösen Leüthen gereinigt, nicht aber von dem natürlichen Gestanck, maßen aller Unrath auf die Gaßen ausgeschüttet wird, auf welchen das todte Viehe ebenfalls ligen bleibt und die Luft ansteckt.

Um abgesetzter Ursachen willen rathe ich allen unsern teütschen Mißionariis, so über Lisbona

nach Indien schiffen wollen, ihre Reise also einzutheilen, daß sie erst zu End Merzens, oder mit Anfang April sich zu Lisbona einfinden, mithin ohne Säumnuß ihre Schiffarth nach Goa fortsetzen: Anerwogen die Erfahrnuß von mehr als hundert Jahren her lehrt, daß jährlich wenigstens ein großes Schiff, doch jederzeit mit Aprils-Anfang dorthin abfahre, und niemals ehender.

Nun war es mit mir so weit ankommen, daß ich vermahnt wurde mich zu entschließen entweders an den Hof zu Lisbona, welches Ihro Majestät die Königin gern wurden gesehen haben, standhaft zu verharren: Oder vermög meines Berufs nach Ost-Indien zu reisen. Da kame mir zu Sinn die letzte Warnung, so ich aus dem würdigsten Mund Eürer Ehrwürden zu Neühauß vernommen, und auf solche den steiffen Vorsatz gegründet hatte, ehender Gott allein in Indien, als sterblichen Menschen in Europa zu dienen. Ich nahme mithin den 6ten April 1709 von allen und jeden, so ich bey Hof kennete, frölich Urlaub, und schluge mich zu der Indischen Mißion. Es waren unser nicht mehr als siben, nehmlich P. Emmanuel Sà S. J. Patriarch von Ethiopien: P. Franciscus Thillisch aus Böhmen: P. Franciscus Koch aus Oesterreich: Ich Christoph Mattern aus Schlesien: Und drey Novitzen. Unser Abzug aus der Stadt war herrlich: Alle Jesuiter begleiteten uns durch die vornehmsten Straßen in schöner Ord-

nung, bey Losbrennung dern Stücken, biß ans Wasser. Wir selbst trugen auf der Brust kostbare vom Halß abhangende Crucifix zum Zeichen, daß wir Apostolische Mißionarii seyn, so der Welt freywillig abgesagt und sich Christo Jesu zum Seelen-Dienst gäntzlich geschenckt haben. Uns hat ein wenig betrübt, daß zu Lisbona dem P. Francisco Vocht, wie auch P. Joanni Ostler, und dem Bruder Wenceslao Honczicz der Lust nach Indien zu reisen völlig vergangen wär. Vielleicht werden sie nach Böhmen zurück kehren, wann ihnen nicht belieben solte, nach Brasilien zu segeln.

Es begaben sich auf unsern Bord auch sechszehen Geistliche aus einem andern Orden-Stand: Allein wir Teütsche haben mit Erstaunen beobachtet, daß drey biß vier Paar dererselben unter den langen Kleidern zusammen gefeßelt, auch ein Paar aus ihnen am Ufer durchgangen sey. Denen übrigen hat man die Band abgenommen, so bald sie das Schiff betretten hatten.

Vom 6. biß 8. April hielten wir still, da sich in aller Frühe ein günstiger Wind erhube, mit welchem wir die Schiffarth unter Lösung des groben Geschütz mit Freüden angetretten. Auf dem Meer, absonderlich unter der Gleicher-Linie crepiren die Läuß, hingegen melden sich die Mäuß und Wantzen an: Die letztere werden mit Sud-heißem Meer Wasser, jene aber mit der Jagd vertilgt.

Wir haben innerhalb 5 Monathen zween starcke Winter und gleich so viel Sommer überstanden, und seynd unter bemeldeter Linie nur einen Tag stehen geblieben. Obgedachte Ordens-Männer, so meistens zur Straf nach Indien reiseten, haben von Pater Thillisch sehr emsig ausgeforscht, was er doch in seiner Provintz verwürckt hätte, daß man ihn zur Buß in die neüe Welt verbannete? Sie erzehlten mit hellem Gelächter ihre begangene Mißethaten, und rühmten sich ihrer Sünden. Er hat ihnen zwar nach Gebühr geantwortet, aber nicht mit nöthiger Schärffe. Als sie hergegen sich nachmals an mich gewagt, fande ich für rathsam, dererley boßhaffte Schalcksnarren mit Kolben dergestalt abzulaufen, daß ihnen aller Lust mit uns zu schertzen vergangen ist. Ich bediente mich hierzu der Lateinischen Sprach, so wir Böhmen hurtig reden, sie hergegen sehr langsam herausstammeln konnten. Der Schif-Capitaine hat sie um ihres Muthwillen wegens öffters eingesperrt.

Demnach unter Weegs Pater Thillisch von einer gefährlichen Kranckheit ergriffen worden, hab ich Tag und Nacht ihn so lang bedient, biß ich selbst unpäßlich wurde; wozu ein grobes Ungewitter viel beytruge, welches zugleich von dem Abgrund deß Meers und aus der Luft entstanden war. Es hat unser Schiff zwar also tief unter das Meer geschlagen, daß wir alle gesaltzenes Wasser gesoffen, daßelbe hingegen sich wiederum mit

solchem Gewalt empor geschwungen, daß alles errettet wurde. Allein das Auspumpen hat uns grose Mühe gekostet.

Sonst gaben uns die Menge Meer-Fisch, auch Taberonen und Wallfisch, das Geleit, wofür unser Capitaine diesen letztern nicht gedanckt, sonder dieselbe auf allerhand Weise, auch mit Stück-Schüßen abgewisen hat. Wir haben ebenfalls Tisch-grose Schild-Kröten, ganze Schaaren Meer-Schwalben, Gold-Ferchen, und dergleichen mehr gesehen.

Endlich erblickten wir den 10ten Septembris 1709 bey der Nacht etwan 30 Meilen von uns in der Höhe ein Feuer, so noch drey Stund von Goa Abendwerts brennte, und deßenthalben das Goanische Wahrn-Feuer genannt wird. Den eilften schifften wir dem Land zu. Den 12ten langten wir zwischen dem Gebürg auf der Einfuhr an. Womit alle groß- und kleine Stück so wohl auf den Berg- Schlößern als im Schif fast unausetzlich seynd abgefeuert worden; dann weil man keinen Feind mehr zu förchten hat, muß alles Pulver biß auf die letzte Tonnen verschossen seyn. Annebens wird alles Geschirr entweder zertrümmert, oder verschenckt, oder gestohlen; nichts bleibt übrig als das Leben samt den verschloßenen Truhen; alles andere wird Preiß gemacht: Diese hingegen so treu verwahrt, daß keinem Menschen nur einer Nadel werth gekränckt oder entfremdt wird.

P. Franciſcus Thilliſch war den 13. Sep: tembris bey dem Ausſteigen dermaßen erſchöpft, daß er kaum hat auf allen vieren in die Schas luppen hinab kriechen können. Der Ort, wo die drey Haupt: Flüß von den Goaniſchen Inſeln zuſammen ſtoßen und ſich ins Meer ſtürtzen, heißt Ora: Alle aus Europa anlangende Schiffe werden daſelbſt etwan anderthalb Stund angehalten. Von dannen biß Goa ſeynd noch zwey Meilen Weegs. Nachdem wir der Zeit abgewartet, ſahen wir ein Menge kleiner Fahrzeügen aus der Stadt uns entgegen kommen: Eines war für uns gewidmet, auf welchem wir bis Goa geſchift und allda mit harter Mühe den Sanct: Paulus Berg erſtigen, allwo unſer neües Haupt: Collegium eben zu Sanct: Paul genannt zu ſehen iſt. Nicht allein P. Thilliſch, ſonder ich ſelbſt waren alſo entkräftet, daß wir uns kaum rühren noch ſchnauben könnten, weil die überſtandene Kranckheiten uns abgemattet und zerſchlagen hatten.

Von Lisbona biß Goa werden 5000 Meilen gerechnet. Ein jede Perſon kommt ohne Koſt auf 500 fl. Doch hat die Goaniſche Provintz für P. Thilliſch und mich nichts ausgeben dörffen, weil die Königin für uns bezahlt hat. Die Jeſuiter von Portugall ſeynd berechtet alle Jahr 20 biß 30 Perſonen auf bemeldetem Goaner: Schiff nach Oſt: Indien abzufertigen, für welche jedesmal ein abſonderliches Zimmer zubereitet wird.

Nach unserer Ankunft führte man uns erstlich unter Läutung aller Glocken in die Kirch und gab uns die Heiligthümer zu küssen, da zu gleicher Zeit die Musicanten den Psalm: Laudate Dominum omnes gentes: Lobt den Herrn, alle ihr Heyden; lobt ihn all = ihr Völcker ꝛc. abgesungen haben. Gleichwie es nun erst acht Uhr war: Also seynd wir mit einem guten Frühstück ergözt worden. Nach dem Mittagmahl bedienten wir uns deß warmen Bads und legten die neüe Kleider samt der saubern weißen Wäsch an. Der schwartze Rock reicht biß auf die Schuhe, welche sehr gering seynd. Wir tragen weder Strümpf noch Hosen, sonder ein weisen Schurtz um die Lenden, der nur biß auf die Knye herab hangt. Wir seynd acht Tag lang mit auserlesenen Speissen und Spanischen Wein stattlich erquickt worden. Folgends erlustigte man uns vier Täg hindurch auf unsern Meyer = Hof, so ein halbe Meil von dem Collegio entfernt ist. Nach diesen seynd wir beede, P. Thillisch und ich, jeder von 4 starcken Mohren in besondern Spannbettern oder Sänften, welche an Stangen hingen, auf den Salsetischen Inseln von einem dern unsrigen Pfarr = Höfen auf den andern herum getragen, und aller Orten freygebig ja niedlich bewirthet worden. Gleichwie nun dieser Pfarreyen biß viertzig seynd, also ist kein Wunder, wann wir mittelst so guter Tägen aller

ver=

vorgangenen Mühseeligkeiten vergessen, hiemit aber unsere Kräften wiederum erholt haben. Solche Freuden währten zusammen drey Wochen.

P. Franciscus Thillisch mußte allhier sechs Monath verharren und einer Gelegenheit abwarten, biß er endlich im Frühling 1710 den dritten May mit einer Portugesischen Bottschafft als künftiger Mathematicus Kaysers Camhi nach Peking an den Sinischen Hof verreiset ist. So lang er sich allhier aufgehalten, hat er die Unsrigen im Collegio Beicht gehört. Wir haben sehr vertreülich miteinander gelebt. Nun bin ich zu Goa und dieser Gegend der eintzige Teütsche Jesuiter oder Jesuiter-Gehülff, und der erste teütsche Apothecker: Womit es aber schwer und langsam hergangen, bevor ich in solchen Dienst beharrlich eingesetzt wurde. Maßen drey Provintzen immerfür vergebens um einen gelehrten Apothecker gebeten hatten, sage die Goanische, die Malabarische, und die Japonische oder vielmehr Sinische. Gestaltsam aber A. R. P. Generalis Angelus Tamburinus diesem Streit vorkommen und mich für das Collegium zu Neu-Sanct-Paul allhier bestellt: Als hat R. P. Provincialis, nachdem er vorhin mich zur Prob ein ganz Jahr herum gejagt, obstehenden Befehl an mir vollzogen.

Erstlich machte er mich zum Gespan des allhiesigen Apothecken-Bruders, welcher zwar die

Handelschafft gründlich verstehet und mit allen vier Theilen der Welt Brief wechselt, die Apothecker-Kunst hingegen niemals erlernt hat. Kurtz zu sagen er ist ein vortreflicher Schaffner, so alle Kostbarkeiten und Waaren, die zur Artzney gehören, beschreiben, jedoch kein diensames Heil-Mittel zubereiten kan. Ich hergegen begunne alles nach teütschen Fuß einzurichten. Diß währte 2 Monath.

Alsdann schickte man mich in das große Königliche Spital, damit ich denen Siechen allda so wohl Teütsche als Indische Artzneyen darreichte. Ich verharrte daselbst drey Monath.

Ferner versetzte er mich in das baufällige Collegium zu Sanct-Paul dem alten, so nunmehr ein schlechte Residentz ist. Der Heil. Franciscus Xaverius hat diß Hauß samt der eingesunckenen Kirch selbst erbauet. Weilen es aber in der ebnen Tiefe liegt, wo die Luft sehr ungesund ist, haben ihnen unsere Indianische Obern gefallen laßen, auf einem hohen Berg ein neües weit schön- und gröseres Collegium und Gottshauß unter dem Titel Sanct-Paul deß neüen aufzuführen, in welches sie mit Sack und Pack, so bald es fertig war, würcklich eingezogen seynd, das alte aber wolten veröden laßen. So bald unser P. General solches Beginnen vernommen, schickt er nach Goam ein scharffen Verweiß und ernsthaften Befehl, zu Ehren des Heil. Xaverii das alte Collegium in seinem Glantz zu erhalten, und alles, was bau-

fällig wär, kostbarlich zu ersetzen. Man mußte, wenigstens so viel möglich, gehorsamen. Das Obdach ist ausgebeßert, und die Kirch anstatt deß eingefallenen steinernen mit einem höltzernen Gewölb übersprengt worden. Man raumte auch ein und den andern Gang aus, damit jemand aus den Unsrigen diß alte Denckmahl hüten mögte, welches dermalen von einem Priester und einem Bruder bewohnt wird: Der letztere oder mein Vorfahrer ward in das neüe Collegium zurück berufen und zum Priester geweyhet, ich hergegen anstatt seiner zum Einsiedler gemacht, damit ich den alten Pater bediente und die Portugesische Sprach von einem jungen Geistlichen, der mir ist zugegeben worden, völlig erlernete; dann die Regel des Latein-Redens gilt in Portugall nicht viel, in Indien aber gar nichts. Ich bin an diesen heiligen Ort mit unbeschreiblichen Trost sechs Monath verblieben. Zu bewundern ist, daß in der Kirch die Canzel, auf welcher der heil. Xaverius gepredigt, von dem eingesunckenen Gewölb nicht zerschmettert noch verletzt worden, sonder biß auf diese Stund gantz vest stehen bleibt. Ich hab zu müßigen Zeiten angefangen zu graben und ein steinerne Stiegen von eilf Staffeln entdeckt, über welche der Heil. Xaverius so vielmal in das Refectorium gangen ist. Ich hab aus schuldigstem Danck gegen diesen Apostel den Kummer hinweg gekehrt und die Staffel sauber abgewaschen. Er hat nebst

diesem Gebäu mit eigener Hand auch ein Garten gepflantzt, von welchem noch vier Bäum übrig seynd: Bey derer einem ist ihm die Heiligste Dreyfaltigkeit unter so lieblichen Engels-Gesang erschinen, daß er vor überschwemmlicher Freüd aufgerufen: Satis est, Domine! Herr, es ist genug! Nebst diesem Stamm stehet annoch ein kleine Capelle, die solche Begebenheit lebhaft vor Augen stellt. Ich übergehe aus Liebe der Kürtze andere Denckmähl, so ich in diesem Ort angetroffen hab, und will nur zwey wundervolle Gutthaten anführen, die er mir selbst erwiesen hat: Dann erstlich, als ich von dem Getümmel auf dem Schiff mein Gehör fast gäntzlich verlohren, und meine kindliche Zuflucht mit Pater Thillisch, wessen Rath ich dißfalls nachlebte, zu ihm durch ein kleine Andacht genommen hatte, seynd mir beyde Ohren bey seinem Grab wieder völlig eröffnet, und ich aller Taubheit befreyet worden. Der andere Zufall äusserte sich zu Goa, als mich Gott gähling mit einem starcken Bruch in der Schoß heimsuchte; Der Schaden und Beül war groß, keine Menschen-Hülf konnte ihn heilen: Ich suchte abermal Trost bey Pater Thillisch, welcher mich beredt hat zehen Freytag mit Beicht und Communion eine Andacht zu Ehren deß wunderthätigen Xaverii zu verrichten, da er zu gleicher Zeit jesdesmal in dieser Absicht sein heilige Meß aufopfern werde; kaum waren wir fertig worden, als der

Beül samt dem Bruch allerdings verschwunden ist. Gelobt sey die Hand Gottes, welche zwar mich nidergeschlagen, doch wieder aufgehoben hat. Gepriesen sey der Indianer Apostel Xaverius, weßen Vorbitt alles vermag. Ich dancke zugleich R. P. Franciscus Thillisch, weßen sich der Allerhöchste als eines auserlesenen Werckzeüges meiner Genesung zum zweytenmal bedient hat, damit er ebenfalls in China mittelst dergleichen Wunderwercken viel Heyden zu Christo bekehre.

Als nun das erste Jahr meiner Gegenwart allhier verstrichen war, hat mir R. P. Provincialis die Apothecken unsers Collegii standhaftig anvertrauet, ich aber alles nach teütscher Art eingerichtet, meinem Vorfahrer hingegen sein große Handelschafft ungekränckt überlassen: Nebst seiner war noch ein anderer alte Bruder hierzu bestellt, welcher die in Europa zubereitete Artzneyen über Meer anhero bringen ließe: Weil aber solche unter der Gleicherlinie verdorben, haben zwar die Obern einen wälschen Apothecker von Rom aus begehrt, aber nicht erhalten. Vor 25 Jahren ist aus Wälschland ein wohlgeübter Apothecker allhier angelangt, welcher alles Kunstmäßig in gute Ordnung gebracht, und erst vor 5 Jahren als zeitlicher Mithelffer seelig gestorben ist, nachdem er vor seinem Todt obbemeldeten alten Bruder das Geheimniß Petram Goanam, das ist, den Goaner Stein zu machen gelehrt hatte, wels

cher allein bey uns in diesem Collegio verfertigt und zu viel tausend Stück in die gantze Welt verschickt wird: Die Untzen kostet vier Gulden. Er gleicht an Gestalt und Kraft ziemlich dem Bezoar.

Gleichwie aber uns annebst auch die Königliche Apothecken im Haupt-Spitahl anvertrauet ist: Also wird diese durch einen Kaufmanns-Händler, so von der Artzney nichts verstehet, mitler Weile verwaltet. Er ist vor etlichen Jahren als ein gezwungener Soldat von Lisbona dahier angelangt, und nachdem er sich bekehrt, in unser Novitziat aufgenommen worden. Mit solchen Leüthen ist den Krancken nicht geholffen, zumalen an Orth und Enden, wo es guten Leib-Aertzten gebricht, folgends der Apothecker beyde Stellen vertretten muß.

Um obgesetzter Ursachen willen wünsche ich ohn Unterlaß Tag und Nacht, Gott wolle doch mehrer teütscher Apotheckern (sie seyn gleich aus unserer Gesellschafft oder ledigen Stands) Hertz berühren, damit sie aus Liebe des Nächsten hieher reisen: Solten ihrer auch sechse auf einmal anlangen, werden alle Dienst und Arbeit genug finden. Wann einer und der andere aus unserer Societät, so diese Kunst besitzt, Lust hätte allein zu Goa, und in keinem andern Ort, dieselbe zu treiben, so muß er deßwegen von unserm Pater Generalis ein schriftlichen Befehl an den P. Provincialis in Indien auswürcken.

Ferner sey mir erlaubt mit dieser Gelegenheit alle Mißionarios, so nach Indien kommen, zu warnen, daß ein jeder aus ihnen von seinem Europäischen P. Provinciali ein absonderliche und zwar schriftliche Zeugenschafft mitbringe, in welcher enthalten sey, daß und wann er in unsere Gesellschafft sey aufgenommen worden: Ob und wann er seine erste Gelübd abgelegt: Was er für Aemter versehen: Wie er sein Studium verrichtet: Ob er die Priester- oder andere Weyhungen empfangen, und wie er sich in seiner Provintz verhalten habe. Bringt er keine solche Gewähr mit, wird man glauben, er habe dieselbe aus Forcht seines Gewißens vernichtet, folgsamlich schliesen, er sey von seinen Obern aus keiner andern Ursach in Ost- oder West-Indien geschickt worden, als damit man seiner los werde: Mithin zur Sicherheit ihn prüfen, demüthigen oder versuchen, wie einen Novitzen, biß man durch langwierige Erfahrnuß wird abgenommen haben, was hinter dem Mann stecke. Wir beyde, P. Thillisch und ich, seynd wegen Abgang dessen aus Böhmen wie zwey Schuknecht abgefertigt worden, daß kein Wunder, wann wir allhier so vielfach haben müssen examiniert und wie Uebelthäter verhört werden. Vergebens antwortete Pater Thillisch, daß er bereits sechs und zwanzig Jahr in der Gesellschafft zugebracht habe; vergebens erörterte er alle Umständ von Jahr zu Jahr um zu zei-

gen, wie er von einem Ort in das andere gezogen, und wie er sich beschäftiget habe: Er fande keinen Beyfall. Mir ginge es noch übler: Dann als ich mit Wahrheit vorgabe, daß ich vor neun und zwanzig Jahren in die Gesellschafft sey aufgenommen worden, gab mir einer zur Antwort: Man sihet dir an, daß du erst 29 Jahr alt seyest: Bist vielleicht von dem Taufstein aus der Kirch alsobald in das Prob-Hauß getragen worden? Dahero wollte man mich zwingen, mit unsern jungen Leüthen die Gelübde jährlich zweymal zu erneueren; diese Qual währte so lang, biß mein Indianischer Provincial von Rom aus, wohin er deßhalben geschriben, ein vollständige Kundschafft meiner Person wegen empfangen hat.

Von diesen Verdrießlichkeiten will ich jetzt zu meiner Handtierung schreiten. Mein erste Sorg war nach angetrettenem Amt, die von dem frommen wälschen Bruder hinterlaßene Apothecken nach Anleitung der Augustana, das auf den teütschen Auspurger-Fuß in richtige Ordnung zu versetzen, ohne beynebens meiner hin und wieder, absonderlich von unsern drey Brüdern Sennel, Wodiczka, und Streker in Böhmen zusammen geklaubten Arcanorum zu vergeßen, welche mir auch in Indien wohl zu statten kommen. Es werden dern Unsrigen allhier insgemein 20 biß 24 Krancke gezählt: Obwohlen das Collegium ohne die Mißionarios mitzurechnen, nur in 50 Personen bestehet.

Wobey aber zu merken, daß nebst den Versorgern unserer 40 Pfarreyen auch alle Collegia, alle Residentzen und Mißionen befugt seynd ihre geistlichen Siechen, so oft sie unpäßlich werden, in unser Hauß zu schicken: Dann sie werden bey uns dergestalt fleißig versorgt, als wann alle Liebe des Nächsten aus der gantzen übrigen Societät sich an diesen Ort versammlet hätte. Der Hülflos erkranckte und auf der Insel Sanciano eingeschlaffene Heil. Xaverius will allem Ansehen nach andern überflüßig ersetzen, was ihm daselbst abgangen ist. Ich hab wenigstens bisher weder von einigen Obern einen Verweiß, noch von einigen Krancken die geringste Klag vernommen, als hätte ihm etwas gemangelt.

Den Bau unsers Hospitahls zu verstehen, ist vorläuffig zu beobachten, daß unser Collegium zu Sanct-Paul dem neuen die Gestalt deß Lateinischen Buchstabens L. vorstelle. Der gantze untere Stock ist für die Krancken allein gewidmet, dern Zimmer seynd sibenzehn samt einen Saal. Ein jedes Zimmer hat seinen besondern Kranckenwärter, welchem allen ein Bruder vorstehet. Befindet sich nun in einem Zimmer kein Siech, so gehet deßen Krancken-Warter müßig. Seynd dern Siechen mehr als Zimmer, so verlegt man etwelche dernselben in den Saal und gibt einem jeglichen seinen sonderbaren Bedienten. Diese Krancken-Warter seynd einheimische getaufte Indianer

insgemein ledigen Stands, ein jeder hat nebst der Kost, Wäsch, Zimmer und Bett monathlich einen Gulden. Gleichwie nun über die Zahl dieser Krancken-Wartern noch sechtzig andere, folgends in allem biß achtzig dergleichen Haußbedienten gezehlt werden, also beläuft sich ihr Lidlohn jährlich auf tausend Gulden. Ferner seynd fünf leibeigene Mohren zur Sauberkeit bestellt, welche die Leibstühl und Nacht-Geschirr austragen und reinigen. In der Apothecken hab ich neün Gesellen, derer zwey sich mit Recept- und Rechnung-Schreiben beschäfftigen: Der eine muß mich begleiten, so oft ich die Krancken besuche. Diß geschihet alltäglich dreymal, frühe um halber sechs, Nachmittag um zwey, und Abends um halber neün Uhr. Es gehen unser neüne insgemein miteinander durch alle Zimmer, als ich mit dem Ober-Kranckens-Warter, item ein Apothecker Gesell, ein Bader, ein Balbierer, ein Koch, ein Credentzier aus dem Krancken-Refectorio, und zwey Mohren. Wir besuchen einen Siechen nach dem andern: Ich vertritte die Stelle eines Leib-Artztens: Mein Gesell schreibt alles, was ich anordne, in ein Buch ein. Nach vollendeter Besuchung verrichtet ein jeder sein Amt. Die Artzney-Mittel werden zubereitet: Ein jeder Bediente holt für seinen Krancken die vorgeschriebene Medicin ab: Der Ober-Kranken-Warter gibt emsig acht, daß ein jeder Siech wohl versehen werde: Der geistliche Vater

tröstet die Krancken mit seiner Gegenwart nach Belieben: Die Köch befleißen sich einem jeglichen die von mir bestimmte Speisen in Bereitschafft zu halten. Mit einem Wort: Alles gehet gleich einem Englischen Uhrwerck in richtigster Ordnung. Mir ist viel leichter allhier 20 Indianer, als in Teütschland nur zween unvergnügliche Krancke Murrer zu versehen. Was wurd in Böhmen der P. Procurator sagen, ja wie tief wurd er hinter den Ohren kratzen, wann die Krancken jährlich zwölf Centner Zucker, und mehr als zwey tausend Gulden in Artzney-Mitteln verzehrten, zudem auf die Krancken-Warter nur in bloser Besoldung tausend Gulden; auf die Kost, Zimmer und Wäsch aber doppelt so viel, folgends in allem biß zehen tausend Gulden für unsere Krancken aufgehen solte?

Ich finde selbst, daß ein dermaßen starcke Ausgab in wenig Jahren auch das reichste Collegium zu Grund richten werde. Allein unsere Obern haben schon vor längster Zeit solche Unkösten dergestalt weißlich unter die Häußer dieser Provintz ausgetheilt, daß allen geholffen ist und keines zu schaden kommt; dann für alle und jede Krancken, so dem Collegio von Goa nicht unmittelbar einverleibt seynd, bezahlen die Provintzen, Häußer und Mißionen, zu welchen dieselben gehören. Ein jeder junge Jesuiter (der hier bloß allein studiert) weiß, in welche Provintz, Collegium,

Residentz oder Mißion er eingeschrieben sey, die auch ohne Widerrede alles willig ersetzen, was allhier seiner wegen ausgeben wird. Gleiche Bewandtnuß hat es mit all-andern Siechen, als da seynd Mißionarii, Prediger, Schulmeister, und also weiters. Unsere viertzig Pfarrer bezahlen für sich und ihre Amts-Gehülffen. Diese Ordnung wird desto genauer beobachtet, je weniger die Obern und Procuratores wissen, ob sie nicht selbst dererley Hülf- und Heil-Mitteln nöthig haben werden.

Ich versihe annebens mit Artzneyen auch ein zahlreiches Jungfrauen Closter zu 150 Personen, so alle Viertel-Jahr sechs bis siben hundert Gulden vermedicinieren: Item den Vice-König, den Ertz-Bischoff, und viel andere. Unsere Apothecken hat von alten Zeiten her einen Garten oder Lust-Wald mit tausend Coccos-Bäumen, derer jedwederer zwölf Gulden werth ist, und alle Jahr um fünf Gulden Früchten trägt, welche deß Jahrs viermal abgebrockt werden. Diß seynd nun die kostbare Coccos-Nüß, so ich verkauffe, das Geld aber dem Procuratori unsers Collegii behändige, welcher hingegen alle Nothdurft in die Apothecken entwedersverschafft, oder, was auswärtige Krancken angehet, vorschießt. Alle Schüßel, Teller, Schaalen, Kanthen und Becke seynd aus dem feinesten Porcellan: Die Instrumente hingegen aus kostbarem Metall.

Die Nahrung dern Krancken bestehet in auserlesenen Kräutern, in Zuckerwerck und jungen Hünlein: Der Trunck aber in klaren Brunnen Wasser.

Kommt es mit einem Krancken zum Sterben, wird mit der Hauß-Glocken ein Zeichen gegeben, auf welches jederman sich in der Kirch versammelt: Die Geistlichen zwar in Mänteln mit brennenden Wax-Kertzen in der Hand: Sie begleiten in guter Ordnung je zwey und zwey in einem Glid das Hochwürdigste Sacrament bis zum Krancken: Welches diesem in deroselben Gegenwart als ein Göttliche Weegzehrung öffentlich ertheilt wird zu seinem sonderbarem Trost, weil alle für ihn beten, und mit solcher Auferbauung, daß wann es bey mir stünde, ich diesen Gebrauch in alle geistliche Ordens-Häußer einführen mögte.

Hingegen wäre mein Wunsch etwelche uralte Indianische und sehr Barbarische Curen allhier abzuschaffen; allein sie haben unter den Portugesen so tief eingewurzt, daß ich keine Möglichkeit finde dieselben zu vertilgen. Derer eine beruhet auf dem, daß sobald einer unpäßlich wird, die Kranckheit mag hernach heißen, wie sie immer will, der Siech ihm die Ferse an beyden Füßen mit einem glühenden Eisen läßt brennen biß aufs lebendige Fleisch unerachtet dern entsetzlichen Schmertzen, so dieser Mordbrand verursacht. Das Eisen hat die Gestalt eines L, und ist jämmerlich an-

zusehen: Dessen unerachtet pflegen schier alle Krancken sich deßen zu bedienen. Als ich anfangs mich aus allen Kräften widersetzte und behaupten wolte, daß von mehr als tausend Jahren her die Europäische Artzten alle ersinnliche Heil-Mittel beschriben, und dannoch von solchen Hencker-mäßigen Brand nichts gemeldet hätten, gabe man mir zur Antwort: Diese Cur wäre keinem Europäer eingefallen, noch aus Indien nach Abendland verschriben worden. Mit eben dergleichen Entschuldigungen verthätigen sie andere Mißbräuch. Allein es scheint, Gott selbst bestätige meinen Ausspruch. Wir haben unlängst P. Franciscum à Costa einen ausbündig gelehrten Theologum speculativum begraben, welchem der eine Fuß, den er wider meinem Rath samt dem andern hatte brennen laßen, erstlich aufgeschwollen, und endlich gar verfault ist, nachdem er zehen Wochen im Bett die bittersten Schmertzen übertragen hatte.

Wann die Indianer einem schröpfen, schneiden sie mit einem Messer den Rücken Creützweis dermaßen starck auf, daß man sogar Erbßen in die blutige Streim legen kan, vorgebend, es müße das lebendige Blut hervor quellen. Ihre Purgier-Träncklein bestehen in einem gantzen oder halben Seitel, da ich hergegen keinem über drey oder vier Untzen vorschreibe; dann ich führe statt des groben Brechens und Laxierens sanfte Schweiß-Mittel ein, welche über die maßen wohl zuschlas

gen und der Teütschen Heil-Kunst grosen Ruhm erwerben.

Was übrigens die jungen Liebhaber, so nach den Ost-Indischen Mißionen dieser Provintz sehnen, anbetrifft, solle sich um der Kost oder Nahrung willen keiner von seinem Beruf laßen abschröcken. Er muß zwar in Portugall ein heis ses Bad mit bitterem Verdruß überstehen: Weil aber solches ein kurtze Zeit währt, kan daßelbe ein tugendhaftes Gemüth leicht erdulten. Wenigstens wird er so wohl unter Weegs, als allhier aller Orten Brod, Wein, Fisch, Fleisch, Butter und Käß antreffen, mithin nirgend erhungeren. Zu Goa als der Haupt-Stadt von gantz Ost-Indien haben wir ein hohe Schul, wo unsere Studenten die Philosophie und Theologie, diejentgen aber, so in Europa ihr Studium vollendet, die Portugesische Landsprach viel hurtiger als zu Lisbona selbst erlernen, und nachmals auf ihre Mißiones abgefertigt werden. Keiner darf sich besorgen, er mögte in diesen Ländern kein Amt noch Arbeit finden, demnach mir R. P. Provincialis gesagt hat, daß, wann auch hundert neüe Mißionarii aus Böhmen auf einmal hieher kommen solten, er sie alle ohne Beschwernuß accommodiren könnte: Und fügte hinzu, daß er und seine Vorfahrer von der Böhmischen Provintz niemals wären betrogen worden. Darum lebe ich zu Goa gantz vergnügt, allwo mich jedermann lieb und werth hat: Alle

gehen mit mir vertreülich um: Kein Mensch legt mir was in Weg.

Gleichwie die Indianer von den Teütschen an Farb, Sprach und Geberden, also seynd auch unsere Früchten von den Böhmischen allerdings unterschieden. Alles Obst, so hier wächßt, ist in Teütschland unbekannt, und hinwiederum. Es gibt hier weder Bieren noch Aepfel, keine Kirsen noch Quetschen. Man weiß nichts von Nüßen, Pflaumen, Quitten, Pfersen. Hingegen haben wir weit eblere, und zwar das ganze Jahr hindurch alle drey Monathen immer andere und andere Früchten, als

Im Januario, Februario und Martio schönen Salath, welcher in Ueberfluß auf den Tisch gelegt wird, allwo Eßig, Oel und Salz ewig in Bereitschaft stehen. Item Popajo, Coccos, Caczu. Im April, Majo und Junio seynd die Ananas, Pembelin und Perendau.

Im Julio, Augusto und Septembri zeitigen die Mandas, Pyres und Melonen.

Im Octobri, Novembri und Decembri kommen die Ziacas, Cucumern, Demalaca, Attas, Annovegas, Bamboas und Brancas. Die Feigen währen das gantze Jahr und werden alltäglich dererselben drey auf jeden Tisch gesetzt: Sie seynd lang wie Tann-Zapfen, Goldgelb, und sehr

anmüthig zu eßen. Allein unsere Indianischen Früchten haben überhaupt zu reden einen Fehler, der auf keine Weiß zu beßern ist, daß man sie nemlich in fremde Länder nicht verschicken kan, weil sie unter-Weegs verfaulen. Zu dem laßen sie sich weder aufbehalten noch dörren. Man hat öfters Saamen, Wurtzen und Bäum nach Portugall, jedoch vergebens überschickt. Die Erfahrnuß hat gezeigt, daß die Bäum zwar wachsen, aber weder Blühe noch Obst tragen. Es gibt hier keine sonderbare Artzney-Kräuter, wir müßen uns mit dem Saamen behelffen.

Wir pflantzen hingegen in unsern Gärten schöne Weinstöck, allein unter zehen dererselben wird kaum einer mit Trauben versehen seyn. Die Ursach wird dem Abgang des Winters beygemessen, anerwogen bey so beschaffener warmen Luft die Erden samt den Pflantzen niemals ausruhet, folgsamlich diese immerfür in das Laub und Holtz auswachsen. Es gebricht uns zwar an wildem Holtz, weil alle Wälder um Goa lediglich in fruchtbaren Obst-Bäumen bestehen, und dannoch leiden wir an demselben keinen Mangel, indem es auf dem Meer in übermäßiger Menge zugeführt wird. Was ich oben von den Coccos-Bäumen geschriben, daß unsere Apothecken mit dero Eintrag erhalten werde, ist auch von dem Collegio, ja insgemein von allen Stiftern zu verstehen: Eines

jeden Reichthum wird nach der Zahl seiner Coccos-Bäumen ermeßen.

Alles Wasser, so man zu Goa trinckt, entsprießt aus einer eintzigen Quell, welche eine Viertel-Meil oberhalb der Stadt aus dem felsichten Gebürg Bad-warm und so dick hervor prudelt, daß sie eine Mühl treiben könnte. Diß heiße Gewäßer wird mittelst unterschidlichen steinernen Röhren, Schläuchen, Gewölbern, Thürnen und Schwybögen in die gantze Stadt verleitet: Je weiter daßelbe von seinem Ursprung getriben wird, desto mehr kühlt es sich ab, und kommt dermaßen kalt in die Stadt, als wär es lange Zeit in den tiefesten Keller gestanden, ohne daß selbes weder von der Sonnen-Hitz, noch von der entzündeten Luft sich wärmen liese. Es ist weiß, immerzu frisch, und klar wie Crystall. Die Art solches in den Häußern zu bewahren, hat an sich was wunderbares. Man füllt es in große, feine und wohlverglaßete erdene Krüg, deren einer bis zehen Eimer faßet: Dergleichen in unsern Collegio allein biß sibentzig nit zwar unter dem Dach, sonder in der freyen Luft an der Sonnen stehen, in welchen das Wasser unverändert biß zwey Jahr rein, kalt, gesund, und sehr trinckbar verbleibt; dann gleichwie andere Wäßer an der Sonn vor Hitz verfaulen: Also wird dieses an derselben für und mehr mehrers geläutert und kühler. Was noch seltsamer ist, es bewahrt seine Natur in allerhand Ge-

schirren, Gräben, Bächen und Bergwercken; es vermischt sich mit keinerley Metall, Erden oder Minerali. Man findet in unserer Gegend noch viel andere Brünn: Aber keiner hat diese Eigenschaften. Es wohnen allhier vier Gattungen Menschen: Als erstlich weiße oder Europäer. Zweytens jene einheimische Indianer, welche der Heil. Franciscus Xaverius vor Zeiten bekehrt hat, dero Nachkömmling biß auf diesen Tag beym wahren Glauben verharren. Drittens die verstockte abgöttische Heyden von eben diesen Land. Viertens die lasterhafte Mohren aus Africa, welche weder an Gott noch Abgott glauben, sonder wie das Viehe nach Antrieb ihrer fleischlichen Begierden leben: Auch so gar diejenigen, so beschnitten seynd, und dem Fabeltand deß Mahomets blinder Dingen anhangen. Was nun die Zahl betrifft, werden von einer Gattung so viel seyn als von der andern, zum Exempel zehen tausend Portugesen, zehen tausend getaufte Indianer, und so weiters, welche letztere die Portugesische Sprach erlernen müßen, zu verstehen in der Stadt, nicht auf dem Land; allermaßen kein Portuges sich bemühen will ein fremde Sprach zu erlernen, zumalen wenn die vielen angebohrne Ungeschicklichkeit darzu kömmt.

Damit nun wegen solcher Unwissenheit die armen Indianer deß Wort Gottes und dern heiligen Sacramenten nicht beraubt werden, hat der Apostolische Stuhl von Rom längst verwilliget,

daß man aus unsern Brandschwartzen Indianern einige hiezu taugliche Männer zu Priestern weyhe, denen obligt zu predigen, Schul zu halten, die christliche Lehr vorzutragen, Beicht zu hören, die Krancken zu besuchen, im Todt-Bett ihnen beyzustehen, die Heil. Sacramenta zu reichen, mit einem Wort alles zu thun, was die Seelen-Sorg mit sich bringt. Unsere viertzig Pfarrer seynd Portugesische Jesuiter, derer ein jeglicher mit zehen bis zwölf dergleichen schwartzen Caplänen versehen ist, welche an keine Ordens-Regel angebunden, sondern freyledige weltliche Priester seynd. Es kommt anfangs einem hier neü-angelangten Europäer seltsam vor, wann er auf dem Land eine Kirch besucht und gählings eine Meß anfahet: da sihet er einen nackenden schwartzen Mohren, so mehr einen Teüfel als Menschen gleichet, mit dem Meß-Buch aus der Sacristey hervor tretten: Ein eben so schwartzer Priester folgt ihm auf den Fuß in seinem Meßgewand nach. Allein Gott betrachtet die Reinigkeit deß Hertzens und nicht der Haut: Ich sorge lauter, es werden viel Europäische geistliche Seelen-Hirten, die ihrem Amt liederlich vorstehen, von diesen Gottseyfferigen Priestern an jenen Tag gerichtet werden, obschon auch die letztern nicht all- und jede ohne Tadel seynd.

Die Mohren aus Africa, welche zu Goa sich aufhalten, seynd alle Leibeigen, Glaubens-los und viehisch. Sie werden in ihrem Vaterland, abson-

derlich im Caffer-Gebieth um das Geld erkauft, ein jeder Kopf zu zwantzig, dreyßig, ja bißweilen hundert Gulden, mithin als Sclaven hieher gebracht. Man bedient sich ihrer anstatt des Viehes zum Lasttragen, weil die Goaner weder Pferd noch Esel halten, wie auch zu aller groben und verächtlichen Arbeit. Sie werden insgemein von ihren Herrn mit harten Brügeln zum Christenthum bekehrt: Ist der Herr aber ein Heyd, so zwingt er sie zur Abgötterey. Der vornehmste dern Indianern ist die Kuhe, mit dero Harn sie alle Tag andächtig ihre Häupter besprengen. Ferner verehren sie auch Katzen, Schlangen, Vögel und andere Thier. So wohl die Heyden als Mohren seynd hier viel sanftmüthiger, dann anderwerts, wo sie unter ihres Gleichen wohnen, und trachten nit nach Christenblut, sondern seynd vielmehr forchtsame Hasen, die ein jeder jagen kan. Auserhalb der Portugesischen Bottmäßigkeit hingegen ist ihnen wenig zu trauen, zumalen in Madura, wo unsre Mißionarii sich kleiden wie Brachmänner und gleich ihnen ein ewige sehr strenge Fasten beobachten. Im Gegentheil hab ich ebenfalls allhier ein ganz andern Aufzug an einem unserige Mißionario gesehen; der mittere Leib war zimlich wohl verdeckt, übrigens aber, das ist, von den Füßen biß ein wenig über die Knye, wie auch vom Nabel, biß über die Stirn nackend. Um den Leib vom Halß biß auf die Füß truge er ein weisen

Schleyer in Gestalt eines Mantels, und ein schöne rothe Mützen auf dem Haupt samt einen langen Bart.

Sonst mögte ich gern wissen, wo andere Apostlecker, die aus Böhmen, wie bekannt, lang vor meiner nach Ost-Indien gereiset, mögen hinkommen seyn. Es scheint, sie haben alle ihre Nahmen verändert und auf der Obern Befehl die Priester-Weyhe empfangen, damit sie fähig wurden nicht allein dem Leib, sonder auch der Seel ihres Nächsten die Gesundheit zu erstatten.

Es befinden sich allhier mancherley geistliche Ordensständ, als Dominicaner, Franciscaner, Augustiner, Theatiner und barmhertzige Brüder: Wir werden zu Goa weder Jesuiter noch von der Gesellschafft Jesu, sonder Pauliſten genannt, und zwar schon von den Zeiten des Heil. Xaverii her; dann gleichwie er in Mitten der Stadt ein Collegium, und stracks daran eine Kirch zu Ehren des Welt-Apostels Pauli erbauet; also seynd wir von selber Zeit an biß auf diese Stund Pauliſten benamset worden. Es ist auch dißfalls keine Aenderung zu hoffen.

Was die Kost angehet, ist an den Portugesen sehr zu loben, daß wiewohl ihnen bey dem Tisch Wein aufgesetzt wird, sie denselben gar selten und sparsam trincken, auch wenig essen. R. P. Franciscus Thillisch hat ihrem Beyspiel nachgeartet, und hiemit seinen Leib hefftig abgetödtet:

Ich hergegen bleibe bey dem teutschen Gebrauch, und halte dafür, ein Pferd, das sein Futter nicht ißet, pflege auch wenig zu arbeiten. Hinwiederum wird nicht allein vom Ertz-Bischoff in der Stadt, sonder auch von den Vorstehern in den Clöstern am Frey- und Samstag, wie nicht weniger an andern Fasttägen das Fleisch-Eßen leicht erlaubt und stark getriben.

Unsere Indianer haben von wilden Thieren, absonderlich von Löwen, Tigern, Nattern und Schlangen viel zu leiden, und seynd ihres Lebens niemalen versichert. Ich hab zwar dern Schlangen bißhero zehen Gattungen gesehen: Will aber dererselben jetzt nur etliche anführen. Einige, so bald sie einen Menschen erblicken, richten sich auf biß zu ihren Schlauch, wo der Schweiff anfangt, welcher auf der Erden ligen bleibt, sie zitschen wie bey uns die Gänß, und passen ihrer offt zwantzig zusammen auf dem Weeg einem herbeykommenden armen Indianer auf. Andere stellen sich sogar auf die Spitz ihres Schweifs, damit sie desto hurtiger springen können; beede diese Arten schießen wie Pfeil auf den Menschen, beißen denselben ins Gesicht oder auf die Brust so gifftig, daß er unfehlbar daran sterben muß, und tödten viel Leüth. Etwelche halten sich in der Höhe auf, sage auf Mäuren und Bäumen: Springen dem Indianer auf die Schulter, winden sich um sein Halß dergestalt streng, daß derselbe erstickt. Hin-

gegen gibt es andere etwann zwey oder dreymal größer als ein Aal, diese lauren im Graß auf den Menschen, wickeln sich um deßen Füß, besteigen den Leib, und blasen denselben in die Naß, wo von er ohne Biß gleich auf der Stelle sterben muß. Man findet daherum auch große Drachen ungefähr so dick als ein Eimer-Fäßlein und biß drey Claffter lang: Sie leben nur von Wildpreit, haben keinen Gifft, fügen dem Menschen keinen Schaden zu. Die Indianer stellen ihnen nach, fangen sie lebendig, und bringens in die Stadt, allwo dieselbe theüer verkaufft und von großen Herrn als Leckerbißen geeßen werden. Letztlich trift man Nattern an, welche nur bey der Nacht auf die Straßen kriechen, und denen Wandersleüthen aufpaßen.

Die Lands-Innwohner haben durch gewiße Erfahrnuß erlernet, daß, wann der Mensch den bißigen Nattern ein Schnupptuch, Mützen, Handschuhe oder andere Fetzen vorwirft, sie alle insgesamt zurück bleiben, und solchen Plunder in kleine Stücklein zerpeißen, mithin den Menschen Zeit lassen sich zu erretten, weil sie gewohnt seynd, das Nächste, so ihnen vorkommt, anzugreiffen.

Die Scorpionen bringen mit ihren Stichen gleichermaßen viel Leüth um das Leben. Seynd so groß als ein mittelmäßiger Bach-Krebs und dem Menschen sehr abhold. Ich hab bisher zween Indianer von Scorpion Stichen geheilet, von

Schlangen-Bißen aber nicht einen. Man hält billig für ein sonderbares Wunder deß Göttlichen Schutz, daß, so viel man weiß kein Mißionarius der Gesellschafft Jesu in Indien jemalen von einer Natter ist gebißen oder getödtet worden.

Seynd nun die Indianer dem Grimm deß gifftigen Ungeziffers, wie auch dern Löwen und Tigern so sehr unterworffen; so bleiben sie hinwiederum von andern Mühseligkeiten, welche in Europa herschen, gäntzlich befreyt. Man weiß hier nichts von Nierensteinen, Sand und Krieß: Nichts von Zipperlein und Podagram: Nichts von Haupt-Schmertzen und Kopf-Wehe: Nichts von der leidigen Wassersucht, noch von Läusen, welches letztere in einem dergestalt heißen Land, wo man ewig schwizt, sehr zu bewundern ist, anstatt obgenannter Kranckheiten herrschen bey uns die Fieber, welche aber leicht zu heilen seynd, wie auch die Krätzen und Geschwär. Uebrigens werden wir auch mit andern Europäischen Kranckheiten, als da seynd Darmgichter, Hunds-Wehe, Lungensucht, Krebs, Pestilentz, und was dergleichen mehr ist, nicht verschont.

Eine Sach können wir an unsern allergnädigsten Herrn, denen Königen zu Portugall mit keinerley Danck und Lob sattsam rühmen, daß nehmlich Ihro Majestäten auch sogar in äußerster Staats-Noth, da Cron und Scepter in Gefahr schweben, und samt unsern ligenden Güttern

und Fahrnußen, aller Steüren, Gaben, Auflagen und Beschwerden frey halten; welches nit allein von den ersten Stift-Güttern, sonder eben so wohl von den accessoriis, so wir nachmals erworben haben, zu verstehen. Nichts ist hier leichter, als die Einkünften zu vermehren; dann gleichwie einerseits diese hauptsächlich in Coccos-Wäldern bestehen, anderseits aber in denselben hin und wieder viel leere Platten zu erfinden seynd, darf ein hurtiger Procurator solche nur mit neüen Coccos-Pflanzen besetzen; so viel neüe Stämm, so vielmal fünf Seraphinen gewinnt er dem Collegio. Ein Seraphin betragt schier, doch nit gar, ein Rheinischen Gulden.

Weil ich deß Coccos-Baum so vielfache Meldung erregt hab, will nöthig seyn denselben zu beschreiben. Er wächßt schier, wie hie Palmen oder Dattel-Bäum: Kommt auch mit denenselben in vielen Eigenschafften übereins; jedoch empört er sich weiter in die Höhe, und ist dicker. Er soll alles an sich haben, was zum Schiff-Bau erfordert wird. Seine Frucht wird Coccos-Nuß genannt, ist über die maßen groß, daß sie auch biß zehen Pfund abwigt. Es hangen dererselben oft zwantzig Traubenweiß an einem Stengel, und werden alle Monath, oder wenigstens alle Viertel-Jahr frisch unter den Blättern hervor getriben. Die äußerste Schaale ist braun-gelb, und besteht in einem haarigten Bast, aus welchen die

Indianer Strick, Seil, und allerhand Thauwerk flechten, auch Decken und Segel zu weben wißen. Die innere Schaale ist Kesten-braun und hart wie Horn: Es werden aus derselben schöne Knöpf zu spanischen Röhren, saubere Büchsen und mancherley andere kostbare Tandlereyen theils geschnitzt, theils ausgedrechselt. Zu innerst ligt der edle Kern in Gestalt eines Marcks, so an der Schaale klebt, eines sehr lieblichen Geschmacks, im Kern aber ein Glaß voll weiß-trüben Wassers, welches den Menschen sonderbars ergötzt. Kurtz zu sageu, eine Persohn kan sich an solcher Nuß satt eßen und trincken. Wann der Kern überzeitig alt wird, erpreßt man aus denselben ein Oel, so nicht allein zum brennen, sondern auch zum Salat dient.

Ueber diß haben wir ein Ueberfluß an Fischen so wohl aus süßem als gesaltzenen Wasser: Halten auch hierzu unsere Fischer, und besitzen eigenthümliche Wäßer, allwo der Fang uns allein erlaubt ist. Derowegen eßen wir das gantze Jahr hindurch bloß allein auf Mittag Fleisch, auf die Nacht aber Fisch, und zwar immer anderst zugerichtet und von einer andern Gattung; solcher Umwechsel verhindert den Eckel, weil dieselben allzeit frisch in die Küchen geliffert werden. Es gibt ebenfalls unterschidlicher Arten wohlgeschmackter Krebsen: Etliche seynd wie große Aepffel, und dannoch ist an ihnen nichts genußbares, als zwey

starcke Schären. Andere haben sehr kleine Köpf, seynd aber lang, doch mit keinen Schären bewaffnet, und übrigens denen teütschen Krebsen fast gleich, den großen Schweif ausgenommen, der wohl ein Viertel-Pfund schwer und niedlich ist. Er siehet im Meer-Waßer schön roth aus, nach dem Sud aber bleichroth; ich übergehe andere mit Stillschweigen. Es fliegen auch bey uns viel Schaaren von allerhand Vögel, insonders viel Turteltauben herum: Allein die Indianer seynd zu ungeschickt solche zu fangen: Bey welchen man auch sonst einige unhöfliche Weisen antrifft, zumalen beym eßen, unter welchem keiner trinckt, sonder zu End deß Tischs ein gantze Kauthen von Porcelan voll oder halb voll einschenckt, und solche auf einen Schlund so starck in die Gurgel stürtzt, daß ihm die Augen übergehen. Sie wollen wißen, diese Art Wasser zu trincken sey die gesündeste. Ich laße sie gern dabey, und beharre dannoch bey der teütschen Mody: Dann ich trinck öfters, aber wenig Wasser und Wein untereinander.

Weiters ist mir auch fremd vorkommen, daß auf jeden Tisch ein Rädelthurn mit etwann 100 Löffeln und eben so viel Zahnstechern, gesetzt wird, da denn zu End der Mahlzeit, bevor man aufstehet, ein jeder in seinem Gebiß herum steuert. Diß Gezeüg ist bey uns von Haltz, bey großen Herrn aber von Gold und Silber, aus diesem

letztern Metall seynd auch ihre Tisch: Man siht auf denselben keine Teller, sonder ein jeder Gast hat sein besondere Schaalen aus Porcellan: Er ißet mit beyden Händen, mit welchen er die Speisen zerreißt, und die Trümmer jetzt mit der rechten, jetzt mit der lincken, bald mit beeden Händen in den schmutzigen Mund schiebt, daß es greülich anzusehen ist. Deßhalben seynd sie mit einer Mahlzeit bald fertig, wie vor Zeiten die Hebräer mit dem Osterlamm also zwar, daß wann auch der Vice-König sich jezuweilen würdiget mit uns zu speißen, wir über eine halbe Stund nicht sitzen bleiben; Comedetis festinanter Exodi XII. 11.

Wann ein ehrlicher Mann den andern hier besucht, so setzt der Haußherr dem Gast auf einer silbernen Schaalen einige Blätter von Betel-Kraut samt gelöschtem Kalch auf ein sauberes Tischlein, da sie dann beyde zusammen sitzen, mithin unter währendem Gespräch je ein Brocken dieses mit Kalch vermengten Krauts (wie einige Europäer den Brestl-Taback) käuen, wovon die Lefzen, wie auch die Zähn mit der Zeit roth werden. Sie mischen beynebens ein Stücklein von Arecca-Wurtzen, etwan einer Erbsen groß, darunter. Nichts anders wird bey den Heimsuchungen denen Gästen anerbotten, kein Getränck, kein Troffen Weins, noch Eß-Waar. Kein Weibsbild darf sich da blicken laßen, noch ein Geistli-

cher sie heimsuchen, daß folgsamlich ein Oberer, wann er einem dern Seinigen erlaubt auszugehen, sich um deß Weins und Frauenzimmers willen nicht zu bekümmern hat.

Ich kan nicht umgehen ein kleines Bäumlein, so allein in Herren-Gärten zu Goa, als ein Natur-Wunder zu sehen ist, Nahmens Folba-Zapatos zu entwerffen, weßen seltsame Blühe bis 6 Monath währt. Diese ist von morgen Frühe biß zwölf Uhr Mittags Schneeweiß, da sie ihre Farb verändert, und theils Feuer- theils Blut-roth aussihet biß Abends, da sie sich zusammen schließt und verbirgt, bis die Sonn wieder aufgehet: Gleicht der Malva Arborea. Es fällt zwar der alte Blust alle vierzehen Täg ab: Doch schießt alsobald ein neüer nach.

Zimmet, Jngwer, Zucker und Baum-Saffran wachßt bey uns häuffig. Jedoch kommt das gantze Jahr hindurch kein anders Gewürtz in die Küchen als Pfeffer, Jngwer und Zucker ohne Maß.

Nun abermal auf geistliche Ding zu kommen hab ich unter andern denen Umgängen, so hier zu Ehren des heiligsten Frohnleichnams gehalten werden, zugeschauet, und mich darab vielmehr geärgert als erbauet. Voraus ward von zwey Ochsen ein Karren gezogen, auf welchem ein aus Papier gepapter Berg stunde. Diesem folgten acht Paar theils verkleidete theils nackende Mohs-

ren mit Narren-Schällen, hinter welchen eine Schaar Kinder mit schreyen, hüpfen und tantzen ihre Zeit lustig zubrachte. Nach den Kindern kommen die erwachsenen Leüth und allerhand Gesind ebenfalls springend und jauchtzend. Diesen tretten alle geistlichen Ordens-männer in guter Ordnung auf dem Fuß nach: Ich hab dernselben biß vierhundert gezählt. Den Beschluß macht ein Priester, so über und über mit saubern Tüchlein dergestalt verhüllet ist, daß nur der Kopf heraus schauet: Dieser trägt das allerheiligste Sacrament in einer kostbaren Büchsen unter den Kleidern am Halß. Man ziehet auf diese Art von einer Kirch in die andere. Es hält im Merz-Monat diese Procession ein geistlicher Ordenstand nach dem andern, die Pauliſten allein ausgenommen, welche bey keiner zu erscheinen pflegen, sonder bey verschloßenen Thüren mit größerer Andacht durch die Gäng unsers Collegii den Göttlichen Frohnleichnam herum tragen; zu End dieses Umgangs gibt der Amts-Priester den Seegen nicht mit dem Hochwürdigen, so er gleich in den Tabernackel versperrt, sonder nur mit der Hand; maßen das Volck mit dem allerheiligsten Leib-Christi zu seegnen auch hier denen Bischöffen allein zustehet.

Gleichwie die Portugesischen und Indianischen Priester das Latein nit wohl verstehen: Also haben sie so wohl deß Breviers als Meßbuchs

Rubriquen oder Regeln auf Portugesisch drucken lassen. Ich hergegen hab ihr Sprach so vollkommentlich erlernet, daß ich sie so gut rede als die Böhmische. Mein teütsche Zung kommt mir ebenmäßig wohl zu statten wegen dern Holländern, welche in groser Zahl hieher schiffen, starkes Gewerb treiben, und sich ungemein freüen ein teütschen Jesuiter in Goa anzutreffen, mit welchem sie in ihrer Mutterspracb reden können: Dann Goa ist in Indien, was zugleich Cadix und Rom in Europa: Maßen aus allen vier Theilen der Welt Schiff allhier anländen, und allerhand Völker sich versammeln.

Man schreibt es dem Hochmuth und dem wollüstigen Leben dern Innwohnern zu, daß von der alten Stadt Goa kaum der zwanzigste Theil übrig, mithin dieselbe schier völlig zu einem lebendigen Steinhauffen. Wir seynd auf allen Seiten von sehr mächtigen Feinden, so den wahren Catholischen Glauben haßen, umgeben. Gegen Mittag haben wir die Holländer; gegen Aufgang und Mitternacht die Mahometaner, so auch Mohren genannt werden; gegen Abend und schier rings herum wohnen die abgöttischen Heyden. All= diese Völcker haben Goam öfters angegriffen, seynd aber allzeit mit blutigen Köpffen abgewisen worden. Keiner ist mehrers zu förchten, als der Groß=Mogor, weßen Unterthanen keinem Portu=

ge=

gesen Quartier geben. Wehe unsern Schiffen, welche von dem Ungewitter an ihr Land getriben werden: Alles muß ohne Gnad entweders sterben, oder die allerhärteste Dienstbarkeit ausstehen. Ich befihle mich allen Bekannten meiner werthesten Mutter, der Böhmischen Provintz, vorderst aber Euer Ehrwürden in Dero heiliges Gebet und Meß-Opffer, beynebens verharrend

Eurer Ehrwürden

Goa den 26. Dec. 1710.

wenigster Diener in Christo,
Christoph Matter. S. J. Mithelffer.

2.

Schreiben des Paters Tachard — Skt. Thomas — Heilige Berge — Grotte des Skt. Thomas — Wunder-Fenster — Kleines Kreuz — Brunnen — Skt. Thomas-Christen — Wunderwerk des Skt. Thomas-Kreutzes — Ganjam — Götze Coppal — Schlangen-Versöhnung — Jagrenat — Diebstahl eines Götzen-Auges — Geschichte der Pagode und des Götzen Jagrenat — Wallfahrer.

Den 19ten September 1710 schiften wir uns zu Pondicherey ein, und den 11ten des Morgens anferten wir vor Madras, wo Herr Laureas einige Geldkisten bey einem reichen, englischen Kaufmann

abzusetzen hatte. Obgleich in Europa Krieg zwischen den Franzosen und Engländern ist, und er ebenfalls in Indien zur See geführt wird, wenn ihre Schiffe auf einander stoßen, so leben doch beyde Nationen zu Lande in vollkommenem Einverständniß, welches den Trieb des Handels nicht wenig befördert. Der englische Statthalter nahm mich sehr höflich auf, und ich hatte alle Mühe von der Welt, ihn begreiflich zu machen, daß ich nicht die Ehre haben könnte, seine Einladung zum Mittagessen anzunehmen. Nachdem ich mich von ihm beurlaubt hatte, reisete ich nach Skt. Thomas, welches von Madras nur zwey Meilen *) entfernt ist. Der Bischof dieser Stadt, Herr Laynes, vor diesem Mißionar zu Madure, empfing mich mit vieler Güte und zärtlichen Antheil. Ich speißte den Tag darauf bey ihm, und fand, daß seine Tafel bloß mit Milch und Gemüsen besetzt wird.

Ich las Messe in einer Kapelle der Hauptkirche, wo sich Skt. Thomas einige Zeit aufgehalten haben soll. Man hebt hier noch verschiedene Reliquien von diesem Apostel auf, unter andern das Eisen der Lanze, mit welcher er durchbohrt wurde, einen Theil seiner Gebeine, und Stücke von seinen Kleidern. Zwey starke Meilen von Skt. Thomas, liegen zwey Berge, wovon der eine,

*) Französische Lieues. Dies gilt von jedem Meilenmaase in diesem Theile. R.

der große, der andere, der kleine genannt wird. Der kleine Berg ist auf drey Seiten sehr steil, und nur gegen Süd-West etwas gelinder abhängig. Man findet drey Kirchen darauf; die eine liegt auf der Mitte des Berges, Nordwärts, nach Madras zu. Man steigt auf steinernen, geräumlichen Stufen hinauf, mit zwey oder drey Seitengängen, die auf eine Erd-Terrasse stoßen, welche man auf dem Felsen angelegt hat. Von dieser Esplanade kommt man in die Kirche Unsrer lieben Frauen. Unter dem Altar, der sieben oder acht Stufen erhöht ist, befindet sich eine Höhle, von ohngefehr vierzehn Fuß Breite, und funfzehn oder sechszehn Fuß Tiefe; nur die westliche Seite der Höhle liegt also unter dem Altar. Diese Grotte, sie mag von Natur so gebaut, oder von Menschenhänden in diesen Felsen gehauen seyn, hält nicht über sieben Fuß in ihrer größten Höhe; man kriecht, sehr unbequem, durch einen Felsenspalt hinein, der fünf Fuß hoch, und etwas über anderthalb Fuß breit ist. Man hat weder den Eingang verschönern, noch sonst etwas an der Grotte ändern wollen, weil man glaubt, daß dieses der einsame Ort war, wohin sich der heilige Thomas zu begeben pflegte, um sein Gebet zu verrichten. Die Mißionarien haben einen Altar an dem östlichen Ende der Höhle aufgerichtet. Nach einer Sage unter dem Volk, soll eine Art Fenster in Süden, das ein sehr dunkles Licht in die Höhle

wirft, durch ein Wunder entstanden seyn, und sich der heilige Apostel durch diese Oefnung, aus den Händen des Bramen gerettet haben, der ihn mit seiner Lanze durchstieß. Sie setzen hinzu, daß er auf dem großen Berg gestorben sey, der nur eine halbe Meile davon, gen Südwest liegt. Andre, hingegen, behaupten, daß er die Wunde auf dem großen Berg empfing, als er vor dem Kreuze betete, das er selbst in den Felsen gehauen hatte, und das man noch jetzt daselbst sieht.

Von der Kirche Unsrer Lieben Frauen steigt man auf die Spitze des Berges, wo unsre Patres, ein kleines Gebäude aufgerichtet haben. Es ist auf dem Felsen selbst gegründet, den man mit vieler Mühe, geebnet hat, um diese kleine Einsiedeley nur ein wenig bequem zu machen. Gegen Süden dieser Wohnung, die im Winkel gebaut ist, trift man die Kirche der Auferstehung, und in derselben ein kleines Kreuz an, das einen Fuß hoch, und in einer kleinen, in dem Felsen angebrachten, Vertiefung befindlich ist, auf welchem der Altar der Kirche steht. Dieses kleine, erhaben eingegrabene, Kreuz, gleicht, bis auf die Größe fast ganz dem Kreuz des großen Berges. Man erzählt auch von ihm eben die Wunder, und ausserordentliche Symptomen, wie von jenem. Wenn das Kreuz des großen Berges die Farbe verändert, schwitzt, und sich mit Wolken bedeckt, so bemerkt man an dem kleinen Kreuze gleiche Ver-

änderungen, gleiche Gewölke, und gleichen, nur nicht so häufigen, Schweiß. Der Pater Sylvester de Susa, der seit langer Zeit auf dem kleinen Berge wohnt, versicherte mich Augenzeuge von diesem Wunder gewesen zu seyn.

Eine große steinerne, aber sehr jäh abhängige, Treppe, führt zu der Kirche der Auferstehung; sie fängt am Fuß des Berges gegen Westen, an, und endigt bey einer viereckigen Esplanade, die vor der Kirchthüre anhebt. Gen Süden, an der Altarseite findet man eine Oefnung im Felsen, die vier bis fünf Fuß lang, anderthalb breit, und fünf bis sechs Fuß tief ist; man nennt sie den Skt. Thomas-Brunnen. Aus Mitleiden, daß die Menge seiner Zuhörer, die sich aus allen Völkern zu seinen Predigten versammelten, so viel vom Durst ausstehn mußte, weil man nur Wasser in dem weitentlegnen Thale fand, kniete der Apostel der Hindus auf dem höchsten Gipfel des Berges nieder, schlug den Felsen mit seinem Stabe, und sah sogleich an derselben Stelle wo er betete, eine spiegelhelle Quelle entspringen, die auch sogar Kranke heilete, wenn sie, mit vollem Vertrauen auf die Vermittelung des Heiligen, davon tranken. Der Bach, der jetzt am Fuß des kleinen Bergs vorbey fließt, kam erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zum Vorschein. Er entstand vom Austreten des Wassers eines, weiter hin im Lande liegenden, Teichs, der bey einem

ſtarken Regen durchbrach, und dieſen kleinen Kanal verurſachte, der zur Zeit der Dürre, nur mit einem, halb ſalzigen, Waſſer angefüllt iſt, weil er, zwei Meilen vom kleinen Berg, mit dem Meer zuſammenhängt.

Es giebt noch Perſonen am Leben, die vor mehr denn funfzig Jahren, dieſes Loch in den Felſen, ſo wie ich es beſchrieb, geſehen haben. Sie verſicherten mich, daß einige Ketzerinnen allerhand Unreinigkeiten hineinwarfen, um, wie ſie ſagten, dem Aberglauben des Volks zu ſteuern. Sogleich blieb das Waſſer aus, und dieſe Weibsperſonen ſtarben noch denſelben Tag, zur Strafe ihres Fürwitzes, an einer auſſerordentlichen Kolik. Man ſchöpft und trinkt noch immer von dieſem Waſſer, und ſowohl die hieſigen Chriſten als die Miſſionarien verſichern, daß es noch eben ſo ſchleunige als wunderbare Geneſungen wirkt.

Erſt im Jahr 1551 wurde der kleine Berg, der vor dieſem nur eine ſteile Felſenſpitze war, zur Bequemlichkeit der Pilger, geebnet und gleich gemacht; dies beſagt eine Innſchrift, die oben an der Treppe, Nordwärts, auf einem, im Felſen befindlichen groſſen Stein, ſteht.

Der groſſe Berg iſt vom kleinen nur eine halbe Meile entfernt; ich habe ſeine Höhe nicht gemeſſen, aber er ſchien mir, dem Auge nach, drey bis viermal höher, und von ſtärkeren Umfang als der andre. Vor funfzig Jahren war er noch

so wüste und öde als der kleine Berg, an dessen Fuß man nur zwey Häuser findet, die, noch oben drein, erst seit drey oder vier Jahren gebaut worden sind. Aber jetzt sind die Zugänge zu dem großen Berg ganz mit artigen Lusthäusern besetzt, die Malabaren, Portugiesen, Armeniern, und sonderlich Engländern gehören. Die beyden Monate über, die ich das letzte Jahr auf dem kleinen Berg zubrachte, verging fast kein Tag, wo ich nicht Reuter, Kaleschen und Polanbine, nach dem großen Berg ziehn, oder von daher kommen sah. Man hat mich versichert, wenn die europäischen Schiffe von Madras abgeseegelt sind, daß alsdenn fast die Hälfte der schönen Welt dieser grossen Stadt, ganze Monate in dieser ländlichen Gegend zubringt.

Die Kirche Unsrer Lieben Frauen ist auf der Spitze des Bergs gebaut; sie ist ohnstreitig für die Katholiken in Indien, und hauptsächlich für die Skt. Thomas-Christen, das berühmteste und am häufigsten besuchte Monument der Andacht in diesem Welttheil. Die Skt. Thomas-Christen, welche die malabarischen Gebirge bewohnen, wallfahrten über zweyhundert Meilen weit her. Sie haben einen Erzbischof, den der König von Portugal ernennt. Die Liturgie der malabarischen Priester, die sich Casanares nennen, ist syrisch geschrieben. Diese Casanares sind die Pfarrer der verschiedenen Kirchspiele in diesen Gebirgen, wo

sich mehr denn 100000 Christen aufhalten, die zum Theil noch Schismatiker, zum Theil aber mit der römischen Kirche, zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts, von Don Alexis de Menezes, damaligen Bischof zu Goa und apostolischen Visitator, vereinigt worden sind. Es ist derselbe, der zu Diampar, einem beträchtlichen malabarischen Flecken, das berühmte Concilium hielt, wovon die Akten in der Folge zu Lissabon gedruckt worden sind.

Das vom heiligen Thomas im Felsen gehauene Kreuz, ist oberhalb dem großen Altar der alten Kirche befindlich, die seitdem von orthodoxen und schismatischen Armeniern sehr verschönert worden ist, und jetzt Unsre Liebe Frau zum Berg heißt. Sobald portugiesische oder armenische Schiffe sie, in der See, gewahr werden, und von der schiefen Seite her solche erblicken, so begrüssen sie solche allezeit mit einer Salve aus ihrem Geschütz. Dieses Kreuz hat ohngefehr zwey Fuß ins Gevierte, die vier Seiten desselben sind vollkommen gleich; es ist ohngefehr einen Zoll erhaben, und nicht über vier Zoll groß. Ich hatte Anfänglich, auf das Zeugniß des Paters Kircher, geglaubt, daß sich an den vier Spitzen Pfauen befänden, allein ich überzeugte mich mit meinen Augen, daß Pater Kircher durch falsche Nachrichten hintergangen worden ist, und daß es Tauben und keine Pfauen sind.

Es gilt für eine ausgemachte Sache, sowohl unter den heidnischen als christlichen Hindus, daß dieses Kreuz das Werk des heiligen Thomas, eines der zwölf Aposteln des Heilandes sey, und daß er zu den Füssen desselben Kreuzes, an dem Lanzenstoß gestorben, den er von einem Bramen empfing. Wer über die Sendung und den Tod dieses Apostels andrer Meinung seyn wollte, würde sich der Verfolgung und dem Haß der Christen in ganz Indien bloß geben, zumahl da sie noch durch Wunder unterstützt und bekräftigt wird.

Vor ohngefehr sieben oder acht Jahren, entstand während der Predigt an einem Feyertag, als die Kirche ganz mit Menschen angefüllt war, auf einmal ein verwirrter Lärm unter den Leuten, die von allen Seiten Wunder! Wunder schrien! der Mißionar der nahe bey dem Altar stand, mußte so gut Wunder als die andern rufen, denn, das Kreuz, wie er mir selbst versichert hat, das von groben und unpolirten Felsenstein ist, dessen Farbe in ein Schwarz-Grau fällt, wurde plötzlich röthlich, dann braun, und zuletzt glänzend weiß. Hierauf überzog es ein dichtes Gewölke, das es aller Blicke verbarg, und als dieser Wolken-Schleyer sich nach und nach zertheilte, ward das Kreuz ganz feucht, und schwitzte so stark, daß das Wasser an dem Kreuz bis auf dem Altar herab lief. Die Andacht der Christen pflegt Tücher mit diesem wunderbaren Wasser zu benetzen, und sorgfältig

aufzuheben. Auf die Bitte verschiedener Personen von Stande, und um sich noch besser zu überzeugen, stieg der Mißionar auf den Altar, nahm sieben oder acht Schnupftücher, wischte das Kreuz damit ab, und gab sie ihren Eigenthümern ganz feucht zurück. Man muß wohl bemerken, daß dieses Kreuz von sehr hartem Stein, und dieser von derselben Beschaffenheit wie der übrige Felsen ist, in welchem das Kreuz ausgegraben worden; daß das Wasser sehr häufig daran herunter rinnt, unterdessen der andre Felsen ganz trocken bleibt, und daß es diesen Tag sehr heiß war. Einige Engländer die zugegen waren, und nicht leugnen konnten, was ihre Augen sahn, untersuchten den Altar, und alles, von innen und außen auf das sorgfältigste, um eine natürliche Ursache, oder den Betrug zu entdecken, womit man die Leichtgläubigkeit des Volks hintergehn wolle; sie fanden nichts, wurden aber doch nicht überzeugt. Sobald der Schweiß nachzulassen anfing, schickte der Pater Rektor von Skt. Thomas einen Mißionar auf den kleinen Berg, um nachzusehn, was sich dort ereigene, dieser versicherte mich ebenfalls, daß er das dasige Felsenkreuz feucht, als ob es geschwitzt, gefunden habe, so daß die Vertiefung, worinn es stand, ganz naß davon war.

Dieses Wunder hatte sich seit vielen Jahren auf dem großen Berge nicht zugetragen, und sich auch seitdem nicht wieder ereignet. Die Portus-

giesen, die gewohnt sind, alles auf ihr Land zu ziehn und zu deuten, haben mir mehr als einmal zugeschworen, diese Erscheinung, wenn sie sich zutrage, sey die Vorbedeutung eines Unglücks, das ihrer Nation drohe. Sie führten mir auch verschiedene Beyspiele von Vorfällen aus dem vorigen Jahrhundert an, die durch dieses wunderbare Kreuz vorhergesagt seyn sollen.

Ganjam ist eine von den beträchtlichsten Handelsstädten, die man von Madras bis Bengalen, antrift; alles ist hier in Ueberfluß vorhanden, und der Hafen sehr bequem. Man baut hier Schiffe in großer Anzahl und mit wenigen Kosten. Wir zählten acht und neunzig dreymästige Schiffe am Strand, und achtzehn dergleichen auf den Werften, an welchen, zu gleicher Zeit, gebaut wurde. Die Leichtigkeit und der Reichthum des hiesigen Handels, würden gewiß alle Europäische Nationen hieher gelockt haben, wenn die Eifersucht der Einwohner nicht eine Hinderniß ihrer Niederlassung gewesen wäre. Obgleich diese Völker unter der mogolischen Botschaft stehn, so wähnen sie sich doch noch im Besitz ihrer Freyheit, weil sie das Recht haben keinen mohrischen Statthalter in ihrer Stadt dulden zu müssen. Ein englischer Kaufmann, Symond, wollte vor einigen Jahren seine Wohnung mit einer kleinen Backstein-Mauer umgeben, allein der Statthalter und die Einwohner nöthigten ihn sogleich, von seinem

Vorhaben abzustehen. „Wir kennen die Europäer, „sagten sie; man erlaube ihnen Häuser von Back„stein, und es werden Festungen daraus.“ In der ganzen Stadt ist bloß eine große Pagode und die Wohnung des Statthalters von Stein gebaut, alle übrigen Häuser sind von Leim, oder einer Art Thonerde, und von innen und aussen mit Kalk überzogen. Sie sind nur mit Stroh oder Rohr gedeckt, und alle zwey Jahre muß das Dach umgeändert werden, welches ziemlich beschwerlich ist.

Die Größe der Stadt ist mittelmäßig; die Gassen sind enge, und schlecht angelegt; die Zahl der Einwohner ist groß. Sie liegt unter dem 19° 30′ nördlicher Höhe, auf einem kleinem Hügel, längst des Flusses, und eine Viertelmeile von seiner Mündung. Vor zwölf Jahren war sie weit geseegneter, sowohl an Reichthum, als Bewohnern; sie lag dem Meere damals weit näher; allein einer der heftigsten Ostwinde, der gegen Abend entstand, machte daß das Meer austrat und die Stadt unter Wasser setzte. Wenige Einwohner entgingen dieser Gefahr.

Obgleich die Hindus übertrieben abergläubisch sind, und anderswo Pagoden in Menge haben, so findet man doch zu Ganjam nur eine einzige. Es sind nicht über zwanzig Jahre, daß man sie zu bauen angefangen hat. Diese Pagode ist weiter nichts als ein maßiv steinerner Thurm, von vieleckiger Form, ohngefehr 80 Fuß hoch, und

30 bis 40 im Umfang. Mit dieser Steinmasse ist eine Art Saal verbunden, wo der Götze seinen Aufenthalt nehmen soll, wenn das Gebäude geendigt seyn wird. Bis dahin, hat man Coppal, so heißt der Götze, in ein benachbartes Haus gethan, wo er von Opferpriestern und Devadaschi, das ist, Sklaven der Götter, bedient wird. Diese Devadaschi sind lüderliche Weibspersonen, deren Amt es ist, zu tanzen, und mit kleinen Glocken nach dem Takt zu klingeln, wozu sie Gesänge, sowohl in der Pagode selbst, unter dem Opfern, als auf den Strassen singen, wenn der Götze seinen feyerlichen Umgang hält.

Die Geschichte des Götzen Coppal, ist eben so sonderbar als verwickelt und dunkel. Was mir die Bramen davon erzählt haben, ist voller Widersprüche, und von aller Wahrscheinlichkeit entblößt. Folgendes kann man mit Gewisheit davon behaupten. Vor dreißig Jahren, brachte ein fremder Kaufmann, eine ziemlich ungestaltete Statue mit; es war ohngefehr die Gestalt eines Menschen, dessen Höhe anderthalb Fuß betrug, und der vier Hände hatte: zwey hielt er erhaben und ausgestreckt, und in den beyden andern eine Art Flötrawär. Der Kaufmann setzte diese Statue zum Verkauf aus. Ein Götzenpriester, der sie gewahr wurde, machte sogleich allenthalben bekannt, daß dieser Gott ihm erschienen wäre, und zu San-

jam mit eben der Feyerlichkeit verehrt seyn wolle, als der Jagrenat. Der letzte ist ein berühmter Götze, den man in einer Stadt anbetet, die funfzehn oder sechszehn Meilen nördlich von Ganjam liegt. Der Traum des Bramen, wurde überall als eine göttliche Eingebung angesehn. Man kaufte die Bildsäule des Coppal, und gelobte ihm einen Tempel zu bauen. Der Statthalter hütete sich wohl, das Volk von seinem Irrthum zu überzeugen; er fand zu sehr sein Interesse dabey, um es nicht darinn zu lassen; deswegen legte er, mit Einwilligung der Vornehmsten der Stadt, eine allgemeine Taxe auf, um die Kosten des Tempels zu bestreiten. Jederman bemühte sich, an einem so guten Werke Theil zu nehmen; man versicherte mich, daß der Statthalter mehr Geld von dem Volke zog, als kaum zu zwey Tempeln nöthig gewesen seyn würde.

Ohngeachtet ich ungemein viel Gelehrigkeit unter den Völkern dieser Künste gefunden habe, so muß ich doch bekennen, daß zu Ganjam eine Verderbniß der Sitten herrscht, die ich vielleicht in ganz Indien nicht wieder in dem Grad antreffen werde. Man überläßt sich hier fleischlichen Ausschweifungen, so ohne Scheu und so öffentlich, daß ich beym Schall der Trompete bekannt machen hörte, daß ein Besuch bey den Devadaschi die in der Stadt wohnten, mit Gefahr

verbunden sey, daß man hingegen aber mit den Devadaschi des Tempels des Coppal, in aller Sicherheit kosen könne.

Barambur liegt vier Meilen von Ganjam. Die dasige Festung ist merkwürdig. Sie besteht in zwey Felsen von mittelmäßiger Höhe, die von einer steinernen Mauer umgeben werden, welche fast so hart als Marmor ist. Sie mag wohl tausend Schritte im Umfang haben; gegen Norden läuft ein kleiner Fluß an ihren Mauern hin, und fällt eine Meile weiter ins Meer. Man sagte uns daß über dem Thore eine so uralte Inschrift befindlich sey, daß niemand ihre Züge oder Buchstaben mehr kenne. Ich hätte sie gern gesehn, aber man verstattete mir nicht, mich ihr zu nähern, weil man wußte, daß ich ein Europäer war. Man versicherte mich, daß vor sechszig Jahren, hundert Eingebohrene sich zwey Jahre lang in dieser Festung, wider ein fürchterliches Heer, vertheidigten, und nur durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden konnten. Das ganze platte Land ist gut angebaut, sonderlich an den Bergen, wo Reiß und Getrayde zweymal des Jahres, so wie in Bengalen sehr reichlich wächst; allein die Luft ist hier weit gesünder, und das Vieh weit fetter und stärker.

Während meines Aufenthalts zu Ganjam, war ich Zeuge von einer eben so ausschweifenden als abergläubischen Ceremonie. Ein alter Bra-

mine begab sich, in Begleitung zweyer von den vornehmsten Damen der Stadt, zu einem kleinen Erdhaufen, welchen die Carias, oder weiße Ameisen, zwanzig Schritte von unserm Hause aufgeworfen hatten. Nach verschiedenen lächerlichen Grimassen, sprach der Bramine einige Worte aus, und goß Wasser auf den Erdhügel. Nun näherten sich die Damen gar andächtiglich, und schütteten gekochten Reiß, Oel, Milch, Butter, und eine Menge Blumen ebenfalls auf den Hügel. Dieses dauerte drey Stunden, und eine Dame lösete immer die andere ab, um ihr Opfer zu bringen. Ich fragte was das Alles bedeuten solle? und man sagte mir, daß sich in diesem Haufen einige von den Schlangen befänden, die man auf portugiesisch, Cobra Capella nennt, und deren Biß tödlich ist, wenn man nicht auf der Stelle, ein hier zu Lande übliches Mittel, dawider braucht. Diese Damen waren so treuherzig zu glauben, daß sie durch ihre Opfer, ihre Kinder und Männer vor dem Biß dieser Thiere sichern würden.

Wir verliessen die Rheede von Ganjam mit einem Südost-Wind, und entdeckten am Morgen des andern Tages die Pagode des Jagrenat, die eine Meile tief im Lande liegt. Jagrenat ist ohne Widerspruch die berühmteste und reichste Pagode von ganz Indien; das Gebäude ist prächtig, sehr erhaben, und sein Bezirk von großem Umfang.

fang. Die Pagode wird noch durch die große Anzahl der Pilger, die von allen Seiten dahin wallfahrten, und durch die Schätze an Gold, Perlen und Edelsteinen, merkwürdiger, die sie zieren. Sie giebt ihren Namen der Stadt, und dem ganzen Königreiche. Man wird sie, bey heiterm Wetter, zehn oder zwölf Meilen weit in der See gewahr. Der Rajah des Landes ist zwar dem Scheine nach, dem Groß-Mogel zinsbar, und er führt sogar den Titel eines Reichs-Beamten, aber man fodert weiter keine Huldigung von ihm, als daß er das erste Jahr, wo er Besitz von seiner Statthalterschaft nimmt, in Person dem Nabob von Catek aufwartet.

Dies ist eine beträchtliche Stadt zwischen Jagrenat und Balassor. Der Rajah pflegt diesen Besuch allezeit unter einer guten Begleitung zu machen, um vor allen widrigen Begegnungen völlig sicher zu seyn.

Ich hätte mich gern selbst von allen den Merkwürdigkeiten unterrichtet, die mir von der Pagode des Jagrenat erzählt worden waren; aber man sagte mir, daß niemand hineingelassen werde, der nicht öffentlich für einen Götzendiener bekannt sey, sonderlich ist man vor den Franzosen auf seiner Hut. Denn man behauptet im Lande für gewiß, daß ein Franzose, sich vor dreißig Jahren, unter der Tracht eines Pandaron, in den Tempel

geschlichen, darinn versteckt, und bey Nacht einen großen Rubin von unschätzbaren Werth gestohlen habe, der eins von den Augen des Götzen ausmachte. *)

Dieser Tempel ist sonderlich wegen seines Alterthums berühmt. Die Geschichte seiner Entstehung ist sehr drollig. So lautet die Landessage: nach einem furchtbaren Orkan fanden einige Fischer, an der Küste einen Balken, den das Meer ausgeworfen hatte; er war von einem ganz besondern Holze, und niemand konnte sich besinnen, jemals dergleichen gesehn zu haben. Er wurde zu einem öffentlichen Gebäude bestimmt, und man schleppte ihn mit vieler Mühe, bis zu den nächsten Wohnplätzen, wo hernach die Stadt Jagrenat erbaut wurde. Beym ersten Hieb mit der Axt, den man in den Balken that, strömte Blut heraus. Der bestürzte Zimmermann schrie, Wunder! Das Volk stürzte von allen Seiten herbey, und die Braminen, die bey dem ganzen Vorfall am stärksten interessirt waren, ermangelten nicht sogleich die Gottheit dieses Holzes, und die Nothwendigkeit seiner Verehrung zu beweisen.

*) Ein neuerer Brief vom Jahr 1753, beschuldigt einen Engländer dieses Diebstahls, und setzt hinzu, daß der Stein an den König von Frankreich verkauft wurde, und sich das Auge des Jagrenat noch unter dem Schmucke der Krone befände. Die Franzosen, fährt er fort, thaten ihr möglichstes den guten Götzen ganz blind zu machen, aber es hat ihnen bis jetzt nicht glücken wollen.

Unterdessen war der rothe Saft, der aus dem Balken floß, und den man für Blut auslegte, gar nichs ausserordentliches. Ich habe dergleichen Balken, die aus den benachbarten Gebirgen kommen, zu Ganjam gesehn. Wenn das Holz nicht zur guten Jahreszeit gefällt, und zu lange in der Sonne gelassen wird, so wird es innwendig von Würmern angefressen, die bis ins Herz dringen. Wirft man es hierauf ins Wasser, so saugt es sich gar bald voll, und das eingezogene Wasser fließt häufig heraus, sobald die Axthiebe tiefer dringen.

Dieser Balken war von einem rothen Holze. Es giebt dergleichen Bäume in Menge in Pegu und Tannasserim. Das Blut war also nichts als ein eingesogenes Wasser, das die Farbe des Holzes angenommen hatte. Unterdessen wurde der Balken zu einer Bildsäule, von fünf bis sechs Fuß Höhe, umgeschaffen, die sehr schlecht gemacht ist, und mehr die Gestalt eines Affen als eines Menschen hat. Die Arme sind ausgestreckt, und stumpfe, die nur bis an den Ellbogen gehen; vermuthlich, weil man die Statue nur aus einem einzigen Stück hat machen wollen; denn sonst trift man in Indien keine verstümmelte Statuen an. Diese Völker halten sie für was ungeheueres, und wenn sie die Büsten von unsern Heiligen-Bildern sehn, so machen sie den Christen Vorwürfe, so grausam zu seyn, und die Gegenstände ihrer Anbetung so zu verstümmeln.

Der Tribut der von den Pilgern gehoben wird, macht für den Rajah von Jagrenat, einen sehr beträchtlichen Theil seiner Einkünfte aus. Man bezahit beym Eintritt in die Stadt, drey Rupien an die Wache im Thore, und dies Geld ist für den Rajah. Ehe man einen Fuß in den Bezirk des Tempels setzt, muß man dem vornehmsten Braminen, der die Aufsicht hat, eine Rupie einhändigen, und dies ist das geringste, was man geben kann, und dessen sich auch die ärmsten Pilger nicht entbrechen können. Die Reichen zollen ansehnliche Summen. So kostete es einem begüterten Kaufmann von Balassor, über achttausend Rupien. Man kann sich den Zusammenlauf von Pilgern nicht vorstellen, die zu Jagrenat aus ganz Indien, sowohl von diesseits als jenseits des Ganges, anlangen. Es giebt welche darunter, die einen Weg von mehr denn dreyhundert Meilen, unter beständigem, sich auf die Erde Niederwerfen, zurückgelegt haben; nemlich, indem sie aus ihrer Wohnung traten, warfen sie sich der Länge nach, mit, über den Kopf ausgestreckten Armen, auf die Erde; standen wieder auf, und warfen sich von neuen nieder, doch so, daß jetzt ihre Füsse den Platz einnahmen, den vorher ihre Hände eingenommen hatten; und so trieben sie es den ganzen Weg über, bis ans Ende ihrer Pilgerschaft, auf der sie, dieser seltsamen Art zu reisen wegen, manchmal viele Jahre zubringen. Andre schleppen

schwere und lange Ketten, die an ihrem Gürtel hängen; und einige tragen auf ihren Schultern, einen eisernen Käfig, in welchem ihr Kopf eingeschlossen ist.

Nach einer gefährlichen Fahrt auf dem Ganges, erreichte ich endlich Bengalen, die reichste und geseegneteste Provinz Indiens, denn alle Nationen bringen Geld ein, und nur Waaren wieder heraus. Die Engländer allein haben in diesem Jahre über sechs Millionen Thaler eingeführt.

3.

Schreiben des Paters de Bourzos, an die Gräfin von Soude'; aus der Mißion zu Madure, 1713 — große Armuth — Drückung der Niedern — Vergraben der Schätze — die Casten — wenige Achtung vor Europäer — Verhältnisse der Weiber gegen ihre Männer — Geschäfte der Weiber — Reiß — Speisen und Getränke — Anekdote von einer Flasche Wein — Obst, Gewächse, Blumen — Jagd — Thiere — Pflüge — Ochsen und Büffel — Ehrfurcht für Esel — Ratten — der Adiba — Schlangen — Insekten — Ameisen — Tracht der Mißionarien — Schuhe — Sandalen, und Schluß daraus auf die Bilder der Heiligen — Kleidung — Königreich und Stadt Madura — Triumphwägen der Götzen.

Ich will versuchen, Frau Gräfin, Ihre Neugier zu befriedigen, und alle die Fragen, die Sie mir vorgelegt haben, nach der Reihe zu beantworten; allein ich werde mich ganz kurz fassen müssen,

wenn nicht mein Brief zu einen Band anwachsen soll, welches gewiß geschehn würde, wenn ich ins Detail von allen Religions- und andern hiesigen Gebräuchen und Gewohnheiten gehn wollte.

Es giebt hier eben den Unterschied von Rang und Geburt wie in Europa; eben den Unterschied von Reichen und Armen, von Hohen und Niedern, nur in Indien noch mehr als bey uns. Die Armen machen hier eine große Anzahl aus; vor vier oder fünf Jahren starben eine Menge dieser Unglücklichen Hungers, oder waren gezwungen ihre eigene Kinder und sich selbst zu verkaufen, um ihr Leben zu fristen. Manche arbeiten sich den ganzen Tag fast zu Tode, und verdienen kaum so viel, als sie zu ihrer und ihrer Familie Unterhalt für denselben Tag brauchen; man sieht unzählige Wittwen, deren ganze Haabe und ganzes Einkommen, bloß in einer Art Spinnrad besteht; andre, sowohl Manns- als Weibespersonen sind so dürftig, daß sie nur ein paar Lumpen haben um ihre Blöße zu bedecken, und nicht einmal eine Matte, worauf sie schlafen könnten. Die Häuser unsrer europäischen Bauern sind Palläste in Vergleich der elenden Hütten, worinn die meisten Hindus wohnen. Drey, vier irrdene Töpfe, machen das ganze Hausgeräthe aus. Viele von unsern Christen besuchen das ganze Jahr durch keine Kirche, weil sie nicht so viel Reiß oder Hirse haben, um unterwegens leben zu können.

Man findet viele reiche Leute in Indien; Ackerbau, Handel, Aemter, sind die gewöhnlichen Wege, durch welche man reich wird; aber der arme Landmann hat Mühe genug, sich vor der Unterdrückung zu schützen; Betrug und Wucher walten im Handel ob, und die Bekleidung eines Amts ist wahre Blünderung. Noch ein andres und kürzeres Mittel sich zu bereichern, ist das Stehlen. Es geht hier sehr im Schwange, und ich glaube nicht, daß es ein Land noch in der Welt giebt, wo kleine Diebstähle mehr verabscheut werden, und große ungestrafter durchwischen. Sollten Sie glauben, Frau Gräfin, daß es unter den Hindus eine ganze Caste giebt; die sich nicht schämt, öffentlich das Handwerk von Strassenräubern zu treiben, und sich darnach zu nennen? Die Landleute müssen erstaunt auf ihrer Hut, sonderlich des Nachts, seyn, damit man ihnen nicht ihre Ochsen und Kühe stielt, allein ihres Wachens ohngeachtet leiden sie doch einen Verlust über den andern. Man hat diesen nächtlichen Räubereyen, durch Ausstellung eigener Wächter, Einhalt zu thun gesucht, die von dem Landmann unterhalten und bezahlt werden; allein das Hülfsmittel ist schlimmer als das Uebel, denn diese Wächter stehlen ärger als die Diebe selbst.

Die Könige und Große scharren ungeheure Schätze durch ihre Drückungen zusammen; aber welchen Gebrauch glauben Sie wohl, daß sie von

diesen Schätzen machen? Sie vergraben sie, und so giebt ihr Geitz der Erde wieder, was die Haabsucht andrer mit unsäglicher Mühe aus ihrem Schoos hervorgehohlt hat. Ohne dieses Schätzevergraben, würde das Gold hier sehr häufig seyn. Der verstorbene König von Tanjur hat viele Millionen einscharren lassen. Am Grabe seines Goldes, brennen, wie man sagt, beständig vier bis fünf Lampen, zum Gedächtniß dieser That. Einige die dergleichen Schätze vergraben, sollen, dem Teufel Menschen opfern, damit er davon Besitz nehme, und sie nicht in andre Hände kommen lasse. Andre stellen diesen Schätzen nach, und opfern ebenfalls dem Teufel Kinder und schwangere Weiber, um sie zu entdecken. Manchen gelingt ihr Schatzgraben, andre wähnen Gespenste zu erblicken, und sterben wohl gar für Schrecken oder aus andern Ursachen, *) eines plötzlichen Todes.

Ueberhaupt genommen, ist es hier Verbrechen für einen Privatmann, reich zu seyn. Keiner Beschuldigung wird williger das Ohr geliehn, und kein Verbrechen schärfer geahndet. Man bringt sogleich den Beklagten auf die Tortur, um ihm durch die Schmerzen das Geständniß seiner vergrabenen Haabe abzuzwingen. Zwey von mei-

*) Die Leser danken mir wohl die Weglassung der Gespenster-Apologie des Mißionars, und der Schatzgräberey. R.

nen Neubekehrten sind auf diese Art am den Bettelstaab gebracht, und einer von ihnen auf seine ganze Lebenszeit zum Krüppel gemacht geworden. Dies ist Ursache, daß die Reichen ihre guten Umstände sorgfältig verheimlichen, und oft bey grossem Vermögen nicht besser wohnen, gekleidet oder gespeißt sind, als der ärmste Mann. Daher trift man auch unter so vielen wirklich dürftigen, so viele andere an, die es scheinen und nicht sind. Einer Menge Faullenzer nicht zu gedenken, die in der Tracht eines Pandaron, oder indianischen Büßenden, im Lande umherstreichen, und durch ihre wahre oder scheinbare Lebens-Strenge, das Mitleiden des Volkes erregen, und es um große Allmosen schnellen. Sogar gewisse Braminen, die doch von einer weit edlern und reichern Caste als alle andre sind, machen sich eine Ehre daraus zu betteln, und Allmosen zu nehmen. Einige von ihnen, empfingen vor einiger Zeit, ein Fanam, der ohngefehr fünf Sols nach hiesigem Geld (ein und ein halben Groschen sächsisch) gilt, und der Statthalter des Ortes, ein sehr reicher Bramine, schämte sich nicht Ansprüche auf dieses Allmosen zu machen, und für seinen Antheil einige schlechte Kupfermünzen einzustreichen, wo das Stück ohngefehr einen Heller, nach unserm Geld, betrug.

So sorgfältig man in Indien seinen Reichthum versteckt, so eyfersüchtig ist man hingegen

auf allen Unterschied, den Rang, Würden und Geburt gewähren. Kein Volk nimmt es genauer in diesem Punkt, als dieses. Sie werden gehört haben, gnädige Frau, daß diese Nation sich in verschiedene Casten, fast wie die Israeliten in Stämme, eintheilt; diese Casten sind so viele Classen von Personen, die gleichen Rang, gleiche Geburt, und ihre eigenen Gebräuche, Herkommen und Gesetze haben. Schöne Thaten können wohl hier reich und geehrt machen, aber nicht in Adelstand erheben. Dieser ist bloß ein Zufall der Geburt; kein Privatmann kann ihn erhalten, und der König selbst kann ihn nicht verleihen. Dieser vermag nicht das geringste über die Casten, und kann sich eben so wenig in eine höhere Caste versetzen, als der geringste seiner Unterthanen; so stammt, zum Beyspiele, der jetzt regierende König, aus einer der niedrigsten Casten ab. Sehr oft entstehn über diese verschiedene Vorzüge, Streitigkeiten unter diesen verschiedenen Stämmen. Manche Casten sind so verächtlich, daß Personen einer solchen Caste, einer andern Person von einer höhern Caste nicht ins Gesicht sehn dürfen, und thäten sie es, so würde diese das Recht haben, sie auf der Stelle zu töden.

Nichts ist falscher, als was Robbe in seiner Erdbeschreibung von der vermeintlichen Achtung sagt, welche die Hindus für die Europäer hegen.

Sie können auf die Größe dieser Achtung aus folgendem Beyspiele schlieſſen: ein Christ vom niedrigsten Pöbel, klagte sich's für eine grosse Sünde an, daß er einen andern, Sohn eines Prangui, das ist, Sohn eines Portugiesen oder Europäers, gescholten habe. Wir Mißionarien haben deswegen auf nichts sorgfältiger zu sehn, als diesem Volke zu verhehlen, daß wir Pranguis sind; der geringste Verdacht würde der Fortpflanzung unserer Lehre unüberwindliche Schwierigkeiten in Weg setzen.

In Indien giebts weder Finanzräthe noch Rechtsgelehrte; die Intendanten oder Statthalter verwalten sowohl die Justiz als die ökonomischen und militairischen Fächer. Die Justiz wird ohne viele Weitläuftigkeit und Aufsehn verwaltet. Die meisten Prozesse, sonderlich die von geringerer Wichtigkeit, werden gleich im Dorfe abgethan; jeder führt seine Sache, und die Vornehmsten sind die Richter; von ihrem Ausspruch wird selten weiter appellirt, sonderlich, wenn diese Richter wie es fast immer zu geschehn pflegt, unter die Ersten der Caste gehören. Kommt die Sache bis vor dem Statthalter, so endigt sie sich gemeiniglich auf dieselbe Weise, ausgenommen, daß beyde Partheyen gewöhnlich zu einer Strafe verdammt werden; denn das Interesse des Statthalters will, daß er beyde straffällig finde. Oft schwankt die Wage der Gerechtigkeit, wenn der Richter bestos

chen ist; wird er aber von beyden Seiten bestochen, so bleibt sie im Gleichgewicht.

Was die militärische Verfassung anbetrift, so weiß ich ebenfalls nichts mehr davon zu sagen, als daß es hier ziemlich friedlich zugeht. Von Zeit zu Zeit werben die Statthalter Soldaten, oder der König läßt Truppen in eine Provinz einrücken, aber dies geschieht nur, um irgend einen aufrührerischen Großen, der den Tribut nicht erlegen will, zu bändigen, oder die zu züchtigen, die zu schreyende Ungerechtigkeiten auf sich bürden. Man belagert ihre Vesten; das Geschütz donnert; aber von beyden Seiten wird wenig Blut vergossen, und es geht ziemlich schläfrig zu. Hat nur der Schuldige Geld, und läßt er sich willig zu einem billigen Vergleich finden, so verfährt man ganz säuberlich mit ihm, und stellt es ihm frey, wie er sich durch neue Erpressungen am armen Volk schadlos halten will. Diese Großen sind so viele kleine Herrn, die unumschränkt in ihrem Ländchen gebieten, und deren ganze Abhängigkeit in einen kleinen Tribut besteht, den sie dem Könige entrichten müssen. Sie sind erblich, statt daß die Dauer der Intendanten- oder Statthalter-Würde, von der Willkühr des Fürsten abhängt. Mancher Statthalter ist es nur vier Tage, und doch weiß er sich in dieser kurzen Zeit zu bereichern, wenn er es nur ein wenig versteht. Oft bringt man solche Statthalter auf die Tortur, um ihnen das

Erworbene wieder abzuzapfen, und zulezt sezt man sie wieder in ihre Aemter ein, wenn sie auch noch so arg gehaust haben.

Die Criminal-Gerichtsbarkeit wird eben nicht mit großer Strenge ausgeübt. Ich sagte oben, daß der Reiche immer schuldig sey; ich kann aber eben so gut, ohne in einen Widerspruch zu fallen, hinzusetzen, daß der Reiche immer unschuldig bleibe. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben ist die Sache der Intendanten; sie schätzen das Feld nach Belieben, und wissen den Landmann so zu trillen und zu plündern, daß er oft leer ausgeht, und die Erndte, auf welche er seine Hofnung gründete, in fremden Händen sieht.

Die Weiber sind mehr Sklavinnen als Gefährtinnen ihrer Männer. Gewöhnlich pflegt der Mann seine Frau zu dutzen, diese aber redet nie mit oder von ihrem Mann, als in den ehrerbietigsten Ausdrücken. Ich weiß nicht ob es aus Ehrfucht, oder aus andern mir unbekannten Gründen geschieht, daß eine Frau niemals den Namen ihres Mannes nennt, sondern sich in diesem Fall der Periphrasen und höchstlächerlicher Umschreibungen bedient. Kein Mensch wundert sich, wenn ein Mann seine Frau schlägt, oder mit Schelworten mishandelt; muß er sie nicht zurechte weisen, wenn sie fehlt? sagen sie! Die Frau darf niemals an der Tafel ihres Mannes erscheinen, und wir wagen es nicht einmal uns merken zu

lassen, wie abweichend hierinn die europäischen Sitten von den hiesigen sind. Die Frau bedient den Mann, als ob sie seine Sklavin, und ihre Kinder, als ob sie ihre Magd wäre; daher kommt es nachher, daß sich die Kinder auch gewöhnen, sie als eine solche zu behandlen, zu dutzen, ihr verächtlich zu begegnen, ja oft die Hand an sie zu legen. Die Herrschaft der Schwiegermutter ist immer streng und rauh; ihrer Schwiegertochter bürdet sie die ganze Last des Haushalts auf, und giebt sie Befehle, so geschichts immer auf eine harte und gebietrische Art. Oft aber flüchten sich die Weiber aus dem Hause ihrer allzutyrannischen Männer, und begeben sich zu ihren Verwandten, die sie in Schutz nehmen. Dann geht es an ein Zanken und Schmähen; die niedrigsten und gröbsten Ausdrücke werden nicht gespart, und an dergleichen ist ihre Sprache reich. Die Frau kehrt nicht ehe in das Haus ihres Mannes zurück, bis er selbst oder seine Verwandte sie aufzusuchen kommen, und dann läßt sie ihnen oftmals manche vergebliche Reise machen. Hat sie sich endlich durch sein Bitten und Flehn erweichen lassen, so giebt man dem Mann einen Schmauß, söhnt ihn mit seiner Frau aus, und sie zieht mit ihm heim.

Die häuslichen Beschäftigungen der Weiber bestehn darinn, Wasser zu hohlen, Holz zu sammeln, Reis zu stampfen, die Küche zu besorgen,

das Haus und den Hof rein zu halten, Oel zu schlagen und mehr dergleichen Dinge. Das Oel wird von der Frucht eines Gesträuchs gewonnen, das einige unsrer Botaniker Palma Christi nennen. Man läßt diese Frucht leicht rösten, setzt sie zwey bis drey Tage an der Sonne, stoßt sie bis zu einem Muß, löst dieses Muß oder Teig mit Wasser auf, indem man zwey Maaß Wasser zu zwey Maaß gestossene Frucht schüttet, und läßt das Ganze wohl sieden. Wenn das Oel oben aufschwimmt, gießt man es entweder ab, oder schöpft es mit einem Löffel ab. Man wäscht hierauf den Satz in Wasser, und erhält auch noch aus dem Satz ein wenig Oel.

Die Art wie man den Reiß stampft, hat etwas sonderbares. Der Reiß, wie Sie wissen, wächst mit einer eben so rauhen und harten Hülse bekleidet, wie die Gerste. Der Reiß, wenn er noch in diesem Zustand ist, wird hier Nellu genannt. Man läßt ihn leicht im Wasser kochen, trocknet ihn an der Sonne, und stößt ihn zu wiederhohltenmalen. Wann er das erstemal gestampft ist, geht die grobe Haut ab; das zweytemal schält er sich von dem rothen Häutchen, welches darunter ist, und zeigt sich mehr oder weniger weiß, nachdem die Sorte Nellu war, denn man hat dessen auf dreißigerley. So gestampft, heißt der Reiß Arisi. Zwey Gemässe guter Nellu, geben ein Gemäß Arisi. Es wird davon nicht so meh-

lig und zerbrockelt, wie unser europäischer Reiß, sondern er ist schön und ganz. Unterdessen glaube ich doch nicht, daß er sich lange hält. Uebrigens hat der Reiß in Indien nicht die Eigenschaft zu quellen, wie unsrer Europäischer; die Hindus würden es sehr gerne sehn, und sie wundern sich, wenn wir ihnen erzählen, wie wenig Reiß in Europa hinreicht, einen Topf zu füllen.

Die Zeit welche den Frauenzimmer, nach ihrer Wirthschaft-Besorgniß übrig bleibt, wenden sie zum Spinnen an, und das ist ihre gewöhnliche Beschäftigung; Nähter-Arbeit verstehn sie nicht, sie wissen nicht einmal mit der Nadel umzugehn. In gewissen Casten ist dem Frauenzimmer das Spinnen nicht erlaubt; in andern legen sie sich bloß auf Körbe- und Matten-Flechten, und diese können nicht einmal Reiß stampfen; in einigen dürfen sie kein Wasser hohlen, sondern das muß eine Sklavin oder der Mann thun. Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle diese Ausnahmen herzählen sollte; ich begnüge mich Ihnen das Allgemeine und Gewöhnliche bekannt zu machen. Ueberhaupt genommen, erlaubt der gute Ton keinem Frauenzimmer in diesem Lande, lesen oder schreiben zu lernen; dies überläßt man den Sklavinnen der Pagode, damit sie die Hymnen des Gottes singen, und seine Feste durch ihre Gesänge feyern können.

Wasser ist das gewöhnliche Getränke; nicht, als ob man hier nicht auch berauschende Tränke verfertigte, aber die trinkt nur der niedrigste Pöbel, und Leute von einiger Erziehung oder Lebensart, verabscheuen sie. Unter die vornehmsten dieser Getränke, gehört Saft, der aus den Aesten der Palme, in ein daran befestigtes, Gefäß fließt. Man macht auch aus einer gewissen Rinde und Palmen-Cassonade einen Brandtewein, der wie der europäische brennt. Andre bereiten einen berauschenden Wein, aus gegohrenen Getraybe oder andern Körnern. Wir Mißionarien sind zufrieden, wenn wir gutes Wasser haben, und das findet sich nicht allemal, sonderlich im Marava, wo die Brunnen- und Quell-Wasser fast alle ungesund sind. Unsern Kirchen-Wein lassen wir aus Europa kommen; wir verbergen ihn aber sorgfältig, aus Furcht, die Heyden mögten sich einbilden, wenn er in ihre Hände fiele, es sey eben ein solches Getränke wie ihre künstlichen Weine. Vor ohngefehr drey Jahren wurde eine meiner Kirchen in meiner Abwesenheit geplündert; ein Soldat fand eine Flasche Wein, die halb voll war: er hatte eine unbeschreibliche Freude darüber, weil er den Wein für eine Tinktur hielt, womit man Gold machen könne: denn die Hindus, die uns ganz ohne Einkünfte wissen, und uns doch manchen Aufwand sowohl zum Unterhalt unsrer Catecheten,

als Verzierung unsrer Kirchen machen sehn, bilden sich ein, daß wir das Geheimniß nicht des Steins, sondern des Oels der Weisen, besitzen. Der Soldat nahm also die Flasche, hing sie mit dem Strick, der daran befestigt war, an seinen Arm, und setzte sich auf sein Pferd. Zum Unglück riß der Strick, die Flasche fiel, zerbrach, und alle seine schönen Hofnungen gingen mit ihr verloren.

Reiß ist die gewöhnliche Nahrung; Sie werden begierig seyn seine Zurichtung zu wissen. Leute in guten Umständen machen ihn mit einer kurzen Brühe, oder mit einer „Sose" von Fleisch, Fisch, oder Zugemüse zurechte; manchmal essen sie den Reiß mit Kräutern, die wie Spinat gekocht sind, oder mit einer Art kleiner Bohnen, die sich wie unsre Schminkbohnen kochen. Aber alles dieses ist auf gut indisch, das heißt, sehr schlecht zugerichtet. Man ißt ihn auch mit Milch, oder thut etwas geschmolzene Butter daran. Die Armen und die gemeinen Leute, essen ihn bloß mit gekochten Kräutern, oder mit Molken, oder auch bloß mit ein wenig Salz; der Hunger ersetzt das übrige.

Glauben Sie aber deswegen nicht, als ob man hier überall von Reiß lebe; da, wo ich mich alleweile befinde, nährt man sich bloß von Hirsen; es giebt dessen fünf bis sechs Arten, die wir alle in Europa nicht kennen. Man bereitet ihn

wie den Reiß, oder ißt ihn auch bloß als Brey. Auf einigen Bergen wächst recht schöner Waizen, aber bloß die Türken und Europäer bedienen sich desselben. Die ersten machen kein Brod wohl aber eine Art Waffelkuchen daraus, so viel ich aus dem, was man mir davon erzählt hat, habe schliessen können. Die Europäer an der Küste, backen Brod und Zwieback davon, ohngefehr wie Schiffszwieback. Was uns Mißionarien betrift, so sind wir weder reich, noch Geschäftlos genug, um selbst an Brodbacken denken zu können; überdies ist kein Sauerteig hier üblich, und man nimmt statt dessen Palmensaft zum säuren, dessen wir uns aber nicht bedienen können, ohne uns in den Augen dieser Völker herab zu setzen. Aus der nemlichen Ursache haben wir nicht einmal Eßig zu unserm Salat, ohngeachtet man aus eben dem Safte sehr guten Eßig erhält, wenn man ihn vierzig Tage lang, in einem, wohl zugemachten Gefäße, in die Sonne setzt. Wir enthalten uns alles dessen, was nur die mindeste Beziehung auf diese, hier verhaßte, Getränke hat, und folgen Skt. Paulus Beyspiele, der lieber hungern, als seinen Bruder ärgern wollte.

Ich habe fast keinen einzigen europäischen Obstbaum hier angetroffen; einige saure Citronen ausgenommen. Als ich hieher kam, bildete ich mir ein, daß Drangen was sehr gemeines seyn müßten, aber so lange ich hier bin, habe ich keine

reife Orange weder gesehn noch gekostet. Man läßt die wenigen Früchte die daran sind, nicht recht reif werden; man nimmt sie ganz grün ab, und macht sie in einer scharfen Lake ein, um sie mit Reiß zu essen.

Das gemeinste Obst ist die Bananas oder indianische Feige; aber man muß sie sich nicht an Farbe und Figur wie unsre Feigen vorstellen. Es giebt auch Manglen, sonderlich nach der Gebirgseite zu. So haben wir auch, aber bloß in unsern Gärten, einige Datteln und Gojaven; ingleichen Weinstöcke, die ziemlich viel Trauben tragen, aber die Vögel und Eichhörner lassen sie selten zu ihrer Reife kommen.

Unter das Zugemüse gehören verschiedene Arten Körbse, Gurken, und verschiedene andre, dem Lande eigene, Kräuter. Man kennt hier den Saurampfer nicht, er wird durch die Tamarinde ersetzt; es giebt auch Lauch; aber Kohl, Rüben und Salat, sind ausländische Pflanzen, die aber, wenn man sie säet, ziemlich gut fortkommen. Die Missionarien, die immer auf Reisen, und mit wichtigern Dingen beschäftigt sind, haben daher weder Lust noch Muße sich mit der Gärtnerey abzugeben. Wir würden einen Gärtner halten müssen, der nichts thäte als das dürrgesengte Land, zu begiessen, und zu bearbeiten. Man erblickt hier weder Eichen, Fichten, Ulmen, noch Nußbäume; es herrscht eine eben so große, ja weit

größere Verschiedenheit, zwischen den Bäumen Indiens und Europas, als zwischen den Einwohnern beyder Länder. Eben das gilt vom Blumenwerk; die Tuberosen, Sonnenblumen und Lorbeerrosen ausgenommen. Alle andre Blumen die ich gesehn habe, sind uns Europäern unbekannt; man zieht sie mit großer Sorgfalt, um die Götzen damit zu putzen.

Die Jagd ist hier jedermann erlaubt, aber das Wild wird nicht sehr gestört. Von Zeit zu Zeit jagen zwar einige vornehme Herrn zum Zeitvertreib, aber bey weiten nicht mit der Leidenschaft, die man in Europa für diese Lustbarkeit hat. Die Pferde hier zu Lande sind klein und schwach, aber wohlfeil. Die für die Armeen, läßt man aus fremden Ländern kommen, und sie kosten viel, gewöhnlich fünf bis sechshundert Thaler das Stück. Ich glaube nicht, daß das Klima diesen Thieren sehr zuträglich ist; es bedarf unendlicher Sorgfalt, um sie zu erhalten; kein Tag geht hin, wo man ihnen nicht was stärkendes eingeben muß, ehe man sie strigelt, und bey der geringsten Pause, die man sie auf Reisen machen läßt, muß man mit der Hand über ihren ganzen Leib fahren, ihnen das Fleisch und die Sennen drücken, und einen Fuß nach den andern aufheben: unterläßt man es, so ziehen sich ihre Nerven zusammen, und sie gehn in kurzer Zeit zu Grunde; da es hier keine Wiesen giebt, und man weder Heu noch

Hafer erndtet, so füttert man den Pferden nichts als grünes Graß, welches an gewißen Orten, und zu gewissen Monaten des Jahres, sehr schwer aufzutreiben ist. Statt des Hafers giebt man ihnen eine Art Linsen, die gekocht werden. Die Ochsen sind hier von großem Nutzen, man schätzt eines Mannes Vermögen immer nach der Anzahl seiner Ochsen. Man bedient sich ihrer zum Ackerbau und Fahren; man spannt sie auch in Karrn. Die mehresten haben einen großen Buckel auf dem Hals. Will man sie in Karrn spannen, so thut man ihnen einen Strick um den Hals, und bindet an diesen Strick eine Stange überzwerch, die auf dem Hals der beyden angespannten Ochsen ruht, und an diese Stange, wird wieder die Deichsel des Karrens befestigt.

Die Pflüge haben keine Räder, und das Eisen das die Stelle der Pflugschaar vertritt, ist so schmal, daß es die Erde, worein man den Hirsen säen will, nur aufritzt. Der Reiß verlangt weit mehr Arbeit und Kultur; die Felder wo man ihn säet, sind immer am Rand der Teiche, die ausdrücklich gegraben werden, um das Regenwasser darinn bewahren, und in der dürren Zeit die Felder begiessen zu können. Es giebt fast so viele Teiche als Ortschaften. Die Karren sind nicht besser ausgedacht als die Pflüge; es giebt deren so wenige, daß ich ihrer nicht über sechs gesehn zu haben glaube, seitdem ich im Lande bin

aber desto mehr Prunk-Wagen sind mir zu Gesichte gekommen, die ziemlich gut gearbeitet waren. Die Räder sind klein, und werden aus grossen Bretern gemacht, die man über einander befestigt; sie sind nicht beschlagen, und statt der Nabbe dient ein Loch, das in der Mitte dieser Breter-Masse angebracht ist. Der Kasten des Wagens selbst ist sehr erhaben, und ganz mit Schnitzwerk und unanständigen Figuren überladen. Auf diesen Wägen werden die Götzenbilder im Pomp durch die Strassen geführt. Man weiß hier nicht, was eine Kutsche ist; große Herrn lassen sich in Palankinen tragen, aber sie müssen erst des Prinzen Erlaubniß dazu haben.

Man findet auch zu Madura eine Menge Büffel, die man zum Ackerbau braucht, und eben so anspannt wie die Ochsen. Es ist hier ein des Todes werthes Verbrechen, einen Ochsen, eine Kuh, oder einen Büffel umzubringen: es sind noch keine zwey Jahre, daß man zwey oder drey Personen aus Einerley Familie, eines solchen Todschlags wegen am Leben strafte; ich weiß nicht, ob ein Menschenmord ihnen eben die Strafe zugezogen haben würde. Ich erinnere mich, daß man auf einer der französischen Inseln in Westindien, einsmal bey Lebensstrafe verbot, einen Ochsen zu tödten, damit die Fortpflanzung des Geschlechts nicht geschwächt würde; und vielleicht hat eben ein solcher politischer Grund die Hindus zu einen

gleichen Verbot bewogen. Die Ochsen sind nirgends unentbehrlicher, als in diesem Lande; sie vermehren sich nur mittelmäßig; sind dabey häufigen Krankheiten unterworfen, und das Sterben herrscht sehr oft unter ihnen. Das gewöhnlichste Heilungsmittel in ihren Krankheiten ist, sie zu brennen; übrigens haben die Hindus eben so viel Abscheu vor ihrem Fleisch, als einige Europäer vor dem Pferdefleisch; nur die Casten von der verächtlichsten Classe, wagen es davon zu essen, wenn diese Thiere ihres natürlichen Todes gestorben sind.

Ganz anders aber halten sie es mit den Fledermäusen, Eydechsen, Ratten, und gewissen weissen Ameisen. Wenn diese weisse Ameisen Flügel bekommen haben, und bey ihrem Fluge in die Moräste gefallen und ertrunken sind, so laufen die Hindus herbey, um sie aufzufischen, und das soll nach ihrer Versicherung, ein herrliches Gericht seyn. Ziegen, Lamm, Huhn, sind gebräuchliche Speisen. Man sieht hier eine Art Hühner, deren Fleisch ganz schwarz ist, wie ihre Knochen. Sie sind aber eben so gut als die andern. Ich habe hier keine indianische Hähne oder Hühner zu Gesichte bekommen; vermuthlich hat Westindien ihnen den Namen gegeben. Fisch, ist ebenfalls nach dem Geschmack der Hindus; sie lassen ihn an der Sonne dürren, essen ihn aber nicht leicht ehe, bis er ganz verdorben ist; dann finden sie ihn

fürtreflich, weil er alsdenn besser ersetzt, was der Reiß fades hat.

Man findet hier Esel wie in Europa, und ihr Gebrauch ist derselbe. Sie werden wohl nicht darauf fallen, Frau Gräfin, daß es hier eine ganze Caste giebt, die behauptet in gerader Linie von einem Esel abzustammen, und sich daraus eine Ehre macht. Sie werden mir vielleicht antworten, daß diese Caste unter die allerschlechtesten gehören muß? Im Gegentheil, es ist eine von den guten, und selbst die Caste des Königs. Alle Mitglieder dieser Caste, behandeln die Esel, wie ihre leiblichen Brüder. Sie leiden nicht, daß man sie überlade, oder zu sehr schlage. Sollten sie jemand gewahr werden, der wirklich so barbarisch und hart mit ihnen umginge, so würden sie ihn sogleich beym Gericht angeben, und er gestraft werden. Man kann diesem Thiere wohl einen Sack aufladen, aber man kann nichts weiter auf dem Sack selbst legen, und wer sich diese Freyheit heraus nehmen wollte, würde sich üble Händel mit den Cawarrawa=Duguer (so heissen die Personen von dieser Caste) auf den Hals ziehn. Was bey dieser Thorheit noch am unverzeihlichsten ist, besteht darinn, daß sie oft weniger Mitleid mit den Menschen, als mit diesen Thieren haben. Im Regen, zum Exempel, werden sie wohl ein Obdach dem Esel, aber nicht seinem Führer geben, wenn dieser nicht von einer guten Caste ist.

Die hiesigen Hunde sind erstaunt häßlich; es giebt auch wilde und zahme Katzen, und Ratten von allen Arten. Die Hindus gehn hier auf die Rattenjagd, wie wir in Europa auf die Kaninchenjagd. Eine Art Ratte, gleicht ziemlich an Feinheit des Fells dem Maulwurf, nur daß es nicht ganz so schwarz ist. Sie bekriegt die Schlangen. Noch eine andre Gattung, wühlt unter der Erde wie der Maulwurf, man findet sie aber nur in Häusern arbeiten.

Man hat mir von einer Art Katze erzählt, von der man den Bisam erhält; ich habe sie aber nicht gesehn, und weiß nicht, ob es wirklich eine Katze ist, noch wie sie diese wohlriechende Substanz hervorbringt. Sie soll sich an einem Pfal zu reiben pflegen, und den Bisam daran lassen, welchen man denn vom Pfahl nimmt. Unter den wilden Hunden giebt es einen, den man ehe für einen Fuchs halten sollte. Die Hindus nennen ihn Nari, und die Portugiesen Adiba. Man sagte mir, er habe seine festgesetzten Stunden, wo er des Nachts heule, und dies geschehe von sechs zu sechs Stunden; allein ich bin oft des Nachts gereiset, und habe ihn zu allen Stunden heulen hören.

Schlangen giebt es in großer Menge. Einige sind so giftig, daß eine Person die von ihnen gebissen wird, nicht acht Schritte geht, ohne zu sterben; deswegen hat man sie die Schlange von

acht Schritten genannt. Eine andre nennen die Portugiesen cobra de capelo, welches nicht Hut-Schlange, wie einige Europäer geglaubt haben, sondern Lappen-Schlange heißt. Ihr Name kommt daher, weil sie, wenn sie böse wird, sich mit dem halbem Leib empor hebt, nur mit dem Schwanze kriecht, und ihr Hals sich, wie ein Domino aufbauscht, auf welchem drey schwarze Flecken erscheinen, die, nach der Meinung der Hindus, dieser Schlange eine gewisse Grazie geben, daher sie solche auch die schöne oder gute Schlange genannt haben, denn dies Wort hat beyde Bedeutungen. Die Heyden haben eine Art von religiöser Ehrfurcht für diese Schlange; sie würden eine Sünde zu begehn glauben, wenn sie eine davon tödeten.

Unter andern Insekten sieht man hier auch grüne Fliegen, die bey der Nacht leuchten; sie suchen feuchte Oerter. Wenn die Nacht dunkel ist, und ihrer viele sind, so ist es ein überaus angenehmes Schauspiel, diese unendliche Menge von kleinen, fliegenden Sternen zu sehn. Unter den Ameisen ist die schädlichste die weisse, welche die Hindus Carreian, und wir Caria nennen. Dies Insekt ist die gewöhnliche Beute der Eichhörner, Eidechsen, und gewisser Vögel, deren Namen mir unbekannt ist. Um sich vor so vielen Feinden zu schützen, besitzt diese Ameise die Geschicklichkeit, sich ein Stockwerk von Erde, fast so hoch wie ein Mensch, zu bauen. Sie führt

ihr Gebäude vom Grund an, mit angefeuchteter, und herbeygeschafter, Erde auf, und weiß es so gut zu mauern, daß ein sehr starker und fast uns aufhörlicher Regen erfordert wird, um dem Gebäude einen merklichen Schaden zuzufügen. Die Felder sind mit dergleichen Ameisen-Thürmen angefüllt, und die Ackersmänner zerstören sie nicht, theils weil sie zu hart sind, und theils weil sie in wenigen Tagen wieder hergestellt seyn würden. Diese Hügel sind voller Gassen, in Form unregelmäßiger Kanäle; der Caria verläßt sie zu gewissen Stunden, um auf Fütteruug auszugehn; er beißt das Graß schnell ab, und trägts in seinen Hügel.

Eine andre Gattung von Caria ist weit kleiner, und herbergt gewöhnlich in den Häusern. Man findet im Mittel seines Haufens eine Art Waben, fast wie die Waben der Bienen; von da kriecht das Insekt aufs Dach, und so wie es weiter kriecht, bedeckt es sich, und formirt mit der herbeygeschanzten Erde, eine Art von Röhre, die ihm zum Weg dient; es frißt die Palmblätter und das Stroh an, womit unsre Dächer und Kirchen gedeckt sind, so, daß das Gebäude beym ersten Wind einstürzt. Es macht sich an alles dürre Holz, und zernagt es in Kurzem. Dies so kleine Thier hat mich gezwungen, eine ziemlich schöne Kirche zu verlassen, und die für meine Neophyten sehr bequem gelegen war. Sie war so voll von diesen Insekten, daß kein Dach sechs Monate ganz

Tracht eines Missionairs in Hindostan.

Weise sculps.

blieb. Die Christen die zur Kirche kamen, und kein andres Bette als den Erdboden hatten, fanden den andern Morgen ihre Matte und Leinwand zerfressen. Wir haben auch Bienen, aber man giebt sich nicht die Mühe ihnen Körbe zu bauen; deswegen mangelt es aber doch nicht an Wachs und Honig, das aus den Bienenstöcken gehohlt wird, welche die wilden in den Gebirgen anlegen.

Beyliegende Zeichnung, kann ihnen einen Begriff von der Tracht unsrer hiesigen Mißionarien machen. Sie besteht in einem simplen Kattun, der weder roth noch gelb ist, sondern dessen Farbe in beyde fällt. Das Gefäß das sie in der Hand tragen, ist von Kupfer. Da man nicht überall Wasser, und trinkbares Wasser antrift, so sind sie gezwungen, immer welches bey sich zu führen, um sich unter einem so brennenden Himmelsstrich erfrischen zu können. Das Fußwerk wird ihnen ein wenig sonderbar vorkommen; es ist eine Art Sohle, fast wie die, deren sich in Frankreich einige Franziskaner bedienen, nur mit dem Unterschied daß diese mit Riemen befestigt, die indische Sohle hingegen bloß durch einen hölzernen Nagel gehalten wird, der seinen Platz zwischen dem großen und dem folgendem Zähen hat. Diese Art sich zu beschuhen, ist uns nicht allein eigen; die Könige und die vornehmsten Herren, bedienen sich gleicher Sohlen, nur daß die ihrigen von Silber, unsre hingegen von Holz sind. Sie behaupten daß diese

Art Schuhe, die reinlichste und bequemste sey, die man für dieses Land ausfindig machen könne. Reinlich, weil man zu jeder Zeit sie und die Füsse waschen kann, welches wegen der Hitze hier sehr nöthig ist; bequem, weil sie sich so leicht an und ausziehn läßt. Anfangs kostet es nicht wenig Mühe, und man leidet viel bis man sich daran gewöhnt; aber Zeit und Gedult machen es endlich zur Gewohnheit, und der Fuß bekommt an dem Orte Schwülen, so daß man ohne Beschwerde gehn kann. *)

Auf unsern Reisen, die wir gewöhnlich zu Fusse thun, bedienen wir uns keiner Sohlen, aber ich weiß nicht was dann am beschwerlichsten ist, mit blossen Füssen auf diesem brennend-heissen und mit kleinen Steinen besäetem Boden zu gehn, oder lederne Sandalen wie die Eingebohrnen zu gebrauchen. Diese Sandalen sind eine blosse Sohle ohne Oberleder, die an dem Fusse vermittelst einiger Riemen befestigt wird. Es setzen sich leicht Sand und Steine darzwischen, und verursachen sehr viel

*) Ein andrer Mißionar macht eine sehr üble Schilderung davon. „Diese Mode ist unerträglich, sagt er, und es kostet unbeschreibliche Mühe ehe man sich daran gewöhnt. Ich habe viele Mißionarien gesehn, wo die Haut zwischen den beyden Zähen von dem hölzernen Nagel ganz durchgerieben war, und die Wunde dauerte vier bis fünf Monate, bis sie heilete. Ich selbst habe mich mit einer solchen Wunde ganzer sechs Monate geschleppt. Deswegen sagte einer von unsern Mißionarien, daß, so schwer auch die Sprache sey, er doch leichter gelernet habe zu reden als zu gehen.

Schmerzen. Es ist nicht von der feinsten Lebensart, Sandalen zu tragen, und deswegen zieht man sie jederzeit aus, so oft man vor einer Person erscheinen muß, der man Respekt schuldig ist. Unsre europäischen Bilder, wo die Heiligen auf Römisch gekleidet, mit Sandalen an den Füssen vorgestellt sind, empören die indische Politesse. Unterdessen tragen doch verschiedene Braminen dergleichen.

Was die Moden in Indien betrift, so bleiben sie immer dieselben; diese Völker weichen nicht gern von ihren Gebräuchen, sonderlich nicht in der Art ab, sich zu kleiden. Gemeine Leute machen nicht viel Umstände; sie umwickeln sich den Leib mit einem schlechten Kannevas oder Kattun, und oft fällt es den Armen schwer, sich ein Stück solchen Kattuns zu ihrer Bedeckung zu verschaffen. Grosse Herrn kleiden sich sehr sauber, nach ihrem Geschmack, und nach der Wärme des Klima's. Sie bedecken sich mit einem sehr weissen kattunen Rock, der zugleich sehr fein und durchsichtig ist, und ihnen bis auf die Ferse hängt, sie haben rothe Beinkleider und Strümpfe von einem Stück, und die bis an die Fuß-Biege gehn. Statt der Schuhe tragen sie eine Art „Escarpins" von rothem, gestickten Leder, wo die Hintertheile unter den Fersen niedergetreten sind. Sie haben Ohrengehänge von Gold oder Perlen. Der Gurt ist von einem seidenen Stoff mit Gold gestickt; die Armbänder sind von Silber, um den Hals tragen sie goldene

Ketten, oder Schnüre von Goldkörnern. Die Damen haben fast dieselbe Kleidung, und man unterscheidet sie von den Mannspersonen nur an dem Kopfputz der anders ist.

Wir Mißionarien haben neben jeder Kirche eine Hütte zu unsrer Wohnung, und manchmal einen kleinen Garten. Auf unsern häufigen Reisen herbergen wir entweder bey den Christen, wenn es welche an dem Orte giebt, oder bey den Heyden, die uns aufnehmen wollen, oder in den öffentlichen Madams. So nennt man ein Gebäude, das an dem Wege zur Bequemlichkeit der Reisenden aufgerichtet ist, und die Stelle der Wirthshäuser vertritt, deren Gebrauch man hier nicht kennt. In gewissen Madams giebt man den Braminen eine Mahlzeit; in andern bekommen sie nichts als Canje, das ist, Wasser, worinn Reiß gekocht hat; in einigen erhält man Molken. Gewöhnlich findet man nichts darinn als Wasser und Feuer, und das übrige muß man mitbringen. Die Kosten eines Catecheten kommen uns Mißionarien nicht höher als sechszig bis achtzig Franken zu stehn.

Alles was ich Ihnen hier geschrieben habe, Frau Gräfin, gilt nur von dem Lande worinn ich mich befinde, und das gegen der Spitze des Kaps Komorin liegt, und nicht von ganz Hindostan überhaupt. So wie in Frankreich jede Provinz

was

was eigenes hat, so trift man auch in jedem indischen Reiche, und oft in verschiedenen Oertern desselben Königreichs, ganz andre Gebräuche an. Malabar z. E. das von Madura nur durch eine Bergkette getrennt wird, hat Sitten, Früchte, und mehrere Dinge, die man zu Madura vergebens sucht. Dort ist Winter wenn wir Sommer, und Sommer wenn wir Winter haben. Denn in Indien regiert nicht der Lauf der Sonne, sondern der Regen die Jahreszeit, diese Anmerkung war nöthig, um die anscheinenden Widersprüche zu vereinigen, die sich in Briefen finden könnten, die aus einerley Land geschrieben sind.

*) Das Königreich Madura ist so groß wie Portugall, es trägt ohngefehr acht Millionen ein. Man zählt siebenzig Palleacaren, oder dem Könige zinsbare Rajahs darinn. Dieser Fürst kann mit leichter Mühe 20000 Mann Fußvolk, und 5000 Reuter stellen. Er hält an die hundert Elephanten. Die Stadt Madura selbst wird von einer doppelten Mauer umgeben. Jede Mauer ist auf alte Art mit viereckigen Thürmen mit Brustwehren befestigt, und mit einer guten Anzahl Kanonen versehn. Die Festung ist viereckig; ein breiter und tiefer Graben, mit einer starken Escar-

*) Was nun mehr folgt, ist aus dem Schreiben eines andern Mißionars, des Paters Bouchet, vom 19ten April 1719, hier nachgetragen. R.

pe und Contrescarpe, lauft rings herum. In der Escarpe ist kein bedeckter Weg. Statt des Glacis erblickt man vier schöne Gassen, die auf die vier Ecken der Festung stossen. Man kann sie in zwey Stunden umgehn. An den Häusern dieser Gassen, liegen nach der Feldseite zu, große Gärten.

Das Innere der Festung theilt sich in vier Theile. Der östliche enthält den Pallast des Königs. Dieser Pallast ist ein wahres Labyrinth von Gassen, Teichen, Gehölzen, Sälen, Galerien, Säulengängen, und hie und da zerstreuten Gebäuden. Wenn man einmal darinn ist, so hält es schwer, wieder den Ausgang zu finden. Als noch die Könige von Madura ihn bewohnten, traf man nichts als Frauenzimmer und Verschnittene darinn an. Der berühmte Trumulanaiken, der am meisten zur Verschönerung dieses Pallastes beygetragen hat, hielt hier einige tausend Frauenzimmer verschlossen. Die öffentlichen Säle, worinn Audienz gegeben wurde, waren prächtig. Am Eingang fand sich eine große Gallerie, die von zwanzig starken Säulen von schwarzem Marmor, getragen wurde. Von da kam man in einen großen Hof, wo man vier Flügel erblickte, die nach den vier Gegenden der Welt gerichtet waren. Jedes Gebäude hatte in der Mitte einen sehr hohen, und mit Bildhauer-Arbeit gezierten Dom. Diese vier Dome oder Kuppel, wurden durch acht Gallerien mit einander verbunden, deren Winkel von kleinen

Thürmen bestrichen wurden. Den Riß zu diesem Pallast, wie mir ein alter Mißionar versicherte, hatte ein Europäer verfertigt. In der That bemerkt man unter der andern indischen Architektur verschiedene Zierrathen europäischer Baukunst daran.

Den zweyten Theil der Festung, nimmt der Tempel des Schokanaden, des Götzen von Madura, ein. Die Pagode hat, gegen Osten, verschiedene schöne Portiken. In einem dieser Portiken, befindet sich ein Triumphwagen des Götzen. Eine dreyfache Mauer umgiebt die Pagode, und zwischen einer jeden von diesen Mauern, befinden sich verschiedene schöne Alleen von großen Bäumen, die sehr eben, und mit Sand beschüttet sind. Vier große Thürme stehn an den Eingängen der vier Hauptthore der Pagode. Nach der Aussage der Braminen sollen sie unsägliche Summen gekostet haben. Texeira will zu Madura vergoldete Thürme gesehn haben, mir aber ist nichts davon zu Gesichte gekommen. Den übrigen innern Raum der Festung theilen einige Gassen, Teiche, und öffentliche Plätze unter sich.

Der Fluß der bey Madura vorbey fließt, würde schön seyn, wenn man ihn nicht in große Teiche ableitete, die ihn austrocknen; so, daß er zuletzt ein Bach wird.

Unterhalb der Stadt hat man einen Kanal angelegt, der von Norden nach Süden läuft, und sich in fünf schöne Teiche ergießt. An diesen Tei-

chen befinden sich wieder andre Kanäle, die, auf Verlangen, die Gräben mit Wasser füllen können.

Ostwärts der Festung stehn noch drey der, schon erwähnten, Triumphwägen. Sie machen einen prächtigen Anblick, wenn sie in ihrem ganzen Putz sind. Der größte, wie die Einwohner versichern, kann nur von vielen tausend Menschen gezogen werden; mich wunderts nicht, denn die Maschine an sich selbst ist ungeheuer, und sie wird noch mit mehr denn 400 Menschen belastet, von denen jeder ein andres Geschäfte hat. Starke Balken formiren fünf Stocke, und jedes Stock hat verschiedene Gallerien.

Wenn diese Maschine mit gemalter Leinewand, seidenen Zeugen von allerhand Farben, Fahnen, Bändern, Schirmen, Blumenkränzen, auf so mancherley Weisen behangen ist, und man alles dieses bey Nacht, und bey dem Schein vieler tausend Fackeln erblickt, so ist es allerdings ein herrliches Schauspiel. Der Wagen wird beym Schall der Trommeln, Trompeten, und vieler anderer Instrumente, so langsam fortgezogen, daß sie drey Tage zubringen, ehe sie den Umgang von der Festung endigen.

Nordwärts, oberhalb der Festung, in der Gasse die Ost- und Westwärts geht, standen vor diesem die Kirchen der hiesigen Christen. Sie wurden beyde zerstört, als der König von Mayssur die Stadt einnahm, und zum Theil verwüstete.

Man hat eine neue in einer Vorstadt, am Fluß erbaut. Seit diesem Einfall der Mayssurer, und seitdem die letzten Könige den Hof nach Trischirapali verlegt haben, das dadurch die Hauptstadt des Königreichs geworden ist, hat Madura viel von seinem alten Glanz verloren. Die Breite von Madura ist ohngefehr 10° 20′, und die Länge 98° 32′.

4.

Verbrennen der Weiber mit der Leiche ihres Mannes; Beyspiele davon — Geschicklichkeit der Arbeiter in Bengalen — Brandtewein — Ruderer — Gefäße — Mehrere Handwerker und Gewohnheiten — Aerzte und Krankheiten — Heilarten und Hülfsmittel — Pater Martin von einer Art Miserere — Pater Bouchet von den Aerzten zu Madura — derselbe von der Landesüblichen Art sich zu setzen.

Der Pater Martin war im Jahr 1710 zu Madura, als der regierende, mehr denn achtzigjährige, Fürst, verschied. Seine Weiber, an der Zahl 47, verbrannten sich mit seiner Leiche. Man grub vor der Stadt eine große Grube, die man mit Holz, auf Art eines Scheiterhaufens anfüllte; man legte den Körper des Verstorbenen, mit einer sehr reichen Decke, darauf, und steckte ihn alsdenn unter vielen abergläubischen Ceremonien der Braminen, in Brand. Nun erschienen die unglücklichen Frauenzimmer, als so viele Schlachtopfer, ganz mit

Edelsteinen bedeckt, und mit Blumen bekränzt; sie gingen verschiedenemal um dem Scheiterhaufen, dessen Hitze man sehr weit spürte. Die vornehmste dieser Damen hielt den Dolch des Verstorbenen in der Hand. Sie wendete sich gegen den Thronerben, auf den die Krone von Marava gefallen war. „Hier sagte sie, ist der Dolch des Fürsten, dessen er sich bediente, über seine Feinde zu siegen; mache nie einen andern Gebrauch davon, und hüte dich, ihn in das Blut deiner Unterthanen zu tauchen. Beherrsche sie, wie Er, als Vater, und du wirst auch lang und glücklich leben wie Er! Er lebt nicht mehr, und nichts darf mich in dieser Welt länger zurück halten; es bleibt mir nichts übrig, als ihm zu folgen." Mit diesen Worten händigte sie dem Prinzen den Dolch ein, der ihn, ohne das mindeste Zeichen von Betrübniß oder Mitleiden, annahm. „Ach, fuhr sie fort, was ist doch die Glückseligkeit der Menschen! Ich fühl's, ich fühl's, daß ich mich lebendig in die Hölle stürze!" Hierauf drehte sie stolz den Kopf nach den Scheiterhaufen, rief ihre Götter an, und sprang mitten in die Flamme.

Die zweite die nun folgte, war die Schwester eines Rajah, Namens Tondoman, der bey dieser traurigen Ceremonie selbst gegenwärtig war. Als er aus den Händen seiner Prinzeßin Schwester, ihren Juwelen-Schmuck empfing, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, fiel ihr um den Hals,

und umarmte sie zärtlich. Sie schien aber nicht bewegt, sondern indem sie mit festen Blick bald den Scheiterhaufen, bald die Zuschauer ansah, und mit lauter Stimme, Chiva! Chiva! (Name eines Götzen) ausrief, stürzte sie sich in die Flammen wie die erstere.

Die übrigen 45 Damen folgten unmittelbar ihrem Beyspiel; einige zeigten ziemlich viel Standhaftigkeit, andre hingegen waren bestürzt und bänglich. Eine, die noch furchtsamer als ihre Gefährtinnen war, warf sich einem christlichen Soldaten in die Arme, und bat ihn, sie zu retten. Dieser Neubekehrte, der, des strengen Verbots ohngeachtet, das den Christen verbietet, bey diesem barbarischen Schauspiel zugegen zu seyn, die Keckheit gehabt hatte, sich dabey einzufinden, erschrack so sehr darüber, daß er die Unglückliche, ohne zu wissen was er that, mit solcher Heftigkeit von sich stieß, daß sie in die Flamme zurück stürzte. Er entfernte sich sogleich, bekam aber ein hitziges Fieber, mit Anfällen von Wahnwitz, woran er die folgende Nacht starb, ohne seines Verstandes wieder mächtig zu werden.

Die letzten Worte der ersten dieser Damen; „Sie fühle, daß sie lebendig in die Hölle fahre!" erregten das Erstaunen aller Anwesenden. Sie hatte in ihren Diensten eine Christin gehabt, die sie sehr oft von den Wahrheiten unsrer Religion unterhielt, und ihr anlag, sich zum Christenthum zu

bekehren. Sie fand zwar Geschmack an unsern heiligen Lehren, allein sie hatte das Herz nicht, ihren Götzen zu entsagen. Unterdessen schätzte sie die Christen hoch, und bewies sich bey jeder Gelegenheit als ihre eyfrige Beschützerin. Vermuthlich erinnerte sie der Anblick des Feuers das sie verzehren sollte, an das, was ihr die Christin ehemals von den Strafen der Hölle vorgesagt hatte.

So viel Unerschrockenheit übrigens diese armen Damen zuvor bewiesen, so fühlten sie doch kaum die Glut des Feuers, als sie in ein gräßliches Geheul ausbrachen, über einander her fielen, und sich bemühten, hinauf an den Rand der Grube, und heraus zu klettern. Allein man warf eine Menge Holz auf sie, das sie zu Boden warf, und die Lode vermehrte. Als sie alle verbrannt waren, näherten sich die Braminen dem rauchenden Scheiterhaufen, und verrichteten über der, noch glühenden, Asche dieser Unglücklichen, ein Haufen eben so abergläubische Ceremonien als die erstern waren. Den andern Morgen sammelten sie ihre Knochen, aus der Asche, schlugen sie in reiche Tücher, und trugen sie in die Nähe der Insel Rameſuren, deren Namen die Europäer, in Romanancor, verwandelt haben, wo sie solche ins Meer wurfen. Die Grube wurde ausgefüllt, ein Tempel darauf gebaut, und täglich darinn zu Ehren des Prinzen und seiner Frauen geopfert, die nun zum Göttinnen Rang gestiegen waren.

Diese Gewohnheit sich zu verbrennen, ist in den Königreichen des mittäglichen Indiens, gewöhnlicher als man sich in Europa einbildet. Vor einiger Zeit starben zwey Prinzen von Hause Maravа, der erste hatte 17, der andre 13 Weiber. Alle starben desselben Todes, eine einzige ausgenommen, die schwanger war, und sich erst nach ihrer Niederkunft verbrennen konnte.

Die Königin von Trischirapali, die sich ebenfalls bey dem Tode ihres Gemahls schwanger befand, faßte denselben Entschluß, wenn sie entbunden seyn würde, und führte ihn mit einer Herzhaftigkeit aus, die den ganzen Hof in Erstaunen setzte. Ihre Schwiegermutter Mingamal, hatte den König Schokanade aus eben der Ursache nicht auf den Scheiterhaufen begleiten können; als sie aber niedergekommen war, fand sie Mittel den Flammen unter dem Vorwand zu entgehn, daß niemand vorhanden sey, als sie, der den jungen Prinzen erziehn, und das Königreich während seiner Minderjährigkeit regieren könne. Sie liebte ihre Schwiegertochter die Königin von Trischirapali, und wollte sie überreden, ihrem Beyspiele zu folgen. Allein die junge Königin sah sie verächtlich an, und sagte: „Traust du mir eine so niedrige Seele zu, daß ich den König meinen Gemahl überleben könnte? Nur der Wunsch ihm einen Thronerben zu geben, konnte mich bewegen, meinen Tod aufzuschieben. Aber jetzt hält mich

nichts mehr zurück. Und was verliert der junge Prinz, wenn ich sterbe? er hat ja eine Großmutter, die das Leben so liebt! „Sie fügte noch mehr versteckte und beissende Anspielungen als so viel Vorwürfe hinzu, aber Mingamal, als eine Frau von Verstande, that als ob sie es nicht merke, und überließ ihre Schwiegertochter ihrem traurigen Verhängnisse.

Obgleich sich diese Damen aus freyem Willen den Flammen widmen, so steht es doch nicht ganz in ihrer Macht, sich davon zu befreyen. Landesitte, Ehrenpunkt, und Furcht das Mährchen und der Spott des Publikums zu werden, haben mehr Theil daran als ihr freyer Willen. Wollte sich eine dieser grausamen Gewohnheit entziehn, so würden ihre Verwandte sie dazu zwingen, um die Ehre der Familie zu erhalten. Wenn sie daher sie unentschlossen oder wankend finden, so geben sie ihnen sogleich gewisse Getränke, die ihnen alle Furcht vor dem Tod benehmen. Frauenzimmer von gemeinem Stande sind in diesem Punkt glücklicher als die Prinzeßinnen, und die Kebsweiber der indischen Fürsten. Dieses barbarische Gesetz, trift sie nicht, und wenn sie sich ihm unterwerfen, so geschichts aus einer lächerlichen Eitelkeit, um nach ihrem Tod verehrt zu werden, und ein Denkmal an der Stelle geweiht zu erhalten, wo sie sich verbrannt haben. Selten trift man Beyspiele davon in dey niedrigen Casten, und selbst

in der Caſte der Bramen an. Sie ſind weit häufiger in der Caſte der Rajahs, die ſich aus dem königlichen Geblüte der alten Beherrſcher Indiens abzuſtammen rühmt.

Bengalen, ſchreibt der Pater Papin, iſt unter allen mir bekannten Ländern, das Land, das die meiſte Bemerkungen über die mechaniſche Künſte und die Heilkunde, darbietet. Die Handwerker und Arbeiter beſitzen hier eine Geſchicklichkeit, die ins Wunderbare fällt. Sonderlich excelliren ſie im Leinewand-Verfertigen. Sie iſt von ſo großer Feinheit, daß ſehr lange und breite Stücken ohne Mühe durch einen Ring gehn.

Wenn jemand ein Stück Muſſelin entzweyriſſe, und beyde Theile einem von unſern Flickern gäbe, um ſie wieder zuſammen zu ſtopfen, ſo würde es ihm unmöglich fallen, den Ort zu erkennen, wo ſie angeſetzt worden ſind, ſelbſt nicht wenn er dabey ein Zeichen gemacht hätte. Sie ſetzen die Scherben eines gläſernen oder porcellanenen Gefäßes ſo geſchickt zuſammen, daß keines Menſchen Auge bemerken kann, daß es je zerbrochen geweſen ſey.

Die Goldſchmiede arbeiten im Filigran mit vieler Delikateſſe; ſie machen auch auf das vollkommenſte alle europäiſche Arbeiten nach, ohne daß ihnen die Schmiede dern ſie ſich bedienen, oder ihre andre Werkzeuge höher kommen, als einen Thaler.

Der Weberstuhl der Leinweber kostet ebenfalls nicht mehr; und so sieht man sie, in der Mitte ihres Hofs oder an den Wegen hingekauert, die schöne Leinewande verfertigen, die in der ganzen Welt so sehr gesucht werden.

Man braucht hier keinen Wein, um Brandtewein zu machen; man bereitet ihn aus Syrop, Zucker, einigen Rinden und Wurzeln, und dieser Brandtwein brennt besser, und ist so stark als der Europäische.

Man malt sehr schön mit Blumen, und vergoldet sehr gut auf Glas. Der Pater Papin konnte sich nicht von seiner Verwunderung erhohlen, als er gewisse Gefäße von ihrer Arbeit sah, die zum Wasser-Kühlen gebraucht werden, und die nicht dicker waren als zwey auf einander geleimte Papierblätter.

Die hiesigen Ruderer rudern ganz anders als die Europäischen. Mit dem Fuß setzen sie das Ruder in Bewegung, und ihre Hände dienen ihnen statt des Hypomochlions.

Der Liquor dessen sich die Färber bedienen, verliert nichts von seiner Farbe in der Wäsche oder Lauge.

In Europa treibet der Ackersmann seine Ochsen mit einer Stachel, hier braucht er ihnen bloß den Schwanz zu drehen. Diese Thiere sind sehr gehorsam; sie sind so abgerichtet, daß sie sich hin-

legen, oder aufstehen, um ihre Last auf- oder ab-packen zu lassen.

Man bedient sich hier einer Handmühle, um die Zuckerröhre zu zermalmen; sie kommt nicht höher als zehn Sols.

Ein Scheerenschleifer bereitet sich seinen Stein selbst mit Lack und Smirgel.

Ein Maurer belegt euch den größten Saal auf Rauten-Art mit einer Gattung Kitt, den er aus Kalk und gestossenen Backsteinen verfertigt, daß man dies Estrich für einen einzigen, festen und harten, Stein halten sollte.

Pater Papin sah ein Wetterdach, das vierzig Fuß lang, acht breit, und vier bis fünf Zoll dick war, in seiner Gegenwart aufrichten, und an der Wand, nur von einer Seite, ohne weitere Stütze, befestigen.

Die Lootsen nehmen die Höhe mit einem Strick, der verschiedene Knoten hat; sie fassen das eine Ende zwischen den Zähnen, und vermittelst eines, an den Strick angereihten, Holzes, beobachten sie mit leichter Mühe den Schwanz des kleinen Bären, den man gemeiniglich den Nord oder Polarstern nennt.

Der Kalk wird gewöhnlich von Meermuscheln gemacht; der aus Schneckengehäusen bereitete dient zum Weissen der Häuser, und der aus Steinen, zum Betelkauen. Manche geniessen des Tages ein Ey groß davon.

Butter wird in dem ersten besten Topf geschlagen, der in die Hände fällt. Man spaltet einen Stock vierfach von einander, spreißt ihn so weit aus, als das Gefäß zuläßt, in welchem sich die Milch befindet, und quirlet sie vermittelst eines am Stock befestigten Stricks; nach Verlauf einiger Zeit, ist die Butter fertig.

Die Butterverkäufer wissen ein Geheimniß, sie wieder frisch zu machen, wenn sie alt und ranzig geworden ist. Sie lassen sie schmelzen, schütten saure und geronnene Milch dazu, und nach acht Stunden hohlen sie solche in kleinen Klumpen heraus, und lassen sie durch ein Tuch gehn.

Die Chemiker bedienen sich des ersten Topfs, den sie finden, um den Zinnober und andere mercurialische Präparaten zu reviviciren: sie verrichten dieses auf eine ganz simple Weise. Sie wissen mit leichter Mühe alle Metalle zu pulverisiren; Pater Papin, will selbst Zeuge davon gewesen seyn. Sie halten große Stücke auf Talkstein und Meßing, das, wie sie sagen, auch die zähesten und schleimigsten Säfte auflößt, und die hartnäckigsten Verstopfungen hebt.

Die hiesigen Aerzte gehen ungerner daran sich des Schwefels zu bedienen, als die Europäischen; sie mildern oder versetzen ihn mit Butter; sie geben auch Brühen von langem Pfeffer; und lassen die indianischen Pimpernüsse in Milch kochen. Sie bedienen sich mit gutem Erfolg in Fiebern,

des Schierlings, der mit Kuh-Urin, und des Operments, das mit Limonien-Saft gemildert worden ist.

Ein Arzt wird nicht zur Kur eines Kranken zugelassen, wenn er nicht seine Krankheit errathen kann; dies thut er durchs Pulsgreifen.

Die Hauptkrankheiten die in Bengalen herrschen, sind 1) der Mordechin, oder coleramorbus; die Heilart besteht darinn, daß man den Kranken nicht trinken läßt, und ihm die Fußsole brennt. 2) Der Sonipat, oder die Schlafsucht, wird durch Piment gehoben, der mit Weineßig gerieben, und in die Augen gelegt wird. 3) Gegen das Pilhai oder die Verstopfung der Milz pflegen die Joghis, oder indianische Büssende, folgendes Mittel zu gebrauchen. Sie machen einen kleinen Einschnitt über der Milz, stecken eine lange Nadel zwischen Haut und Fleisch durch, und saugen durch diesen Einschnitt eine gewisse Fettigkeit heraus, die wie Eyter aussieht.

Die meisten Aerzte haben die Gewohnheit, einen Tropfen Oel in den Urin des Kranken fallen zu lassen; zertheilt er sich, so ist es, sagen sie, ein Zeichen, daß der Kranke innerlich viel Hitze hat, und bleibt er ganz, ein Zeichen, daß es an Wärme gebricht.

Das gemeine Volk behilft sich mit ganz einfachen Hülfsmitteln. Vor die Migraine nehmen sie einen Taback von gepulverter dürrer Schaale

eines Granatapfels, nebst vier Pfefferkörnern, darunter gerieben. Vor gewöhnliches Kopfweh, lassen sie an einem Knoten riechen, worinn ein Gemisch von Salmiak, Kalk und Wasser befindlich ist. Anfälle von Schwindel die von einem kalten und dicken Geblüte entstehn, heilen sie durch Weintrinken, worinn einige Weyrauchkörner geweicht haben. Vor die Taubheit, die ihren Grund in einem Ueberfluß kalter Säfte hat, lassen sie einen Tropfen Limoniensaft ins Ohr laufen. Wenn das Gehirn eingenommen, und verschleimt ist, lassen sie an einem Knoten voll gestossenen schwarzen Kümmel riechen: Bey Zahnweh, legen sie einen Teich von Brodkrumme und Stechapfel-Kernen, auf den kranken Zahn, welches den Schmerz betäubt. Vor Nasenbluten ist Riechen an geriebenem Mutterkraut oder Wermuth gut. Bey Blutspeyen, überziehen sie eine gewisse indische Frucht, welche die Gestalt einer Kalebasse, und einen Kürbiß-Geschmack hat, mit Teig, lassen sie in einem Ofen backen, und trinken das Wasser das herauslauft. Vor Wind- und Schleimkoliken geben sie vier Löffel Wasser zu trinken, worinn Anis und ein wenig Ingwer gekocht hat. Sie stossen auch eine rohe Zwiebel mit Ingwer, nehmen es beym Schlafengehn, und behalten es im Mund, um den Saft herauszusaugen. Die Blätter der Gurke, gerieben, purgiren, und der getrunkene Saft, ist ein

Brech-

Brechmittel. Die Schwierigkeit seinen Harn zu lassen, wird dadurch gehoben, daß man ein Löffel Baumöl trinkt, das mit eben so viel Wasser wohl vermischt worden ist. Vor Durchlauf lassen sie einen Löffel voll weissen Kümmel dürren, der mit Zucker und ein wenig gequetschten Ingwer genommen wird. Pater Papin sah Fieber, die sich mit Frost anfangen, dadurch gehoben, daß man dem Krauken vor dem Acceß drey tüchtige Pillen gab, die von Ingwer, langem Pfeffer und schwarzem Kümmel zusammengesetzt waren.

Vor dreytägige Fieber lassen sie drey Tage hintereinander drey Löffel Baumgamanderlein-Saft mit ein wenig Salz und Ingwer nehmen.

Bey heftigen Kopfschmerzen mit Stichen und Reissen vermischen unsre Bengalischen Aerzte ein Löffel Oel mit zwey Löffel Wasser, und nachdem sie es wohl untereinander geschüttelt haben, thun sie etwas in die hohle Hand, und reiben stark das Kopfplättchen damit; sie behaupten, daß nichts besser sey, um das Blut zu kühlen. Sie geben auch dieselbe Dosis wider dem Harnzwang zu trinken.

Wider die Kopfrose setzen sie Blutigel; und um sie zum Anbeissen zu bringen reitzen sie dieselben, indem sie ihre Finger in nasse Kleyen stecken, und das Thier damit ziehn.

Gelöschter Kalk ist in Bengalen sehr stark im Gebrauch; sie legen ihn vor Kopfweh, auf die Schläfe; sie bedienen sich auch seiner bey Skorpionstichen ꝛc. Um die kalten Säfte aus den geschwollenen Knien, Bauch ꝛc. zu vertreiben, die Winde abzuführen ꝛc. vermischen sie den gelöschten Kalk, in geringer Quantität mit Honig, und machen eine Art von Umschlag oder Pflaster daraus, das von selbst abfällt, wenn es seine Wirkung gethan hat. Ehe sie dieses Liniment auflegen, salben sie den Ort mit Oel.

Sie behaupten, das beste Mittel gegen Würmer im Leibe, sey ein Glas Kalkwasser, drey Morgen hintereinander genommen. Wider Würmer die in Wunden entstehn, vermischen sie etwas Kalk mit Tabacksaft.

Der Cucuma oder Terramerita, ist eben so stark im Gebrauch als der Kalk. Sie reiben sich die Stirne, das Innewendige der Hand, und das Untere des Fusses damit, um die Hitze herauszuziehn.

Die Blätter der Bengalschen Schminkbohne gerieben, in einen Knoten geschlagen, und verschiedenemal des Tages daran gerochen, heilen ebenfalls, ihrem Vorgeben nach, das dreytägige Fieber. Papin sah in einem Knoten, die ganze, und unzerriebene Blume der weissen Camille, bey einem dreytägigen Fieber zum riechen geben; zwey Stunden vor dem Acceß nahm der Arzt einen ähn-

lichen Knoten, worinn ein, zwischen den Fingern zerriebenes, Kraut eingebunden war, und berührte damit ganz leicht die Stirne, die Schläfe, das Kopfplättchen, den Ort am Arm, wo man gewöhnlich zu Ader läßt, das Innere und Aeussere der Hand, den Nabel, das Kreuz, die Kniekehlen, das Obere und Untere des Fusses, und die Gegend ums Herz. Der Acceß war mittelmäßig, und das Fieber kam nicht wieder. Papin glaubt, daß in dem Knoten innländische Schminkbohnen-Blätter befindlich waren, denn sie brauchen nie europäische.

Ein deutscher Wundarzt von einem holländischen Schiffe, versicherte dem Pater Papin, daß diese Schminkbohnen fürtreflich wider den Scorbut sind; er gab den Kränkesten Suppen davon, und die andern mußten sie frikaßirt mit Oel essen: sie genasen.

Die geschicktesten Bengalschen Aerzte, beurtheilen die Größe der Krankheit aus dem Puls; der gemeine Haufen beurtheilt sie nach der äusserlichen Hitze oder Kälte. Sie behaupten, daß innerlich Kälte wüthe, wenn äusserlich Hitze zu spüren sey; und dann versagen sie dem Kranken durchaus das Trinken, aus Furcht vor dem Sannipat, welches eine Art Schlafsucht ist, die, ohne den Verstand sehr anzugreifen, in kurzer Zeit den Tod bringt.

Von Fiebern fürchten sie keines mehr als das gedoppelt dreytägige Fieber. Wenn das Fieber mit Frost und Schauern anfängt, so verordnen sie eine Art Reißbrey, mit einem Löffel ganzen Pfeffer, und einer gequetschten Knoblauch-Zwiebel gekocht. Dies Mittel macht den Kranken schwitzen, und befreyt ihn vom Durst. Hat man Frost im Körper, und heisse Hände und Füsse, so muß man drey Tage hintereinander drey Löffel von dem Saft eines gewissen kleinen Krauts nehmen, das Papin für das kriechende Gamanderlein hält, wozu noch Saft von unreifen Ingwer kommt. Vielleicht daß der trockene Ingwer mit Zucker dieselbe Wirkung wie der unreife thun würde.

Um die Lunge von zähen Schleim zu reinigen lassen sie, statt des Tabacks, die gedürrte Schaale der Eisenkrauts-Wurzel rauchen. Andre um diesen Schleim im Husten zu zertheilen, rosten Gewürznägelein, Zimmt und langen Pfeffer zu gleichen Theilen; vermischen dieses mit Honig, das durch einen glühenden Nagel gemildert worden, und nehmen von dieser Composition, von Zeit zu Zeit etwas auf die Zunge.

Papin sah einige Perser, die sich mit dem besten Erfolg, mit einem Decokt von Linsen gurgelten, um ihre Drüsen von einem zähen und dicken Schleim zu säubern.

Er kannte einen Hindus, der auf der Stirne eine tiefe Narbe hatte, die ihm in seinen zwölften Jahre, bey einem Anfall vom bösen Wesen, gebrannt worden war. Man brannte ihn, während des Paroxismus, mit einem goldenen Knopf bis auf den Knochen, und er genas vollkommen. Sie bedienen sich noch eines andern, und leichtern Mittels. Zu Anfange des Paroxismus setzen sie dem Kranken, hinten am Kopf, da wo sich die beyden großen Muskeln trennen, zwey oder vier große Blutigel, und wenn diese nicht helfen, noch mehrere an, bis der leidende wieder zu sich selbst kommt.

Hat man Durchfall mit Schneiden, so trinkt man des Morgens ein Glas Wasser, worinn man des Abends vorher einen Löffel weissen Kümmel, und zwey Löffel, wie Caffee gemahlenen und gebrannten, Pfeffer, gethan hat. Ist es ein gallichter Durchfall, so machen sie von Opium und Honig ein Pflaster, und legen es auf den Nabel.

Sie zerreiben Austerschaalen mit Wasser auf einem Stein, und verfertigen ein Liniment daraus, dessen sie sich bey Geschwülsten des Scrotum's, und bey kalten Flüssen bedienen.

Wenn sie einen Kranken zum Schweiß bringen wollen, so lassen sie ihn auf einen Stuhl setzen, bedecken ihn den ganzen Leib, ausgenommen den Kopf, und setzen heisses Wasser darunter, worinn Stechapfel, Eryßimum ꝛc. gekocht haben. Pa-

pin glaubt, sie würden auch Buchsbaum hineinthun, wenn sie welchen hätten, denn der dornige Bengalsche Buchsbaum hat die Tugend nicht, welche der, in Europa wachsende, besitzt.

Es graßirt in Bengalen eine ziemlich gemeine Krankheit, die von ausserordentlichen Schweissen begleitet wird, welche den Tod verursachen. Das Mittel dagegen besteht darinn, Herzstärkungen zu geben, und das Bette des Kranken mit einer Menge Leinsaamen zu bestreuen, dieser backt mit dem Schweiß, zu einem klebrigen Wesen zusammen, das die Schweißlöcher durch seine Kälte zusammenzieht.

Um die Schwinden oder Flechten zu vertreiben, thun sie einen Tropfen vom besten Weyrauch in zwey oder drey Löffel Limonien-Saft, und bähen den Ort der Flechte damit. In drey Wochen ist sie verschwunden. Man fühlt eine gewisse Kühle, wenn man dies Mittel applicirt.

Sie heilen den Wurm sehr leicht; ein Stück Blatt von einer Lilie, die in Bengalen wächst, über Kohlen mürbe gemacht, und zweymal des Tages aufgelegt, bringt ihn in weniger denn drey Tagen zum schwären. Dies Mittel verursacht heftige Schmerzen. Sie brauchen es auch um Blutgeschwüre und Schwielen aufzulösen, und zum aufgehn zu bringen. Papin bediente sich dieses Mittels selbst bey einer Eiterbeule, die unter den Muskeln des Arms versteckt saß. Ein

Umschlag von gequetschten Zwiebeln und unreifem Ingwer, in Senf-Oel fricaßirt, machte daß die Beule heraus kam, und alsdenn zertheilten sie die Lilien-Blätter gänzlich. Dies Cataplasma wird auch auf die Theile, die von der Gicht befallen sind, und bey Wind-Koliken auf den Unterleib gelegt.

Ein andres, hier gemeines, Uebel, nennt man Agrom. Die Zunge springt an verschiedenen Stellen auf; sie ist zuweilen rübisch, und mit weissen Flecken besäet. Die Hindus fürchten dieses Uebel sehr, das, nach ihrer Meinung, von der zu großen Hitze des Magens entstehen soll. Als ein Gegenmittel verordnen sie Basilienkraut, gekaut, oder den Saft davon getrunken, worinn ein glühender Nagel vorher gelöscht worden ist. Manchsmal geben sie auch den Saft der Krauseminze zu trinken.

Eine Art Eiterbeulen oder Geschwüre, führt den Namen, Würmer-Nester. Es sind eine Menge Geschwüre, die, durch kleine Kanäle voller Würmer, zusammenhängen. Wenn eins heilt, so bricht das andre auf. Um diese Würmer zu fangen, legt man auf den kranken Theil bleyerne Bleche, die an verschiedenen Orten durchbrochen sind, und auf diese Bleche recht reife Feigen. Die Würmer kriechen durch die Löcher des Bleys, und in die Feigen, die man sogleich wegnimmt, und dann heilt das Geschwür.

Ein daſiger Wundarzt verſicherte den Pater Papin ein freſſendes und äuſſerſt bösartiges Geſchwür geheilt zu haben, das ein Hindus am Fuß hatte. Er legte ihm alle Morgen einen Umſchlag von grob gepulverten Taback, in der Dicke eines funfzehn Sols-Stücks, und zerſtoſſenes Salz in gleicher Dicke, auf, und in zwanzig Tagen war er kurirt.

Ein andrer Miſſionar, der Pater Martin, erzählt folgende Krankengeſchichte von einem Catecheten, der in der ſtärkſten Hitze einen weiten Gang gethan hatte, und ſo unbehutſam geweſen war, zu trinken, ohne die nöthige Vorſichtigkeit zu brauchen. Er fand ſich von dem Augenblick an, von einer ſtarken Verſtopfung befallen, welche man in Indien Mordeſchin nennt, und der die Franzoſen den Namen Mort de chien, gegeben haben, weil ſie einen ſehr harten und grauſamen Tod nach ſich zieht. Sie kündigt ſich durch die heftigſten Schmerzen an, welche die Natur ſo ſtark angreifen, daß der Kranke ſelten davon kommt, wenn man nicht ein Hülfsmittel braucht, das auf der Küſte ſehr üblich, aber tiefer im Lande weniger bekannt iſt. Dies Hülfsmittel iſt ſo untrüglich, daß von hundert, an dieſer Art Miſerere-Kolik erkranketen Perſonen, nicht zwey vom Tode weggeraft werden. Als der Pater Martin von dem traurigen Zuſtande des Catecheten hörete, der nicht weit von dem Aufenthalte des Paters, in ei-

nem Dorfe liegen geblieben war; so eilte er zu ihm, und fand ihn auf der Erde, ohne Besinnungskraft, und von den heftigsten Verzuckungen gemartert. Das ganze Dorf war um ihn her versammelt, und jeder bemühte sich ihm Arzeneyen zu geben, die aber sein Uebel mehr verschlimmerten, als linderten: Pater Martin ließ sogleich ein großes Feuer anzünden, und da er keine eiserne Ruthe bekommen konnte, deren er eigentlich zu seiner Kur benöthigt war, so bediente er sich an ihrer Stelle einer von den Sicheln, womit man den Reiß und das Gras zu mähen pflegt. Er ließ sie im Feuer recht glühend werden, und befahl alsdenn, dem Kranken den Rücken der Sichel so glühend wie er war, unter der Fußsohle, drey Finger breit vom Ende der Ferse, aufzudrücken. Damit die Leute auch nicht in einer Operation fehlen mögten, die sie zum erstenmal sahn, so bezeichnete er mit Kohle, die Stelle, wo das Eisen applicirt werden sollte, mit einem schwarzen Strich. Sie drückten das Eisen recht stark auf, bis daß es durch die äussere Haut brannte, die bey den Schwarzen ausserordentlich hart ist, ans Leben kam, und dem Kranken empfindlich fiel. Sie verfuhren mit dem andern Fusse auf dieselbe Art, und mit demselben glücklichen Erfolg. Wenn der Kranke gebrannt wird, ohne ein Zeichen der Empfindung von sich zu geben, so ist es ein Merkmal, daß das Uebel fast ohne Hülfe ist.

Hierauf nahm der Pater ein wenig gepulvertes Salz, in dessen Ermangelung heisse Asche dieselbe Dienste thut, streute sie in die Furche, die das Eisen gemacht hatte, und ließ beyde gebrannte Stellen eine Zeit lang mit dem Untertheil seiner Schuhe patschen. Alle die zugegen waren, konnten nicht begreifen, was dies Alles helfen könne? allein, wie groß war ihre Verwunderung, als sie, in weniger denn einer halben Viertelstunde, den Kranken wieder vollkommen zu sich selbst kommen, und ganz von allen den Verzuckungen und andern tödlichen Symptomen befreyt sahn, die er vorher gehabt hatte: er spürte bloß noch große Mattigkeit, und heftigen Durst. Der Pater ließ Wasser mit ein wenig Pfeffer und Zwiebeln abkochen, und ihn davon trinken, und schon den andern Tag war der Catechete in Stand, den Pater aufzusuchen, und ihm für seine Genesung zu danken.

Der Venetianer Mancuchi, der sich vierzig Jahre am Hofe des großen Mogols aufhielt, und den Ruf eines grossen Arztes hatte, lehrete dem Pater Martin noch eine andre Heilart, die der Pater zwar niemals selbst versuchte, die aber der Venetianer für untrüglich in allen Arten von Koliken prieß. Man muß, sagte er, einen eisernen Ring, der ohngefehr anderthalb Zoll im Durchmesser hält, und Verhältnißmäßig dick ist, recht glühend werden lassen, den Kranken auf den Nü-

cken, und den glühenden Ring auf seinen Nabel legen, so daß der Nabel gleichsam den Mittelpunkt vom Ring ausmacht. Sobald der Kranke die Hitze spürt, nimmt man den Ring schnell hinweg. Die schleunige Revolution, die dadurch im Unterleib verursacht worden ist, vertreibt in kurzer Zeit alle Schmerzen. Mancuchi stand für die geschwinde und gute Wirkung dieses Mittels, und versicherte, daß er sich desselben in Indien sehr oft, und mit dem besten Erfolg bedient habe.

„Die traurigste Prüfung, (schreibt der Pater Bouchet von der Mißion zu Madura) der man hier unterworfen ist, sind die Krankheiten, und der Gedanke, sich so gänzlich verlassen zu wissen. Dann ist man von aller menschlichen Hülfe entfernt, liegt auf zwey oder drey Bretern in einer elenden Hütte, und hat niemanden um sich, als drey oder vier Hindus; ohngefehr so wie der heilige Franz Xavier, als er auf der Insel Sancian starb. Es giebt in Hindostan geschickte Aerzte, aber sie wohnen in den großen Städten, die sie niemals verlassen, aus Furcht ihre Kunden zu verlieren. Ueber dieses hüten wir uns sehr, wir Mißionarien sie rufen zu lassen, weil sie so eingenommen von ihrer Wissenschaft, und noch mehr von ihrem Aberglauben sind, daß sie fast nichts verordnen, was nicht von irgend einem abergläubischen Gebrauch begleitet seyn sollte. Die Aerzte auf den Dörfern sind weit gelehriger, aber auch

so unwissend, daß man mehr wagt, wenn man sie braucht, als wenn man sich seinem guten Glück und seiner Natur überläßt. Das fürnehmste Heilmittel der Hindus besteht in einer gänzlichen Enthaltsamkeit alles Möglichen, sogar des Wassers. Diese übertriebene Diät ist oft grausamer als die Krankheit. Unterdessen darf sich doch der Kranke sein Leiden nicht merken lassen, aus Furcht den Hindus ein Aergerniß zu geben, die sich sehr wundern würden zu sehn, daß er weniger Gewalt über sich habe, als die geringste ihrer Frauensperson, die sieben, acht Tage hintereinander diese strenge Diät aushalten."

Eben der Pater Bouchet beschreibt es als eine, eben so mühselig zu erlernende als beschwerliche, Sache, sich auf Landesart auf die Erde, mit geschränkten Beinen zu setzen. „Bliebe man nur eine Viertelstunde in dieser Positur, fährt er fort, so würde es wenig zu sagen haben, aber so muß man vier Stunden, und noch länger, darinn aushalten, ohne im geringsten seine Lage ändern zu dürfen. Die Hindus würden es höchst übel nehmen, wenn man nur ein wenig das Bein strecken, oder durch eine andere Bewegung, den Zwang den man erduldet, verrathen wollte. Unterdessen gewöhnt man sich doch mit der Zeit daran, und lernt einsehn, daß unter allen Stellungen, diese die natürlichste sey."

5.

Ursache der Weglassung des Urtheils der Mißionarien von der Religion der Bramen oder Brahmanen — Pater le Caron Schilderung der indischen Priester und ihres Gottesdienstes — Beschreibung eines Opfers — Abentheuer mit einem Lingam — seltsamer Gebrauch sich zwey Finger abhacken zu lassen — Schilderung der Priester Guru — ihr Allmosen-Sammeln — Gold machen einiger Fakire.

Der Leser erinnere sich, wenn er in diesem Auszuge so wenig von der Metempsicose, der Theogonie, und andern Religions-Meinungen der Bramen *) angeführt findet, daß der Verfasser des Auszugs schon in den ersten Bänden zu wiederhohltenmalen geäussert hat, daß er die Nachrichten der Mißionarien von dem Gottesdienst der Völker, zu denen sie als Bekehrer gesendet wurden, zu verkürzen oder ganz zu überschlagen pflegt, weil ihm dünkt, daß eben dieser löblicher Bekehrungs-Eyfer, und dies ihr Apostolisches Amt, auch bey dem besten Willen, und ohne Vorsatz, nothwendig jene ketzerischen Lehren ihnen nicht in dem günstigsten Lichte vorspiegeln, und ihr Urtheil davon nichts weniger als kaltblütig lassen müsse. Ueberdieses besitzen wir von der Religion der Hindus, weit neuere Aufsätze, und eigene Dollmets

*) Brahmanen oder Braminen; man findet diese Benennung verschiedentlich im deutschen von ihrer Caste, ich habe sie, so wie die Namen, Hindus und Indier, abwechselnd gebraucht. R.

schungen ihrer heiligen Bücher, wo die Neugier des Lesers sich, ungestörter, befriedigen kann. Einiges weniges unterdessen, werde ich davon hier und da, so weit es der Zusammenhang erlaubt, zuweilen einschalten.

So schreibt der Pater le Caron, von der Mißion zu Carnate, im Jahr 1720, an seine Schwestern, Urseliner-Nonnen: „Die Religion der Hindus, ist ein monströses Gewebe von allerhand Mährchen. Sie statuiren bis an die dreissig Millionen Götter. Drey sind die Vornehmsten darunter, aber ganz verschieden in ihren Verrichtungen. Dem einen schreiben sie die Schöpfung der Welt, dem andern ihre Erhaltung, und dem dritten die Macht zu, sie vernichten zu können. Diese drey Götter sind von einander unabhängig; jeder hat sein eigenes Paradies; oft bekriegen sie sich, und einer hat sogar einsmal dem andern den Kopf abgehauen. Sie sind verschiedenemal auf der Erde, und unter verschiedenen Gestalten, z. B. der eines Fisches, Schweines ꝛc. erschienen. Alles was diesen Göttern jemals zum Gebrauch gedient hat, ist auch vergöttert. So sieht man fast in allen Tempeln dem Bilde eines Ochsen opfern, weil einer ihrer Götter, ehemals auf einem dieser Thiere ritt. Was mir aber unter allen diesen Mährchen am meisten auffiel, ist ihr Gott Chrisnen, der um Mitternacht in einem Hirten-Stall geboren wurde. Sie fasten den Tag

vor seinem Fest, das sie mit großem Lärm begehn; der Lebens-Wandel dieses Gottes, besteht in den schändlichsten Handlungen."

„Essen, trinken, sich lustig machen, das sind ihre Andachts-Uebungen an heiligen Tagen. Sie versammeln sich selten in ihren Tempeln, welches wahre Wohnungen des Teufels sind. Das Tageslicht fällt nur durch eine sehr schmale Thüre, hinein, wenigstens bey den Tempeln die ich gesehn habe. Wem eine besondre Innbrust für einen Gott anwandelt, schickt dem Oberpriester etwas zu einem Opfer. Gemeiniglich sind es Blumen, Weyrauch, Reiß, Gemüse. Niemand ist bey solchen Opfern zugegen. Da ich von ohngefehr einem dieser Opfer beygewohnt habe, so kann ich ihnen davon eine Beschreibung machen."

„Auf einer Reise, die ich im verwichenen Monate that, begab ich mich gegen Abend in einen Tempel, um daselbst die Nacht zuzubringen. Ich traf da den Götzenpriester an, der im Begriff stand, sein Opfer zu verrichten. Er hatte eben zu diesem Behuf Weyrauch, Reiß, und Gemüse erhalten. Ich nahm davon Gelegenheit, ihm seine Blindheit vorzustellen, fühllose Götter anzubeten, und unterhielt ihn ziemlich lange von dem wahren Gott. Meine Worte schienen Eindruck auf ihn zu machen, und er gestand mir die Wahrheit von dem zu, was ich sagte;" aber, fuhr er im freundschaftlichsten Ton fort, du hast unrecht

hier die Nacht zu verweilen, denn die Gegend ist mit Räubern angefüllt, die dir was zu leid thun könnten; folge mir, und begieb dich lieber ins nächste Dorf, wo du sicherer seyn wirst." Da ich seinem Rath nicht gehorchte, und meine Gegenwart ihm lästig zu werden anfing, so erregte er auf einmal einen so dicken Rauch, daß er mich nöthigte die Thüre zu gewinnen. Von hier aus sah ich seinem Beginnen zu. Zuerst bereitete er das Essen in einem Winkel des Tempels. Hierauf goß er verschiedene Krüge Wasser auf die Götzenbilder, und rieb sie eine lange Zeit. Er that Feuer in die Scherbe eines zerbrochenen Topfs, streute Weyrauch darauf, und hielts jedem Götzenbilde unter die Nase, indem er gewisse Worte dazu sprach, deren Sinn ich aber nicht verstand. Alsdenn legte er auf einer Schüssel, das heißt auf sieben oder acht an einander genähte Blätter, den Reiß und das Gemüse zurecht, ging einigemal um die Götzenbilder herum, machte ihnen viele Verbeugungen, als ob er sie zum Schmauß einladen wolle, und aß zuletzt mit großem Appetit, was er den Göttern angeboten hatte. So endigte sich das Opfer."

„Fast alle Fürsten dieses Landes schmachten in den Fesseln des Aberglaubens. Vielen kosten die Festivitäten der Götzen beträchtliche Summen. Oft unternehmen sie weite und beschwerliche Reisen,

sen, um der oder jener Gottheit baare und ansehnliche Geldgeschenke zu überbringen, die aber bald eine Beute der Mohren, der Herrn dieser Gegenden, werden. In der Stadt Ballabaram, wo wir eine Kirche haben, läßt der regierende Fürst beständig einen seiner Götzen auf einem Palankin umhertragen, vor welchem ein reich angeschirrter Elephant, und ein eben so schön geputztes Pferd geführt werden, die der Fürst dem Götzen verehrt hat. Der Schall der unzählichen Instrumente, die den Aufzug begleiten, lockt eine unglaubliche Menge Heyden herbey, die dem Gott ihre Anbetung bezeigen. Von Zeit zu Zeit gebietet ein Herold Stillschweigen, und preißt das Lob des Götzen."

„Im verwichenen Jahre befand sich die regierende Fürstin sehr schlecht. Ihr Gemahl nahm seine Zuflucht zu sämtlichen Götzen, die er durch eine Menge Opfer zu bestechen suchte, daß sie der Kranken zu ihrer Genesung behülflich seyn sollten. Ja um sie desto eher zu gewinnen, ließ er der Fürstin auf beyde Schuldern, mit einem glühenden Eisen, die Gestalt des vornehmsten dieser Götter einbrennen; allein der heftige Schmerz, den sie bey dieser grausamen Operation erdulden mußte, beschleunigte, ohne Zweifel, ihren Tod, denn sie starb kurz darauf. Der Fürst wurde so böse auf die Götter, daß er die ihnen zu Ehren gefeyerte Feste

einstellte. Doch, sein Zorn ließ nach, und vor einem Monate beging er ein neues Fest, das alle vorigen an Pracht übertraf."

„Diese Völker sind in Casten oder Stämme, nach Art des altjüdischen Volks abgetheilt, mit dem sie vieles gemein zu haben scheinen. Denn in ihren Gebräuchen, Ceremonien, Opfern, entdeckt man eine Menge Ueberbleibsel des alten Gesetzes, das sie aber durch unzählige Fabeln verstellt haben. Diese Eintheilung in Casten, ist für die Ausbreitung des Evangeliums, ein sehr wichtiges Hinderniß, sonderlich an Oertern, wo es wenige Christen giebt. Da man sich hier nur in seiner Caste, und selbst nur in seiner Verwandschaft verheyrathen kann, so ist der gewöhnliche Skrupel eines Heyden, der Lust zum Christenthum hat, der: „Wer„de ich ein Christ, so muß ich auf alle häusliche „Niederlassung oder Verbindung Verzicht thun; „in meiner Familie giebts noch keine Christen. „Ich werde die Schande meines Geschlechts wer„den, und meine Verwandten werden nichts mit „mir zu schaffen haben wollen." Es giebt eine Caste von Leuten hier, die das Lingam tragen. (Eine, ziemlich unzüchtige Figur, die sie, zum Zeichen ihrer Ergebenheit für einen ihrer Götter, an Hals hängen.) Sie bewahren es mit ausserordentlicher Sorgfalt, und opfern ihm täglich. Den Guru's ist es gelungen, sie zu überreden, daß nur

der Tod ihr Verbrechen wieder gut machen kann, wenn sie es verlieren."

„Ich erinnere mich in einem Buche der Hindus folgende Geschichte gelesen zu haben. Ein Lingamiste, verlohr seinen Lingam, und klagte den Verlust seinem Guru. Dieser gestand ihm, daß sein Tod allein im Stande sey, den Zorn der Götter zu besänftigen, und führte ihn an den Rand eines Teichs, um ihn hineinzustürzen. Der Lingamiste schien es zufrieden, bat aber den Guru ihm seinen eigenen Lingam auf einige Augenblicke zu leihen, damit er ihm noch einmal opfern könnte. Er hatte ihn nicht sobald in Händen, als er ihn ins Wasser fallen ließ. Nun sind wir beyde ohne Lingam, rief er aus, wir müssen uns also in Gesellschaft, in den Teich stürzen, um den Zorn unsrer Götter zu besänftigen, und zu gleicher Zeit erwischte er den Guru bey den Füssen, um ihn mit ins Wasser zu ziehn. „Warte! warte! mein „Sohn, rief der, sich ängstlich sträubende, Guru, „übereile dich nicht. Ich will dich von der verdienten Strafe lossprechen, und dir einen andern „Lingam geben."

„Es herrscht hier eine, ziemlich sonderbare, Gewohnheit, unter der Caste der Ackersleute. Wenn sie sich die Ohren durchstechen lassen, oder sich verheyrathen, so sind sie gezwungen, sich zwey Finger abhacken zu lassen, und sie dem Götzen zu überreichen. An einem solchen Tag begeben sie sich, wie

im Triumph, in den Tempel. Hier werden ihnen, in Gegenwart des Götzen, die beyden Finger, mit einer Scheere, auf einen Schnitt abgeschnitten, und die Wunde sogleich gebrannt, um das Blut zu stillen. Wer zwey goldene Finger dem Gotte opfert, behält die seinigen. Einige schneiden allen die Nasen ab, die sie nur erwischen können; der Fürst belohnt sie nach der Anzahl der eingelieferten Nasen, die er aneinander reihen, und an der Thüre einer ihrer Göttinnen, aufhängen läßt."

„In Europa brennt man Galgen und Rad, oder das Wappen des Landes, den Missethätern auf dem Buckel; hier giebt man noch Geld dafür aus. Diese armen Sklaven des Teufels, laufen Haufenweise zu dem Guru, der immer ein glühendes Eisen im Feuer bereit liegen hat. Zuerst läßt er sich gut bezahlen, denn alles Bitten und Betteln würde ihn nicht bewegen können, gratis diese Gnade anzugedeihen. Sobald er aber das Geld eingestrichen hat, brennt er ihnen das Bild des Götzen auf die Schultern, ohne daß die Leidenden, den geringsten Laut des Schmerzens von sich geben, so groß ist die Macht des Teufels über diese arme Seelen!" — So weit Pater le Caron.

Das Gemälde das der Pater le Gai, von derselben Mißion, von den Guru's entwirft, ist nicht schmeichelhafter. „Eines von den größten Hindernissen der Ausbreitung der christlichen Wahrheiten in Indien, sind die Guru's, die von

den Hindus mit denselben Augen angesehen werden, womit wir in Europa unsre Beicht- und geistlichen Väter ansehn, nur mit dem Unterschied, daß das Dichten und Trachten dieser Guru's einzig und allein dahin geht, Geld zusammen zu scharren, und es auf alle mögliche Art und Weise von den armen Leuten zu erpressen, die sich ihrer Führung überlassen. Was mich am meisten Wunder nahm, war, daß die Hindus, die von dem unordentlichen Wandel dieser Geistlichen nicht allein überführt, sondern oft selbst Zeugen und Mitschuldige ihrer Ausschweifungen sind, dem ohngeachtet für sie die tiefste Ehrfurcht tragen, und das geringste Versehn gegen sie, für eine gewaltige Sünde auslegen würden."

„Einige von ihnen widmen sich, dem Anscheine nach, dem ehelosen Stande, allein insgeheim überlassen sie sich der zügellosesten Lüderlichkeit. Andre sind verheyrathet, und erhalten ihre zahlreichen Familien von dem, was sie ihren Schülern und Jüngern auspressen. Wenn man ihnen Geld giebt, so betrachten sie die Gabe nicht als ein freywilliges Allmosen, sondern, als eine Schuld, deren Befriedigung eine Nothwendigkeit ist. Sie haben ein pünktliches Verzeichniß von ihren Schülern, und wissen genau wo sie wohnen, und, sonderlich, ob sie reich sind. Einige schicken von Zeit zu Zeit einen von ihren Dienern umher, der ihre Schüler besuchen, und den gewöhnlichen

Tribut erheben muß; da aber die persönliche Gegenwart des Guru von weit größerm Nachdruck und Gewicht ist, so übernehmen die meisten dies Geschäfte selbst, und durchstreichen in eigener hoher Person die Dörfer, wo ihre Jünger und Jüngerinnen wohnen. Sie werden auf diesen Zügen fast beständig von ihren Weibern, Kindern, und Gesinde begleitet; und man berechnet gemeiniglich nach der Anzahl dieses Gefolges, ihre Verdienste und wie viel man ihnen geben muß."

„Wenn der Guru wo eintreffen will, so werden seine Schüler zuvor davon benachrichtigt; die Vornehmsten des Ortes bewillkommen ihn, und führen ihn, beym Klang der Instrumente, nach der Wohnung, die für ihn zurecht gemacht ist. Man hält ihn und sein Gefolge, frey, so lange er verweilt, das heißt, so lange bis er die Summe empfangen hat, über die man einig wurde; denn Kredit gibt er nie; man muß verkaufen oder borgen, um ihn zu befriedigen. Weigert sich einer die Taxe zu bezahlen, so wird er vor dem Guru gefodert, der ihm die Laulichkeit seines Eyfers und seiner Frömmigkeit vorhält. Helfen Vorwürfe und Zureden nichts, so läßt er ihn in seiner Gegenwart prügeln, oder, welches die höchste Beschimpfung ist, sein Gesicht mit Kuhmist beschmieren: er erklärt ihn seiner Caste verlustig, und er wird nicht ehe wieder darinn aufgenommen, bis er weit mehr bezahlt hat, als man Anfangs von ihm verlangte."

„Diese Guru brennen gegen Erlegung einiger Fananie die Schulter ihrer Schüler mit einem glühenden Eisen. An einigen Orten halten sie auch nächtliche Versammlungen, wo sich die eyfrigsten ihrer Jünger, von beyderley Geschlecht, einstellen. Hier berauschen sie sich mit Rack, füllen sich mit allen Arten von Speisen an, und überlassen sich den schändlichsten Ausschweifungen."

„Ich sah einem Guru, in dem lächerlichsten Aufzuge von der Welt, das Allmosen sammeln. Sein Leib war mit einer blossen Leinewand oder Kattun umwunden; in der einen Hand hielt er eine kleine Krücke, und in der andern einen Korb von Weiden geflochten. Auf dem Kopf trug er einen andern kleinen Korb, in Form einer Mütze, die oben offen war. In diesem Aufzug wanderte er mit großen Schritten, und sang mit lauter Stimme das Lob seines Gottes. Er blieb nicht stehn, um das Allmosen ein zu fodern, sondern die, deren Schuldigkeit es war, es zu geben, erschienen an ihrer Hausthüre, und er, indem er seinen Kopf bückte, ließ es in den Korb werfen, den er auf dem Kopf, statt der Mütze, trug; wenn dieser voll war, so leerete er ihn in den andern aus, den er an der Hand hatte. Rangappa, einer unsrer Neubekehrten, erzählte mir, daß er von diesem Guru, in seinem ehemaligen Heidenstand, statt alles Unterrichts weiter nichts als eine halbe Elle Kattun empfangen habe, auf dem er seine beyden

Füsse abgedruckt hatte. Er befahl ihm diesem Kattun täglich zu opfern, welches ein unfehlbares Mittel seyn würde, seine Sünden zu versöhnen, und den Himmel zu erwerben. Dies Opfer bestand darinn, den Kattun auf die Erde zu breiten, einige Blumen darauf zu werfen, und Weyrauch anzuzünden."

Ein drolliges Abentheuer mit Fakiren, (oder Bettelmönchen, welche im Lande umher ziehn, und nebenher unzählige Unordnungen und Bübereyen verüben) erzählt der Pater le Gai. Sie nützten die Leichtgläubigkeit einer vornehmen Dame, und ihren Glauben an den Künsten der Alchemie, zu einem sehr wichtigen Diebstahl. Sie beredeten diese Dame, die sie hatte rufen lassen, daß sie in den Geheimnissen der großen Verwandlung der Metalle vollkommen erfahren, aber leider zu dürftig wären, um das Werk vollenden zu können. Die Fürstin nahm die Kosten auf sich; es wurden Arbeiter angestellt, die unter ihrer Aufsicht mit Hand anlegen sollten, und drey oder vier Monate gingen mit Sammlung und Pulverisirung einiger Kräuter, und mit Zubereitung der Metalle hin, die zu dieser Composition gebraucht werden sollten. Sie liessen eine Menge Kupfer in kleine Barren schmelzen, und diese Barren sollten, durch wiederhohltes Eintauchen in ein gewisses Wasser, sich in Gold verwandeln. Nachdem sie dies Wasser geprobt hatten, überreichten sie der Dame zwey

oder drey Goldklumpen, denen, zu ihrer Vollkommenheit, wie sie sagten, mehr nicht als einige Karats abgingen. Deswegen muß das Wasser, fuhren sie fort, durch Eintunken von guten Perlen und Edelsteinen, zwey oder drey Tage lang gestärkt; diese ganze Zeit aber von uns im Gebet zugebracht werden, ohne daß wir das geringste an Essen oder Trinken geniessen, ja selbst nicht mit jemanden reden dürfen. Die Dame war so treuherzig, ihnen ihren Schmuck anzuvertrauen. Den ersten Tag brachten die Fakire im Gebet zu, die zweyte Nacht aber machten sie sich mit allen den Perlen und Diamanten aus dem Staube. Der Verlust war sehr beträchtlich, und die Unruhe der Dame, was der Nabob, ihr Gemahl, bey seiner Rückkunft dazu sagen würde, noch größer. Da sie fest überzeugt war, daß jeder Mißionar in dem Geheimniß, Gold zu machen, vollkommen unterrichtet sey, so nahm sie ihre Zuflucht zu dem Pater, und beschwor ihn mit Thränen in den Augen, sie aus der Verlegenheit zu reissen, in der sie sich befand. Die traurige Erfahrung die sie eben gemacht hatte, konnte sie noch nicht von ihrem Lieblingstraum, der Begierde nach dem Stein der Weisen, befreyen. Vergebens versicherte ihr der Pater auf das Heiligste, daß er nichts von der Alchemie verstände; sie drang immer schärfer in ihn, und ließ endlich ihren Sohn rufen, der in der Abwesenheit des Nabobs kommandirte, um ihn zu

bitten, die Widersetzlichkeit des Paters überwinden zu helfen. Der Sohn war aber vernünftiger als die Mutter; er sah die Aufrichtigkeit das Geständniß des Paters von seiner Unwissenheit in dem Goldmachen ein, und erlaubte ihn, sich wegzubegeben.

6.

Pater Bouchet von der Justizpflege in Hindostan — Gewalt des Herkommens — Beyspiel eines seltsamen Grads von Verwandschaft — kupferne Bleche mit Gesetzschriften — Andenken einiger gerechten Könige — Beyspiele von den richterlichen Einsichten des Mariadiramen — Richter Apachi — Erfoderniße eines indischen Richters — Sprüchwörter von einem Richter — Schiedsrichter — Maniacarren — Appellationen — Obliegenheiten der Partheyen — Anleihen — übliche Zinsen — Verklagen der Schuldner — Siedende Oel-Probe — drolliger Beweis der Treue einer Frau — Probe mit einem Kugelartigen Gefäß, worinn eine giftige Schlange verschlossen ist — Mordthaten — Vorrecht der Bramen — alte Strafen der Bramen — Sieben Herkommen — Gesetze der Hindus, und Beyspiele zu ihrer Erläuterung.

Die Hindus haben weder Kodexe, noch andre Bücher, wo die Gesetze aufgezeichnet wären, bey denen sie sich, zur Entscheidung ihrer Familien-Zwiste Raths erhohlen konnten. Zwar, sie besitzen den Vedam *), den sie als ein heiliges Buch bes

*) Der Vedam ist auf den Küsten Malabar und Coromandel das heilige Buch; der Shastah aber in Bengalen. R.

trachten; dies Buch hat vier Abtheilungen, die man mit dem Namen, der göttlichen Gesetze, belegt; allein aus diesem Buche nehmen sie die Maximen nicht, die ihnen bey ihren Urtheilssprüchen zur Richtschnur dienen. Auch besitzen sie noch ein andres Buch, Wicnaschuram genannt; man findet darinn eine Menge schöner Sentenzen, und einige Regeln für die verschiedenen Casten, die ein Richter zu einem Leitfaden brauchen könnte. Es ist voll von Geschichten, auf welche sinnreiche Art, einige Richter vor alten Zeiten, die Wahrheit die man durch eine Menge Kunstgriffe zu verstecken suchte, an Tag zu bringen wußten. Die Hindus bewundern den Geist und die Scharfsinnigkeit dieser alten Rechtsgelehrten, aber sie bemühen sich nicht ihnen nachzuahmen. Die Werke der alten Dichter, die es sich zu einem Geschäfte machten, eine gesunde Moral zu predigen, enthalten ebenfalls unzählige, weise Urtheilssprüche; aber auch nach diesen richten sie sich bey den Grundsätzen ihrer Entscheidungen und Aussprüche nicht.

Die ganze Billigkeit ihrer Rechtssprüche gründet sich auf gewisse, unwandelbare Gebräuche, und gewisse Gewohnheiten unter ihnen, die der Vater auf seine Kinder erbt. Sie betrachten diese Gebräuche als so viele sichere und untrügliche Regeln, Friede und Ruhe in den Familien zu erhalten, und die Prozesse nicht allein zwischen Privatpersonen, sondern auch zwischen den Fürsten, zu

schlichten. Sobald man daher darthun kann, daß dasjenige was man behauptet oder fodert, auf ein, bey der Caste übliches, Herkommen gegrünsdet wird, so gilt kein Einwenden weiter; das ist einmal der Regel gemäß, und der muß gehorsamt werden. Und könntet ihr so klar als der Tag, die Unzuläßigkeit und die schädlichen Folgen dieses Herkommens beweisen, so würdet ihr doch nichts ausrichten, und das Herkommen immer den Sieg über alle eure Gründe davon tragen.

Unter den mancherley Beyspielen, die ich davon anführen könnte, wähle ich nur eins, das von den hiesigen Gebräuchen bey Heyrathen hergenommen ist. Nach einem, bey allen Casten eingeführten, Herkommen, sind die Kinder von zwey Brüdern oder zwey Schwestern, wirkliche Brüder und Schwester, die Kinder von Bruder und Schwester hingegen, nur leibliche Geschwisterkinder. Daher kommt es, sagen sie, daß wohl die letztern, nicht aber die erstern einander heyrathen dürfen, weil sonst Bruder und Schwester sich eben so gut würden heyrathen können, welches aber wider alles Gefühl der Natur, und alle gesunde Vernunft streitet. Stellt man ihnen nun vor, daß der Grad der Verwandschaft zwischen den Kindern zweyer Brüder oder zweyer Schwestern, und den Kindern des Bruders und der Schwester, einerley ist, weil sie von Einem Stamm und in gleicher Weite ihren Ursprung herführen; so kommt ihnen der

Einwurf abgeschmackt vor, und sie betrachten den, der ihn macht, als einen Menschen, der sich wider die ersten Grundsätze auflehnen will.

Der Eigensinn, mit welchem sie an den Vorurtheilen der Erziehung und dem beständigen Gebrauch dieser Maximen haften, scheint ihnen ein Gewicht zu haben, der alle Gegengründe aufwiegt. Sie glauben daher alle Schwierigkeiten, die man ihnen dagegen macht, sattsam gehoben zu haben, wenn sie sagen: es ist einmal so Herkommen! denn, setzen sie hinzu, wie könnte man Gebräuchen und Gewohnheiten zuwider handeln, die mit allgemeiner Einwilligung unsrer Vorfahren, ihrer Nachkommen, und der noch jetzt lebenden, angenommen und gegründet worden sind? Müste man nicht den Verstand verloren haben, wenn man dem widersprechen wollte, was so viele gescheide Leute beschlossen, und was eine ununterbrochene Erfahrung besiegelt hat?

Ich habe sie oft gefragt, warum sie nicht alle dergleichen Gewohnheiten und Herkommen, in Büchern aufbewahrten, die man im Nothfall nachschlagen könnte. Ständen sie bloß in Büchern geschrieben, war ihre Antwort, so würden sie nur Gelehrte lesen können; so aber weiß sie jedermann, weil sie von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Uebrigens, fuhren sie fort, ist hier nur die Rede von allgemeinen Gesetzen und Gewohn-

heiten, denn was die besondern anbetrift, so waren sie auf kupferne Bleche geschrieben, die man, mit großer Sorgfalt, in einem großen Thurm zu Cangiburam verwahrte. Die Mohren *) zerstörten diese große und berühmte Stadt fast von Grund aus, und man weiß nicht, was aus den kupfernen Blechen geworden ist. Nur das weiß man, daß sie dasjenige, was jede Caste insbesondre betraf, nebst der Ordnung enthielten, welche die verschiedene Casten unter sich beobachten sollten.

Ich kann bestätigen, was die Hindus von Cangiburam und den öffentlichen Schriften erzählen, die daselbst aufbehalten wurden. Zu Cangiburam war es, wo ein Brame vor Zeiten das kupferne Blech fand, worauf die Schenkung angemerkt stand, die ein alter indischer König, vor mehr denn 400 Jahren, der Kirche des heil. Thomas, mit einigen Dorfschaften gemacht hatte. Als ich nach Indien kam, waren die Mogolen noch nicht Meister von Cangiburam. Wenn unter den Hindus ein Streit über eine Caste entstand, so war gewöhnlich ihre Rede: Wir wollen nach Cangiburam, gehn, wo wir Bramen antreffen werden, welche die auf kupfernen Blechen geschriebene Gesetze, besitzen. Und noch jetzt **), da sich diese Stadt wieder zu erhohlen anfängt,

*) Allgemeine Benennung der Mohammedaner in Indien. R.

**) Der Missionar schreibt dieses im Jahr 1714.

giebt es ein zehn oder zwölf Braminen daselbst, die man oft um Rath frägt, und ihren Aussprüchen folgt. Nicht, als ob ich glaubte, daß sie jene alten Gesetze gelesen hätten, aber wenigstens sind sie besser, durch Ueberlieferung, davon unterrichtet als andre.

Was andre Vorfälle betrift, die nicht die Casten angehn, so schlichten sie sich sehr leicht. Gesunde Vernunft, und gute natürliche Einsichten, sind mehr als hinreichend für einen, der nach Ueberzeugung und Billigkeit urtheilen will. Ueberdies giebt es gewisse allgemeine Maximen, welche die Stelle der Gesetze vertreten, die jederman weiß. Selbst die vornehmsten, welche die Casten betreffen, sind niemanden unbekannt. Nur bey gewissen verworrenen Fällen, die aber selten vorkommen, ereignen sich Schwierigkeiten. Ich will einige von diesen Maximen anführen, die in Hindostan, eine Art von Herkommen gründen.

Ich erinnere mich, daß mir ein Europäischer Gelehrter, dem ich dies Alles erzählte, den Einwurf machte, daß in Hindostan nothwendig viele Ungerechtigkeiten sowohl wegen der Partheylichkeit und Habsucht der Richter, als auch hauptsächlich deswegen begangen werden müßten, weil man daselbst keinen so sichern Leitfaden, wie in Europa an unsern bürgerlichen und kanonischen Rechten besässe. Ohne mich hier in eine Untersuchung der großen Vortheile einlassen zu wollen,

die, wie man vorgiebt, aus dieser ungeheuren Menge von Gesetzen, entspringen; scheint es mir doch, als ob die Hindus eben nicht so sehr zu tadeln wären, daß sie ihre gesetzlichen Gebräuche nicht in Büchern zusammengetragen haben. Was wären ihnen diese Bücher nöthig, da sie so gut davon unterrichtet sind? Da selbst Kinder von zehn bis zwölf Jahren sie auf den Fingern herzusagen wissen, und wenn man etwas von ihnen verlangt, das dem zuwider läuft, sogleich mit der Antwort bereit sind: „es ist wider das Herkommen!"

Den Hindus ist besonders das Andenken einiger ihrer Könige theuer, die sich durch die Gerechtigkeit ihrer richterlichen Aussprüche berühmt gemacht haben. Vieramarken zeichnet sich vorzüglich darunter aus. Er besaß eine wunderbare Geschicklichkeit Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden, und durch die Finsterniß zu dringen, worinn man sie zu verhüllen suchte. Sein Ruf war so allgemein gegründet, daß nicht allein die Könige und Fürsten seiner Zeit, sondern sogar die Götter zu ihm ihre Zuflucht nahmen, wenn sich ein Streit unter ihnen erhob. Dies thaten, zum Beyspiel, die Götter des Schorcam (so heißt eins ihrer fünf Paradiese) als sie über einen wichtigen Gegenstand sich nicht vergleichen konnten, und einig wurden, Vieramarken zum Schiedsrichter zu wählen. Sie lieſſen ihn auf einen Wa-

gen

gen in der Luft abhohlen, und den Thron des Devendiren besteigen. Alle waren so zufrieden mit seinen Aussprüchen, daß sie ihm, zur Belohnung, den Thron verehrten.

So berühmt dieser Richter war, so stand er doch, sagen die Hindus, noch weit unter dem Mariadiramen. Dieser wurde ehemals als das Haupt der Casten angesehn; einige behaupten auch, er sey Bramine gewesen. An Fähigkeit, Einsicht, und tiefdurchschauenden Blick, kann und ist ihm niemand gleich gekommen. Oft ersann man, zum Vergnügen die schwersten und kritischesten Fälle, in Meynung, daß er sie nicht würde auflösen können. Aber desto größer war das Erstaunen, wenn man sah, mit welcher Leichtigkeit er auch die verworrensten Sachen aufzulösen, und Urtheile zu fällen wußte, gegen die sich nichts einwenden ließ. Ich bin weit entfernt, seine Aussprüche eben so bewundernswürdig zu finden, als sie die Hindus finden; und wenn ich sie hier mit allen den Nebenumständen wieder erzählen wollte, mit welchen sie ausgeschmückt sind, so würden sie dem Geschmack meiner Leser nichts weniger als behagen. Ich begnüge mich also nur zwey auszuwählen, die wirklich verdienen wiederhohlt zu werden. Das erste hat viele Aehnlichkeit mit dem berufenen Salomonschen Urtheil.

Ein reicher Mann nahm zwey Weiber; die eine war häßlich, sie hatte aber ein Großes vor der andern voraus, weil sie ihrem Mann einen Sohn geboren hatte, welches sich die zweite nicht rühmen konnte; hingegen war diese von einer so großen Schönheit, daß sie das Herz ihres Mannes gänzlich besaß. Die erste Frau, der es verdroß sich so verächtlich behandelt, und ihre Nebenbuhlerin so sehr geliebt und geehrt zu sehn, faßte den Entschluß, sich zu rächen, und nahm ihre Zuflucht zu einem Kunstgriff, der eben so grausam, als unerhört in Indien war. Ehe sie zu Ausführung ihres Anschlags schritt, breitete sie, sorgfältig, überall aus, daß ihr zwar die Verachtung ihres Mannes, der nur Augen für ihre Rivalin hätte, sehr empfindlich falle; daß sie aber, hingegen, so glücklich sey, einen Sohn zu haben, und daß dieser Sohn ihr statt Alles sey. Hierauf überhäufte sie ihr Kind, das noch an der Brust lag, mit Liebkosungen und den lebhaftesten Zärtlichkeits-Bezeugungen; und setzte gewöhnlich hinzu. „Die Rache, die ich an meiner Neben„buhlerin nehme, ist die, daß ich ihr mein Kind „zeige; dann lese ich auf ihrem Gesicht, wie wehe „es ihr thut, daß sie keines hat."

Nachdem sie so jedermann von der ausserordentlichen Zärtlichkeit überzeugt hatte, die sie für ihren Sohn hegte, so entschloß sie sich zu einer That, die, wie wir schon oben sagten, in

Hindostan unerhört und unglaublich ist; sie drehte ihm in einer Nacht, wo ihr Mann abwesend war, den Hals um, und legte ihn neben die zweyte Frau, welche schlief. Den Morgen that sie, als ob sie ihr Kind vermißte, und es allenthalben suchte, sie lief in das Gemach ihrer Nebenbuhlerin, und als sie es dort ermordet antraf, warf sie sich auf die Erde, riß sich die Haare aus, und heulte so entsetzlich, daß das ganze Dorf aufrührisch wurde. „Die Grausame, schrie sie, so weit hat sie also „ihre Bosheit, und der Neid um mein Kind ges„trieben, weil sie keines hat!" Alle Einwohner des Orts hatten sich auf ihr Zetergeschrey um das Haus versammeit; aller Verdacht traf, natürlich, die andre Frau, weil es unmöglich schien, sagte man, daß eine Mutter ihren eigenen Sohn umbringen kann, zumahl diese nicht, die von jeher in ihrem Sohn ihr einziges Gut und ihren einzigen Trost fand. Die Beklagte, wendete hingegen zu ihrer Vertheidigung ein, daß es keine grausamere und heftigere Leidenschaft auf der Welt gebe, als Eyfersucht, und daß sie zu Allem fähig sey. Es waren keine Zeugen da, und man wußte nicht, wie man hinter die Wahrheit kommen sollte. Da die Beurtheilungskraft vieler Richter an der Entscheidung dieser verwickelten Sache gescheitert war, so wurde sie endlich vor Mariadiramen gebracht. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem beyde Frauenzimmer selbst ihre Sache füh-

ren sollten. Sie thaten es mit jener natürlichen Beredtsamkeit, die Leidenschaft gewöhnlich einflößt. Mariadiramen hörte sie beyde an, und sprach folgendes Urtheil: „Diejenige von euch, die unschuldig ist, und sich nicht mit dem Verbrechen befleckt hat, dessen Untersuchung uns jetzt beschäftigt, soll einmal rings um die Versammlung, in der Stellung wandeln, die ich gleich angeben werde." Er beschrieb hierauf eine Stellung, die höchst unanständig, und eines Frauenzimmers, das nur die mindeste Schaamhaftigkeit hat, höchst unwürdig war. Sogleich nahm die Mutter des erschlagenen Kindes das Wort, und sagte ganz kek: „Um zu zeigen, wie unschuldig ich bin, und wie schuldig meine Nebenbuhlerin ist, so bin ich zufrieden, nicht blos einmal so um die Versammlung herzugehn, wie es der Richter vorgeschrieben hat, sondern es wohl hundertmal zu wiederhohlen, wenn es verlangt wird. Hingegen die andre erwiderte: „Ich will lieber des Verbrechens, dessen man mich, unschuldiger Weise anklagt, schuldig erklärt seyn, und den Martervollsten Tod dulden, als mir, um mein Leben zu retten, Dinge erlauben, die sich für ein Frauenzimmer, das nur im mindesten auf Ehre hält, so wenig schicken." Die Mutter des Kindes wollte antworten, allein der Richter legte ihr Stillschweigen auf, und indem er die Stimme erhub, that er den Ausspruch, daß die zweyte Frau das Verbrechen nicht began-

gen habe, wohl aber die Mutter des Kindes selbst, dessen schuldig sey. Denn, sagte er weiter, ein Frauenzimmer, das so sittsam ist, daß sie selbst dem Tod, der auf sie wartet, durch eine unanständige Handlung nicht entgehn will, würde nie fähig gewesen seyn, ein so entsetzliches Verbrechen auf sich zu laden. Hingegen die, welche alle Scheu und Schaam verloren hat, und sich so leicht allen Arten von Unanständigkeiten Preiß giebt, verräth nur zu deutlich, daß für sie auch die schwärzesten Laster Kleinigkeiten sind. Die Mutter des Kindes wurde bestürzt, sich so verrathen zu sehn, und gestand zuletzt die Wahrheit. Die ganze Versammlung erhob Mariadiramens Scharfsicht bis in die Wolken, und sein Ruf durchflog ganz Indien.

Das zweyte Beyspiel klingt weit sonderbarer, oder vielmehr fabelhafter. Es ist bekannt, daß die Hindus Unter-Götter zulassen, die, wenn sie gleich an Fähigkeiten und Macht tief unter den Göttern einer höhern Ordnung stehn, demohngeachtet alle Menschen an Geist und Geschicklichkeit weit übertreffen.

Ein Mann, Namens Parjen, den seine ausserordentliche Stärke und Geschicklichkeit merkwürdig machten, hatte sich verheyrathet, und einige Zeit ganz friedlich mit seiner Frau gelebt. Aber einsmal gerieth er, ich weiß nicht wie, in einen heftigen Zorn gegen sie, verließ sie, und begab sich

in ein entferntes Königreich. Während seiner Abwesenheit nahm einer der Unter-Götter, deren ich oben gedacht habe, die Gestalt des Parjens an, und kam in sein Haus, wo er sich wieder mit den Schwieger-Eltern aussöhnte. Sie lebten schon drey bis vier Monate mit einander, als der wahrhafte Parjen sich einstellte. Er warf sich dem Schwiegervater und der Schwiegermutter zu Füssen, gestand sein Unrecht, einer solchen Kleinigkeit wegen einen so übereilten Schritt zu thun, und bat um Vergebung. Der Schwiegervater und die Schwiegermutter wußten nicht was sie davon denken sollten, daß Parjen zum zweytenmale um Vergebung bat, da doch schon alles längst vergessen und vergeben war. Aber ihre Bestürzung wurde noch größer, als der falsche Parjen dazu kam. Beyde Parjen's geriethen hierauf einander in die Haare, und sie wollten sich einer den andern zum Haus hinauswerfen. Figur, Tracht, Gang, Gesicht, Stimme, alles war so gleich, daß man den wahren von dem falschen unmöglich unterscheiden konnte. Mit einem Worte, es war die erneuerte Geschichte der beyden Sosien des Plautus und Moliere. Man klagte bey dem Palleacaren, und er bekannte, daß der Umfang seiner richterlichen Einsichten für eine so verwickelte Sache wie diese nicht hinreiche. Sie wurde vor dem König gebracht; er versammelte seine Räthe, und nachdem sie sich weidlich die Köpfe darüber zerbrochen

hatten, so wußten sie doch am Schluß so wenig sich heraus zu finden als der Palleacaren. Endlich fiel man auf Mariadiramen. Dieser befand sich in keiner geringen Verlegenheit, als der wahre Parjen seinen Namen, den Namen seines Vaters, seiner Mutter, und seiner übrigen Verwandten, des Dorfs wo er geboren war, und alle Begebenheiten und Ereignisse seines Lebens deutlich angegeben hatte, und der falsche Parjen eben so kek hintrat, und sagte: „Es ist ein Betrüger, der meinen Namen misbraucht, der erst von allem Erkundigung eingezogen hat, was mich und meine Familie angeht, und sich nun damit ausputzt; ich bin der wahre Parjen; ich rufe alle Anwesenden zum Zeugen auf, sonderlich die, denen meine Thaten, und was ich vermag, bekannt sind!" — „Nein, schrie hingegen der wahre Parjen, ich bin Parjen, ich that was du dir so betrüglich anmassest." Die ganze zahlreiche Menge der Umstehenden, glaubte, daß sicher diesmal Mariadiramen's Klugheit scheitern würde, allein er zeigte ihnen bald, daß es ihm nicht an Mitteln und Kunst gebrach, sich auch aus der verwickeltesten Sache herauszufinden. Nicht weit davon lag ein Stein von ungeheurer Größe, den die vereinigten Kräfte vieler Menschen kaum zu bewegen im Stande gewesen seyn würden. „Was ihr mir beyde da sagt, fing Mariadiramen an, macht es mir fast unmöglich euren Streit zu schlichten; unterdessen fällt mir

noch ein Mittel bey, sicher hinter die Wahrheit zu kommen. Der wahre Parjen steht in den Ruf, viel Stärke und Geschicklichkeit zu besitzen; er gebe jetzt öffentlich einen Beweis davon, und nehme jenen Stein auf seine Hände: wir wollen daran erkennen, daß er der wirkliche Parjen ist." — Dieser, strengte sogleich alle seine Kräfte an, um den Stein zu heben, und in der That bewegte, und hob ihn ein wenig, zur Verwunderung aller Zuschauer; allein er mußte ihn sogleich wieder auf die Erde fallen lassen. Sein Gegner, der falsche Parjen aber, nahm den Stein in seine Hände, so leicht als ob es ein Federball gewesen wäre. Sogleich erschall der ganze Platz von lautem Beyfall, und den einstimmigen Zuruf: du bist Parjen! „Nein, schrie Mariadiramen, jener der den Stein nur ein wenig bewegen konnte, ist der wahre Parjen; er hat gethan, was man menschlicher Weise thun kann, wenn man ausserordentliche Stärke besitzt. Der andre Parjen aber, der den Stein ohne Mühe hob, und ihn handhabete, als ob er ihn, wie einen Ballen, in der Luft fangen wollte, ist entweder ein böser Geist, oder einer von den Unter-Göttern, der die Gestalt des Parjens angenommen hat, denn kein Sterblicher darf sich unterfangen, zu thun was er that!" — Der falsche Parjen wurde so bestürzt, sich so unvermuthet entlarvt zu sehn, daß er sogleich verschwand. So lautet dieses, zum

Preiß der ungewöhnlichen Kenntnisse des Mariadiramens erfundenes, Mährchen. Ich habe noch eine Menge Umstände dabey ausgelassen, die dem Leser mehr langweilig als unterhaltend gewesen seyn würden.

Die Hindus erwähnen noch eines andern weisen Mannes, Apachi mit Namen, der fast ein Mann wie unser Aesop ist. Er befand sich an dem Hofe eines indischen Königes, und besaß die Gabe, auch die dunkelsten Räthsel aufzulösen, welche sich die Könige damals aufzugeben pflegten. Man war gezwungen den Sinn dieser Räthsel zu entziffern, sonderlich derer, welche der Kayser von ganz Hindostan vorlegte. Es waren auch gewisse Strafen festgesetzt, wenn einer fehl rieth. Doch, da dies alles nur indirekten Bezug auf die richterlichen Aussprüche der Alten hat, so will ich sie hier übergehn.

Man kann sich aus obigen Beyspielen den Begriff vorbilden, den sich die Hindus von einem Richter machen. Sie triumphiren, wenn sie alle die Eigenschaften hernennen, die sie von einem Richter verlangen, und wären sie eben so exakt im Ausüben als im Grübeln, so würden sie den Europäern schwerlich wo nachstehn. Ein Richter, sagen sie, muß die Materie, von der die Rede ist, vollkommen inne haben; er muß auf dem Finger alle die Sätze und Maximen herzusagen wissen, welche die Stelle des Rechts vertreten; er muß

ein ehrlicher, und ein begüterter Mann seyn, um nicht bestochen werden zu können; er muß älter als zwanzig Jahre seyn, damit die, der Jugend so eigene, Unbesonnenheit, ihn nicht in seinen Aussprüchen übereilt, er muß aber auch nicht in den sechszigen stehn, weil bey einem Sechsziger der Geist schon in Abnehmen, und er keiner großen Applikation fähig ist; wenn er mit einer von den Partheyen bekannt oder verwandt ist, so muß er seinem Richteramt entsagen, aus Furcht, daß dabey Leidenschaft sich mit einmischen könne; Endlich muß er auch nie allein urtheilen, so gut auch seine Meinung, und so groß auch seine Kenntnisse seyn mögen. — Alles dieses ist in Versen, und in der Gelehrten-Sprache, niedergeschrieben.

Sie sagen ferner, die meiste Aufmerksamkeit des Richters müsse dahin gehn, die Zeugen wohl zu prüfen, die sich so leicht verfälschen lassen, und gewöhnlich so fertig und geübt in zweydeutigen Antworten sind, um sich losreden zu können, wenn man sie über einem falschen Zeugnisse ertappt. In der That sind die Hindus, selbst die minder Verschlagenen, im Stande, unsre Europäer, und wenn sie auch noch so geschickt in Verkappung der Wahrheit wären, in die Lehre zu nehmen. Deswegen pflegen gewissenhafte und sorgfältige Richter, die Aussagen der Zeugen aufzuschreiben, und sie zu entlassen; einige Zeit darauf aber von neuen vorzuladen, und dieselben Fragen,

nur auf eine andere Weise an sie zu thun: Und da die Richter gemeiniglich eben so ausgelernt als die Zeugen selbst sind, so wissen sie die Antworten der Letztern, auf so vielerley Art zu drehn, daß ihnen nicht mehr frey steht, sie anders, als nach dem wahren Sinn der Sache, zu erklären. Dies geschicht, sagen die Hindus, wenn der Richter nicht gewonnen ist; denn ist er bestochen, so wird er ohnfehlbar den Zeugen nur sagen lassen, was in seinen Kram taugt.

Gedult, Sanftmuth, und sonderlich eine sorgfältige Beobachtung des Herkommens, und seiner Vorschriften, werden ebenfalls den Richtern empfohlen. Alle indische Gedichte sind mit Verwünschungen des Richters angefüllt, der nicht auf die Gesetze achtet. Sie vergleichen ihn mit einem reissenden Strom, der seine Dämme durchbrochen hat, und den nichts mehr aufhält. Er verwüstet, verheert alles, was ihm in seinem Lauf begegnet.

Sie führen auch folgendes Sprüchwort beständig im Munde; „ein Richter muß den klagenden Partheyen weder ins Gesicht noch auf „die Hände sehn!" Die Hindus erklären dieses Sprüchwort so, daß es sich auf alle Arten von Verbindungen erstrecke, die zwischen dem Richter und den Partheyen obwalten könnten und nicht sollen, als Geburt, Verwandschaft, Bündnisse, Amtsverrichtungen ꝛc. Bey Gelegenheit des ersten Theils

des Sprüchworts, „daß der Richter den Partheyen nie ins Gesicht sehn müsse," führen sie einige Verse an, deren Sinn ohngefehr folgender ist. „Der König der einen Streit zwischen einem seiner Unterthanen und einem seiner fürstlichen Söhne schlichten soll, muß den Unterthan als seinen Sohn, und den Prinzen als seinen Unterthanen ansehn, damit ihn die elterliche Liebe nicht verleite; und doch wird er noch immer viel Mühe haben, zu verhüten, daß nicht Trotz dieser Vorsicht, die Eigenliebe, durch unmerkliche Kunstgriffe, seine gute Absichten verderbe." Ich habe sie auch mit großen Lobeserhebungen von einem Könige sprechen hören, der vor Zeiten in einem Jahrhunderte herrschte, wo sehr streng auf Gerechtigkeit gehalten wurde. Er fürchtete so sehr, sich überraschen zu lassen, daß er sich jedesmal, so oft er den Thron bestieg, um zu richten, die Augen verbinden ließ, ehe noch die Partheyen vorgetreten waren: sobald sie sich in seiner Gegenwart befanden, verbot er ihnen auf das strengste, das geringste zu sagen, was sie ihm kenntlich machen könnte. Auch verliessen damals die Götter, von der Billigkeit dieser unbestechlichen Richter entzückt, die Wohnungen ihrer Herrlichkeit, um Zeugen der Ausspräche dieser Tugendhaften zu seyn, und übergossen mit einem Regen von Blumen ihre Häupter. Aber ach! wie verschieden ist unser

heutiges Jahrhundert, von diesen Jahrhunderten der Glückseligkeit! Wo man hinsieht, erblickt man nichts als Betrug und Unrecht!

Ein Richter darf nicht „auf die Hände der Partheyen sehn," das heißt, er darf sich nicht durch Geschenke gewinnen lassen. Nichts ist eines Mannes in einem solchen Posten unwürdiger, als sich einer so niedrigen Leidenschaft zu überlassen, wie der Geitz ist. Hier folgt noch eine von ihren Sentenzen. „Wenn ihr in die Tempel der Götter geht, wenn ihr euren Lehrern eure Schuldigkeit beweiset, wenn ihr einen von euren Anverwandten oder Freunden besucht, den ihr lange nicht gesehn habt, so thut ihr wohl, wenn ihr ein Geschenk mit euch bringt; aber ihr würdet eure Richter auf das gröbste beleidigen, wenn ihr ein Gleiches bey ihnen thun wolltet."

Ich unterhielt mich einsmal mit einem Hindus, der für einen sehr geschickten Mann bekannt war. Die Unterredung fiel auf diesen Gegenstand, und sonderlich auf dies Sprüchwort. Er gestand mir, daß dieser Satz: „ein Richter darf den Partheyen weder ins Gesicht noch auf die Hand sehn," zwar einen sehr schönen Sinn in sich fasse, daß aber der Sinn des Gegensatzes noch weit feiner und weiser ausgedacht sey. Ich behaupte, fuhr er fort, daß ein Richter allerdings auf das Gesicht und die Hand der Partheyen Acht geben muß.

Oft steht auf dem Gesicht der Clienten und Zeugen, fast untrüglich geschrieben, was im innersten ihrer Seele vorgeht, so daß man oft daraus sehr großes Licht schöpfen kann, um hinter die Wahrheit zu kommen. Die Leidenschaften drücken sich gemeiniglich in den Blicken und den Gesichtszügen so gut ab, daß man alles darinn liest, was der andre zu verbergen strebt, Haß und Liebe, Zorn und Angst u. s. w. Zwar können diese äusserlichen Zeichen zuweilen trügen, aber, zum öftersten, sind sie doch von großem Nutzen. Das Gesicht das man sieht, sagen die Hindus, ist das Bild der Seele die man nicht sieht. Eben so muß auch ein Richter die Hand der Partheyen, das ist, die Geschenke bemerken, die sie ihm machen wollen. Er belehrt sich dadurch, daß entweder der Klagende eine schlimme Meinung von seiner Sache, oder von der Billigkeit seines Richters hege, und dergleichen Belehrungen können ihm in der Folge des Prozesses sehr gut zu Leitfäden dienen.

Die Bücher der Hindus sind mit Verwünschungen der ungerechten Richter angefüllt, die sich bestechen lassen, und einen Handel mit der Gerechtigkeit treiben. Hier ist der Inhalt einer ihrer Strophen: „der böse Richter, der verdammte den „Unschuldigen, wird verlöschen sehn sein Geschlecht, „und zertrümmert seine Wohnung; Gras und das

„Gesträuche Erucu, werden sprossen in seinen Ge„mächern, und seine Kinder werden verwelken in „der Blüthe ihrer Jahre."

Von den Zeugen urtheilen sie folgendergestalt. Man muß ein Mißtrauen in Zeugen setzen, die entweder zu jung, oder über die sechszig, oder arm und dürftig sind. Frauenzimmer dürfen nie als Zeugen zugelassen werden, ausgenommen im äussersten Nothfall. Sie haben besondre Begriffe von dem Zeugniß der Bucklichten, Einäugigen, Lahmen und andrer Krüppel. Erfahrung, sagen sie, hat uns gelehrt, daß das Zeugniß dieser Art Leute immer sehr verdächtig ist, und daß sie, mehr als andre, geneigt sind sich bestechen zu lassen. Europäer werden niemals in Stand seyn, einem Hindus ein Zeugniß abzunehmen, wenn sie nicht einen langen Aufenthalt in Hindostan gemacht haben, und die Sprache vollkommen verstehn; die zweydeutigen Antworten, die man ihnen geben wird, werden sie sonst immer überlisten.

Jedes Haupt eines Flecken, ist der natürliche Richter aller Streitigkeiten, die sich in seinem Flecken entspinnen, und damit er seine Urtheile mit desto größerer Billigkeit fälle, so wählt er sich immer drey oder vier der erfahrensten Einwohner aus, die gleichsam seine Beysitzer sind, und mit ihm richten. Ist der Verurtheilte mit der erhaltenen Sentenz nicht zufrieden, so kann er an den Maniacarren appelliren, welcher eine Art von

Intendant ist, der verschiedene solche Flecken unter sich hat. Dieser hat ebenfalls zwey oder drey Personen zu Gehülfen, die ihm die Sache zu untersuchen und zu schlichten helfen. Von seiner Sentenz kann man wieder an die unmittelbare Jurisdiktion der Beamten des Fürsten appelliren, welches die letzte Instanz ist. Betrift die Streitigkeit die Caste, so entscheiden die Häupter der Casten. Die Verwandten dürfen auch in dergleichen Angelegenheiten zusammenkommen, und gewöhnlich richten sie mit grosser Billigkeit. Die Gurus schlichten einen großen Theil der Zwiste, die zwischen ihren Schülern entstehn. Zuweilen wählen sich auch die Proceßirende, Schiedsrichter, auf deren Ausspruch sie sich beziehn, und es dabey bewenden lassen.

Unter allen diesen Richtern nehmen bloß die Maniacarrens Geld, sie thun es überdies nicht immer. Aber einige lassen sich das Zehntel von der Summe geben, welche den Gegenstand des Prozesses ausmacht; Z. B. die Summe ist hundert Thaler, so empfängt der Maniacarren deren zehn. Gewöhnlich ist der gewinnende Theil verbunden, diese Summe zu bezahlen, weil der, welcher verloren, schon genug gebüßt hat. Die Gurus lassen sich ihre Aussprüche noch theurer bezahlen. Nach ihrem Vorgeben aber, ist dieses Geld nicht für sie, sondern zu lauter heiligen und ersprießlichen Werken bestimmt.

Ich

Ich komme nunmehr auf das, was den Partheyen selbst obliegt. Diejenigen, welche einen Prozeß haben, müssen ihre Sache selbst führen, im Fall ihnen nicht ein Freund diesen Dienst erweiset. Sie müssen vor den Richter in einer ehrfurchtsvollen Stellung erscheinen. Sie dürfen einander nicht in die Rede fallen, sondern sie müssen sich begnügen, blos durch eine Bewegung des Kopfs zu bezeigen, daß sie gegen das, was ihr Gegner eben vorgebracht hat, manche Einwendung in petto haben. Ist nun die Nothdurft beyder Partheyen erörtert, so müssen sie und die Zeugen ihren Abtritt nehmen; der Richter und seine Räthe berathschlagen sich, und wenn sie mit einander über den zu fällenden Ausspruch einig geworden sind, so werden die Kläger zurückgerufen, und ihnen die Sentenz bekannt gemacht. Der Leser sieht, daß auf diese Art dem Schneckengang und dem ewigen Zaudern und Zögern ausgebeugt wird, das die Schikane bey uns eingeführt hat, und daß die Gerichtskosten sich nicht hoch belaufen können. In der That giebt es kein Land, wo man wohlfeiler prozeßirt als in Indien. Ist nur der Richter ehrlich, so hat der Prozeß bald sein Ende erreicht.

Da die meisten Prozesse in Indien Schulden und aufgenommene Summen betreffen, deren Wiedererstattung man zu lange verzögert, so will ich

hier die Art und Weise erklären, wie dergleichen Anleihen geschehn. Es ist gewöhnlich, daß der, welcher borgt, einen Murri, das ist, einen Schein ausstellt, worinn er sich anheischig macht, das geliehene Kapital mit den Interessen seinem Gläubiger wieder zu bezahlen. Damit dieser Aufsatz desto authentischer und gültiger sey, muß wenigstens von drey Zeugen unterzeichnet seyn. Es wird darinn der Tag, der Monat und das Jahr bemerkt, wenn man das Geld empfangen hat, und wie hoch man es verzinsen will.

Die Hindus unterscheiden dreyerley Arten von Zinsgeldern oder Interessen; einige die Tugend, andre die Sünde, und wieder andre, die weder Sünde noch Tugend sind, denn so drücken sie sich aus. Der Zins, welcher Tugend ist, beträgt monatlich, eins, oder jährlich zwölf, von hundert. Sie behaupten, daß wer nicht mehr als so viel nimmt, eine tugendhafte Handlung begehe, weil er, sagen sie, mit so mäßigem Gewinn dem Elend derer aushilft, die sich in einer drückenden Nothdurft befänden. Kurz, zu zwölf Procent leihen, gilt bey ihnen für so gut als Allmosen geben. Hingegen den Zins von vier von hundert, des Monats, oder acht und vierzig des Jahres, dergestalt, daß in zwey Jahren zwey Monaten, das aus geliehene Kapital duplirt wird, heissen sie Sünde. Der Zins ist weder Sünde noch Tugend, wenn man monatlich nur zwey, oder jährlich nur

vier und zwanzig von hundert erhebt. Diejenigen welche von ihren Schuldnern nur den Tugend-Zins nehmen, zählen gewöhnlich weder den ersten noch den Zahlungs-Monat; unterdessen sind sie zu dieser Nachsicht nicht ausdrücklich verbunden, und es bleibt immer bey ihnen eine Wirkung der Grosmuth, wenn sie ihren Rechten auf der Art entsagen wollen. Uebrigens fällt es ihnen niemals ein, zu untersuchen, ob bey dergleichen Verleihungen Wucher mit unterlaufe oder nicht; sie glauben ein Recht zu haben, mit ihrem Gelde zu schachern, und sie halten nur die Art Zins für verboten, die, nach ihrem eigenen Geständnisse, Sünde ist.

Wenn ein Gläubiger viele Monate, oder ein oder zwey Jahre fruchtlos gewartet hat, so hat er das Recht, seinen Schuldner im Namen des Fürsten, und bey Strafe für einen Aufrührer angesehn zu werden, in Verhaft zu nehmen. Der Schuldner ist aber deswegen noch nicht verbunden, vor dem Richter zu erscheinen, weil die ersten Vorübergehende sich für ihn ins Mittel schlagen, und den Gläubiger nöthigen, ihm noch einige Monate Frist zuzugestehn. Ist diese Frist verstrichen, so kann der Gläubiger ihn noch einmal, im Namen des Fürsten, anhalten. Man muß erstaunen, wenn man den pünktlichen Gehorsam der, auf diese Art Angehaltenen sieht. Nicht allein wagen sie nicht, die Flucht zu ergrei-

fen, sondern sie dürfen auch nicht einmal weder trinken noch essen, bis ihnen der Gläubiger die Erlaubniß dazu gegeben hat. Diesmals führt er ihn vor dem Richter, der ihm ebenfalls einige Monate Aufschub erbittet. Diese ganze Frist-Zeit aber, gehn die Interessen beständig fort. Bezahlt der Schuldner auch diesmals, in der festgesetzten Zeit, nicht, so wird er von dem Richter verurtheilt, der ihn ins Gefängniß werfen, und seine Mobilien und Ochsen verkaufen läßt. Sehr selten nimmt man jedoch so viel heraus, als die ganze Schuldforderung beträgt; gemeiniglich überredet man den Gläubiger, etwas von den zu fordernden Interessen fallen zu lassen.

Wird jemand eines Diebstahls angeklagt, und waltet ein starker Verdacht gegen ihn, so zwingt man ihn, seine Unschuld dadurch zu beweisen, daß er seine Hand, in einen Kessel siedendes Oel steckt. Sobald er die Hand herauszieht, wird sie mit einem Stück Leinwand umwickelt, und gegen den Daumen, versiegelt. Drey Tage darauf öfnet und besichtigt man sie, und erklärt die Person für unschuldig, wenn daran nicht das geringste Brands-Merkmal befunden wird. Diese Probe ist in Indien was sehr gewöhnliches, und ich habe viele gesehn, die ihre Hand ganz unbeschädigt aus dem Oel gezogen hatten.

So begaben sich, zum Beyspiel, manche unsrer Neubekehrten, die sich zu dergleichen Beweis-

sen ihrer Unschuld gezwungen sahn, und uns nicht erst um Rath frugen, auf die öffentlichen Plätze, und steckten da, vor aller Welt Augen, Hand und Arm bis an den Ellbogen in das siedende Oel, ohne auch nur ein wenig verbrannt zu werden, wie ich selbst, bey der Untersuchung, gefunden habe.

Ich habe einen Neubekehrten gekannt, der eine sehr vernünftige und brave Frau hatte, allein es sich nicht aus dem Kopf bringen konnte, daß sie ihm untreu sey. Seine beissenden Vorwürfe, brachten sie bald zur Verzweiflung. Einmal, als er es gar zu arg trieb, betheuerte sie, daß sie bereit sey, ihm jeden Beweis von ihrer Unschuld zu geben, den er nur verlangen würde. Sogleich verschloß der Mann die Thüre, füllte ein Gefäß mit Oel, ließ es sieden, und befahl seiner Frau, die Hand hinein zu stecken. Sie that es auf der Stelle, und setzte hinzu, daß sie solche nicht ehe herausziehn würde, bis er es befähle. Die entschlossene Standhaftigkeit dieser Frau, setzte den Mann in Erstaunen; er sah einige Zeit stillschweigend zu, da sie aber nicht das mindeste Zeichen des Schmerzes von sich gab, und ihre Hand auf keine Weise verbrannt war, so fiel er ihr zu Füssen, und bat um Verzeihung. Vier oder fünf Tage darauf, kam er mit seiner Frau zu mir, und erzählte mir, mit Thränen, was ihm begegnet war. Ich befragte nachher die Frau beson-

ders, und erhielt von ihr die Versicherung, daß sie nicht mehr Schmerzen empfunden hätte, als wenn ihre Hand in kaltem Wasser gewesen wäre. Meinen Lesern steht frey, davon zu denken was sie wollen, ich, meiner Seits, der ich die närrische Eyfersucht dieses Mannes gekannt habe, und Zeuge gewesen bin, wie fest er seitdem von der Treue seines Weibes überzeugt war, ich kann ohnmöglich an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln.

Eine Christin aus einem andern Flecken, wurde ebenfalls von ihrem Manne in Verdacht der Untreue gehalten; er brachte seine Klage bey seiner Caste an, wo die Heyden alles galten. Man verurtheilte sie, zwanzig Schritte weit, in einem Zipfel ihres Kopf-Schleyers, dreißig glühende Kohlen zu tragen. Würde der Schleyer zu brennen oder zu sengen anfangen, so sey es ein Beweis, daß sie schuldig sey; aber sie trug ihre Kohlen, die zwanzig Schritte, ohne daß ihr Schleyer verletzt wurde, und warf sie hernach auf ihren Ankläger. Mehr denn zweyhundert Personen, waren bey dieser Probe zugegen. Zwey Monate darauf kam ich in denselben Flecken, und legte dem Manne eine Busse auf, die seinem Vergehn angemessen war.

Ich kenne Personen, die man gezwungen hat, mit der Zunge an glühenden Ziegelsteinen zu lecken, und die nicht gebrannt worden sind. Wenn

die Heyden von jemanden die Probe mit dem siedenden Oel verlangen, so waschen sie zuvor die Hände des Beklagten, und beschneiden ihm die Nägel, damit er kein Mittel wider den Brand darunter verbergen könne.

Noch eine andre Probe ist ebenfalls bey ihnen sehr gewöhnlich. Sie bereiten ein grosses rundes Gefäß, fast wie eine grosse Kugel, und mit einer so engen Oefnung, daß man höchstens die Hand hineinbringen kann. In dieses Gefäß wird ein Ring, und eine von den Schlangen gethan, deren Biß tödlich ist, wenn nicht auf der Stelle was dagegen gebraucht wird. Diejenige, auf die der Verdacht eines Diebstahls gefallen ist, müssen hineingreifen, und den Ring heraushohlen. Wer zuerst gebissen wird, wird für den Thäter gehalten.

Ehe man es aber so weit kommen läßt, braucht man die größte Vorsicht, um die Beklagten dergleichen Proben nicht zu leicht und zu übereilt auszusetzen. Ist z. B. ein Halsband von Goldkörnern, oder ein andres Geschmeide von Werth gestohlen worden, so theilt man an dreissig bis vierzig Personen, so viele von obgedachten Kugel-Gefäßen, und zwar jedem eines, aus, damit der Dieb das Gestohlene heimlich hineinlegen könne. Diese Gefäße sind von einer Erde verfertigt, die sich sehr leicht auflöst. Jeder thut das seinige in eine Art Kübel, wo sie sich auflösen,

und gemeiniglich findet man alsdenn auf dem Grund des Kübels, das gestohlene Kleinod, ohne daß man weiß, wer der Thäter gewesen ist.

Wenn eine Mordthat begangen worden ist, und das Wiedervergeltungs-Recht in der Caste gilt, so wird dieses Recht in seiner ganzen Strenge ausgeübt.

Die Mordthaten sind in Hindostan ziemlich selten, und daher kommt es auch vielleicht, daß so wenig auf Gerechtigkeit bey Verbrechen dieser Art gesehn wird. Giebt man nur dem Fürsten eine gewisse Geldsumme, hundert Pagoden, so fällt es nicht schwer, seine Begnadigung zu erhalten. Sogar, wenn man einen von den Beamten des Fürsten getödet hat, kann man mit einem Geschenke von tausend Thalern loskommen. *) Die

*) „Die gröbsten Verbrechen, (sagt ein andrer Missionar, der Pater le Caron, an einem andern Orte) werden nicht mit dem Tode bestraft. Kann man nur Geld zahlen, so ist man sicher ohngestraft durchzuwischen. Man begnügte sich, einen Mann bloß des Landes zu verweisen, der seine Frau und Tochter getödet hatte. Eine Frau, die ihren Mann umbrachte, wurde auf den öffentlichen Platz geführt; man bedeckte ihr das ganze Gesicht mit Koth; das war ihre ganze Strafe. Ein Dieb, der den Schatz des Fürsten von Ballabaram bestohlen hatte, erhielt nur einige Stockschläge. Kurz darauf bestahl er ihn zum zweytenmal; statt ihn aber zu strafen, ließ man ihn nicht aus den Augen, als eine Person, welche dem Staat nützlich sey, und ihm bey Gelegenheit einen wichtigen Dienst erweisen könnte. Dieser Dienst bestand darinn, daß man, in Fall einer Belagerung, womit die Stadt bedroht wurde, diesen so verschmitzten Menschen gebrauchen wolle, die Kriegscasse des Feindes zu stehlen, und so seine Anschläge zu vereiteln.” R.

Gesetze erlauben dem Mann, seine ehbrüchige Frau und ihren Mitschuldigen zu töden, wenn er sie auf der That ertappt, aber er muß beyde tödten, und dann kann man keine Klage auf ihn bringen.

Die Furcht vor der Strafe hält sie nicht zurück. Man hat unter der Regierung der Fürstin Mangamal, die es sich zum Gesetz gemacht hatte, niemand am Leben zu strafen, nicht mehr und nicht grössere Verbrechen begehen gesehn, als unter der Regierung der vorigen Fürsten, wo die Thäter scharf gestraft wurden. Gäbe es in Europa einen Staat, wo keine Lebensstrafe gälte, und Verbannung, wie in Indien, in nichts weiter bestünde, als zu einem Stadtthore hinaus, und zum andern hineinzugehn; welchen Ausschweifungen und Greueln würde man sich nicht darinn überlassen!

Die Bramen genieſſen das Vorrecht, keines Verbrechens wegen am Leben gestraft werden zu können; man reißt ihnen bloß die Augen aus. Ich befand mich in der Stadt Trischirapali, als man zwey Braminen ertappte, die durch die abscheulichsten Opfer und magische Ceremonien die Konigin zu Tode zaubern wollten. Man begnügte sich ihnen die Augen auszureiſſen, und überdies geschah dies wider Willen der Königin, die sich nicht entschlieſſen konnte, ihre Einwilligung zu ihrer Bestrafung zu geben. Unterdessen habe ich in der Geschichte der Könige von Madure gefunden, daß sie, wenn sie Ursache hatten, mit einigen Bra-

men unzufrieden zu seyn, zwar nicht ihr Blut vergossen, sie aber mit einer Dornhecke, zwölf bis funfzehn Fuß in der Breite, umgeben, und diese Dornhecke von Soldaten bewachen liessen. Täglich schmälerte man, was ihnen an Essen und Trinken gereicht wurde, bis endlich, nach und nach, der Mangel an Nahrungsmitteln, ihren Tod verursachte.

Ich komme nunmehr auf einige Herkommen, und Maximen, die bey den Hindus die Kraft der Gesetze haben, und ihnen zur Richtschnur dienen.

Erstes Herkommen. „Wenn Kinder beyderley Geschlechts in einem Hause vorhanden „sind, so sind die männlichen Kinder, die einzigen „Erben, und die Töchter können keine Ansprüche „an der Erbschaft machen."

Ich habe oft den Hindus vorgeworfen, daß dieser Satz ungerecht, und den natürlichen Rechten zuwider laufe, weil die Töchter einerley Vater und Mutter mit ihren Brüdern hatten. Aber erstlich gaben sie mir die gewöhnliche Antwort, daß es so Herkommen sey, und daß ein solches, mit Einwilligung der ganzen Nation gegründetes, Herkommen, unmöglich eine Ungerechtigkeit seyn könne: und dann, fuhren sie fort, sind die Töchter nicht so sehr zu beklagen, weil sie die Väter und Mütter, und in deren Ermangelung die Brüder, verheyrathen müssen; daß also, wenn sie in eine Familie versetzt werden, die eben so edel als die

ihrige ist, (denn man kann sich nicht ausser seiner Caste verheyrathen) die Vortheile, welche sie in dieser neuen Familie erlangen, ihnen statt des eingebüßten Antheils an der Erbschaft, und statt einer Entschädigung dienen. Ihr könnt dieses, wendete ich ein, den Europäern antworten, welche an den Küsten wohnen, und eure Gebräuche nur überhin kennen, aber nicht mir, der so viele Jahre unter euch gewohnt hat. Denn, erwiederte ich ferner, sind es nicht die Väter und Mütter, die von den Heyrathen ihrer Töchter allen Vortheil allein ziehn? Wird ihnen nicht die Summe ausgezahlt, wofür die Braut vom künftgen Ehemann gekauft wird? — Denn, man muß bemerken, daß bey den Hindus, sich verheyrathen, und eine Frau kaufen, einerley ist; deswegen pflegen sie, um zu verstehn zu geben, daß sie Willens sind, in den Stand der Ehe zu treten, gewöhnlich zu sagen, „daß sie eine Frau kaufen wollen."

Unterdessen muß ich gestehn, daß sie meine Einwürfe nicht übel beantworteten. Die Summe, sagten sie, welche der neue Ehemann seinen Schwiegervater auszahlt, geht fast ganz in Ankauf der Juweelen für die Braut auf. Es werden Ohrengehänge, silberne Armspangen, Halsbänder mit Korallen und Goldkörnern, und goldene und silberne Ringe angeschaft, so wie es der Rang und Adel der Caste erfodert: (wohl zu merken, daß man nicht allein Ringe an den Fingern, sondern

auch oft an den Zähen trägt.) Was von dem Gelde übrig bleibt, wird angewendet, die Hochzeit auszurichten, und oft kommt es dem Vater der Tochter höher zu stehn, als was er empfangen hat. Wer anders handelt, setzt sich der allgemeinen Verachtung aus.

Man findet im alten Testament etwas ähnliches. Man liest daselbst, daß die Töchter des Salphad, nach dem Tode ihres Vaters, der keine Söhne hinterlassen hatte, zu Moses und Eleazar kamen, und die Erbschaft ihres Vaters begehrten. Die Töchter der Juden durften also keine Ansprüche auf die väterliche Erbschaft machen, wenn Söhne vorhanden waren, und selbst wenn deren keine vorhanden waren, scheint doch ihr Foderungs-Recht noch nicht so ganz ausser allen Zweifel gewesen zu seyn, weil bey obigen Fall mit den Töchtern des Salphad, erst Gott um Rath gefragt, und seine Antwort abgewartet werden mußte, die aber zu ihrem Vortheil ausfiel.

Die Töchter befinden sich bey den Hindus in einer schlimmern Lage, als die Töchter der Juden, weil diese doch Ansprüche auf die Erbschaft machen durften, hingegen jene bey den Hindus ganz und gar ausgeschlossen bleiben, sie mögen Brüder haben oder nicht. Zwey Brüder verheyrathen sich; der eine hat einen Sohn, der andre eine Tochter. Das Vermögen, das natürlich auf die Tochter fallen sollte, fällt auf den Oheim; und dies

ser erlangt seiner Seits die Obliegenheit, seine Nichte so vortheilhaft als möglich zu verheyrathen.

Unterdessen giebt es einige kleine Königreiche in Indien, wo die Prinzeßinnen großer Vorrechte geniessen, die sie über ihre Brüder setzen, weil das Succeßions-Recht, von der mütterlichen Seite herkommt. Zum Beyspiel, ein König hat eine Tochter von einer Frau von seinem Blute, so ist diese Thronfolgerin und Erbin, wenn er gleich einen Sohn von einer andern Frau, von derselben Caste, hat. Sie kann sich auch verheyrathen, an wen sie will, und wäre ihr Mann nicht von königlichem Geblüte, so würden ihre Kinder doch Könige seyn, weil sie von mütterlicher Seite her, von königlichem Geblüte sind; denn der Vater kommt hier nicht in Anschlag, weil das Succeßions Recht, wie ich schon gesagt habe, einzig von der Seite der Mutter stammt.

Hat die regierende Prinzeßin einen Sohn und eine Tochter, und kann man keine Prinzeßin von königlichem Geblüte finden, um sie mit dem Prinzen zu verheyrathen, so kommen die Kinder der Tochter an die Regierung, und die Kinder ihres Bruders, müssen ihr nachstehn. Haben weder der Bruder noch die Schwester Kinder, wie sich der Fall im Königreich Travancor ereignet hat, so sucht man anders wo Kinder, die von demselben Blute entsprossen sind, und dies geschieht, wenn

gleich der König Kinder von seiner Caste, aber nicht von königlichem Geblüte von Seiten der Mutter, hat. Wenn die Königinnen, die absolute Gewalt in Händen haben, so sind ihnen immer sechs oder sieben Personen zugeordnet, welche die Last der Regierung tragen helfen.

Zweytes Herkommen. „Der älteste Sohn „des Königs, des Fürsten, des Palleacarens, oder „Oberhaupts des Ortes, folgt seinem Vater nicht „immer auf dem Thron, oder im Regiment."

Dieses Herkommen, welches die Succeßions-Folge der Fürsten regulirt, bedarf einiger Erläuterung. Die Hindus unterscheiden zwey Arten von Würden; die, welche vom Vater auf den Sohn fortgehen, und die, welche bloß auf der Person beruhen, ohne daß es nöthig ist, daß sie auch auf ihre Kinder erben. Von den letztern ist hier nicht die Rede, weil der Fürst sie nach Gefallen austheilen, und dazu ernennen kann, wen er will. Die Rede ist hier von Erb-Staaten. Das Herkommen will, daß die Aeltesten succediren sollen, wenn ihre gute Eigenschaften sie dazu tüchtig machen. Wenn sie aber wenig Verstand, und wenig Fähigkeiten zu einen guten Regenten verrathen, und hingegen der jüngste grosse Anlagen blicken läßt, und alle Hofnung von sich giebt, die Pflichten des Fürsten dereinst erfüllen zu können, so richtet es der König dergestalt ein, daß seine Krone auf den jüngsten fällt. Thäte er es nicht, so würden sich seine

Anverwandten nach seinem Tode versammeln, und doch den jüngsten wählen. Da es überdies einmal so eingeführt ist, so macht der älteste Prinz desto weniger Schwierigkeiten, sich darein zu ergeben. Er wird deswegen in keine schlechtere, vielmehr in eine weit glücklichere Lage versetzt, denn er genießt das Gute und Angenehme seines Fürstenstandes, ohne die Lasten und Beschwerden zu fühlen, die von der Königswürde unzertrennlich sind; weil man alles thut was ihm die erlittene Zurücksetzung versüssen oder vergessen machen kann.

Was von den Königen und Fürsten gilt, gilt auch von den Palleacarren und Häuptern der Ortschaften. Der Jüngste wird immer dem Aeltern vorgezogen, wenn er mehr Verdienste besitzt. Man hat zwey Brüder, Prinzen von Tanshaur, mit Verwunderung, mit einander die Staaten regieren sehn, die ihnen ihr ältester Bruder, der Kinderlos starb, hinterlassen hatte. Sie hatten zwar das Königreich getheilt, aber sie lebten in einem Pallast, und in der vollkommensten Eintracht. Sie sind Kinder eines Bruders des berühmten Sivagi, der sich in Indien so berühmt, durch die heftigen Streiche gemacht hat, welche er dem Thron der Nachfolger des Timurkan's versetzte.

Die Mogolischen Fürsten pflegen es bey ihrem Thronfolgen ganz anders zu halten. Wer das stärkste Heer auf den Beinen hat, und seine

Brüder besiegt, trägt die ungeheuern Staaten des grossen Moguls, zur Beute davon. Den Ueberwundenen kostet es immer ihr Leben, oder ihre Freyheit. Als man den Aurengegeb bat, zu bestimmen, welches von seinen Kindern ihm auf den Thron folgen sollte, so weigerte er sich dessen, unter dem Vorwand, daß diese Entscheidung die Sache des Himmels sey. Er selbst hatte den Thron, durch den Mord seiner Brüder, und die Einkerkerung seines eigenen Vaters bestiegen, den er, wie er sagte, von den Sorgen der Regierung befreyen wollte. Seltsame Politik der Mongolen, die gewissermassen die Brüder zwingt, einander zu würgen! Die Fürsten der Hindus verabscheuen einen so grausamen Grundsatz, und es giebt kein Land, wo die Brüder einiger sind!

Drittes Herkommen. „Wenn das Vermö„gen nach dem Tode des Vaters nicht getheilt „worden ist, so muß alles was eines der Kinder „noch für sich erworben hat, zur allgemeinen „Masse geschmissen, und zu gleichen Theilen ge„theilt werden."

Dieser Satz wird sonderbar vorkommen, aber er wird in Indien allgemein befolgt, und eine Menge Prozesse werden nach ihm entschieden. Ein Beyspiel wird den Fall noch deutlicher machen. Wir wollen annehmen, daß ein Hindus, der fünf Kinder hat, hundert Pagoden, oder fünfhundert

Liv-

Livres französisches Geld, hinterläßt. Geschähe eine Theilung, so würde jedes der fünf Kinder, hundert Livres erhalten, geschieht aber diese Theilung nicht, wie sehr oft der Fall ist, sonderlich, wenn sich einer der Brüder noch im ledigen Stande befindet, so muß, und wenn der Aelteste zehntausend Pagoden gewonnen hätte, er doch diese Summe zur gemeinen Masse schlagen, damit sie zu gleichen Theilen an alle Brüder vertheilt werde. Man versammelt die Verwandten und Freunde, und der Aelteste mag sich widersetzen oder nicht, so muß er doch dem Herkommen gehorchen, das ich eben angeführt habe.

Sie haben noch einen andern Gebrauch, den einige tadeln, und andre bewundern. Wenn einer von den Brüdern wenig Verstand hat, und die andern reichlicher damit begabt sind, so macht man des erstern Theil weit ansehnlicher und größer als dieser ihren, weil, sagen sie, der, welcher keinen Verstand hat, unfähig ist, mit dem Vermögen zu wuchern, das man ihm gelassen hat, statt daß die andern, die gewitzter und gewandter sind, in kurzer Zeit weit reicher als ihr Bruder werden, dem sie den fettesten Theil der Erbschaft zugestanden haben.

Es giebt Familien, wo niemals die Rede von Theilung ist, wo das Vermögen gemeinschaftlich bleibt, und die in der vollkommensten Eintracht

leben. Dies pflegt zu geschehn, wenn einer von der Familie, genug Geschicklichkeit besitzet, um ihre Subsistenz bestreiten zu können. Auf ihn liegt die ganze Last des Aufwands, er ist gleichsam der andern Oberhaupt, die nichts anders thun, als nach seiner Vorschrift zu arbeiten. Er verheyrathet die Söhne und Enkel seiner Brüder, er sorgt für ihre Bedürfnisse, Kleidung, Unterhalt, Nahrung ꝛc. das wunderbarste dabey ist, daß es sogar zuweilen Frauenzimmer giebt, die im Stande sind, auf diese Art verschiedenen Familien vorzustehn. Ich habe eine gekannt, die mehr denn achtzig Personen mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu versehn hatte. Manche Familien, worinn nie eine Theilung geschehn ist, sind dem ohngeachtet nicht so reich, als man es gemeiniglich in Indien ist. Unterdessen stehn die, welche eine solche Familie ausmachen, in einer allgemeinen Achtung, und man bestrebt sich, mit ihnen in Verbindung zu kommen. Ein schönes Beyspiel für unsre europäische Christen, die das geringste Interesse vereinigt, und in unzählige Streitigkeiten verwickelt.

Viertes Herkommen. „Die adoptirten Kinder, gehn bey der Theilung des Vermögens, mit „den Kindern der Väter und Mütter, die sie adoptirt haben, zu gleichen Theilen."

Wenn ein Mann keine Kinder hat, so sucht er sich zuweilen weiche, bey einem seiner Verwandten

aus, und adoptirt sie. Die Ceremonien, welche man bey dieser Gelegenheit zu beobachten pflegt, verdienen angemerkt zu werden. Man kommt in dem Hause eines der Verwandten desjenigen zusammen, der adoptirt; Hier wird ein grosses kupfernes Gefäß, von der Gestalt unsrer grossen Schüssel zurecht gemacht, und so gestellt, daß das Kind beyde Füsse hineinthun, und darinn aufrecht stehn kann, wenn es die Kräfte dazu hat. Hierauf sagen der Mann und die Frau ohngefehr folgendes: „Wir thun euch hiermit zu wissen, daß wir gegenwärtiges Kind, das ihr vor euch seht, zu adoptiren wünschen, weil wir selbst keine Kinder haben. Wir wählen es dergestalt zu unserm Sohne, daß von nun an unser Vermögen ihm eben so zugehören soll, als ob es von uns geboren sey. Er hat von seinem ehemaligen, natürlichen Vater, nun nichts mehr zu gewarten. Zu Urkunden dessen, wollen wir das Safran-Wasser trinken, wenn ihr es zufrieden seyd." Die Anwesenden geben ihre Einwilligung, durch ein Zeichen mit dem Kopf. Mann und Frau bücken sich, und giessen Wasser aus, worinn Safran aufgelöst worden ist. Sie waschen des Kindes Füsse damit, und trinken das Wasser, das im Gefäß geblieben ist. Alsdenn wird eine Schrift aufgesetzt, worin man aufzeichnet, was vorgefallen ist; die Zeugen unterschreiben sie. Diese Schrift heißt: Manschinircani-schitu.

Bekommen der Mann oder die Frau, in der Folge Kinder, so werden diese Kinder die jüngsten Geschwister des Adoptirten, und dieser genießt alle Vorrechte des Aeltesten, indem die Gesetze keinen Unterschied zwischen dem wirklichen und dem angenommenen Kinde machen. Ja, oft verrathen die Väter und Mütter mehr Zärtlichkeit für das adoptirte, als für ihr wirkliches Kind, indem sie sich einbilden, daß die Götter, aus Wohlgefallen an der tugendhaften Handlung, welche sie durch diese Adoption verübt, ihnen Kinder und zeitliche Güter zugestanden hätten, die sie sonst nicht bekommen haben würden.

Es giebt noch eine andre Art von Adoption, die nicht dieselbe Vortheile, aber dem ohngeachtet etwas ganz eigenes hat. Wenn ein Vater oder eine Mutter, die ihr Kind verloren haben, ein andres erblicken, das ihm gleicht, so bitten sie das Kind sie von nun an als seinen Vater oder seine Mutter zu betrachten, welches auch das Kind selten ausschlägt, und so ist die Adoption geschehn. Sie heißt in der Landessprache, Oppari Piriradu. Das besondre dabey ist, daß ein Schutre, mittelst des Oppari, einen Bramen zu seinen Sohn nehmen kann, wenn er Gleichheit mit einem seiner verstorbenen Kinder hat; dieser Brame wird ihn, Vater, nennen; unterdessen aber essen sie niemals zusammen, weil sie von verschiedenen Casten sind.

Was von Vater und Mutter in Absicht des, durch's Oppari adoptirten, Sohnes gilt, kann gleichfalls von den Brüdern oder Schwestern gelten, die auf dieselbe Art den oder die adoptiren, welche ihrem verstorbenen Bruder oder Schwester gleich sehn. Sie behandeln sie in der Folge wie Bruder und Schwester. Sie stehn ihnen bey, und nehmen Theil an ihrem Glück und Unglück. Die Hindus behaupten, daß sie auf diese Weise um ein Großes den Gram erleichtern, den ihnen der Verlust ihrer nahen Verwandten auspreßt, weil sie in den Adoptirten andre Kinder, andre Brüder, andre Schwester wieder finden. Aber diese Art der Verwandschaft endigt mit dem Tode derer, die adoptirt haben, und geht nicht auf ihre Kinder über.

Fünftes Herkommen. „Die Wayſen müſ„ſen gehalten werden, wie die Kinder derer, denen „man ſie anvertraut."

Eine der weiſeſten Verordnungen, die man in Indien antrift, iſt die Ordnung wegen der Wayſen. Haben ſie Onkeln und Tanten, ſo werden ſie wie ihre andern Kinder aufgezogen, weil dieſe Onkeln und Tanten nach dem Geſetz, als die Väter und Mütter der Kinder ihrer Brüder und Schweſtern angeſehn werden. Der vermeintliche Vater iſt alſo gezwungen, ſie wie ſeine andern Kinder zu verſorgen, ſie zu verheyrathen, wenn es

Zeit dazu ist, und vorzuschiessen, was sie in Stand setzen kann, sich fortzuhelfen.

Eine Folge von diesem Gebrauch ist, daß, sobald ein Mann seine Frau verlohren hat, er alles mögliche thut, um die Schwester der Verstorbenen zu heyrathen. Die Hindus halten dies für was sehr löbliches. Denn, sagen sie, auf diese Art bekommen die Kinder keine Stiefmutter, sondern werden Kinder der lebenden Schwester, wie sie Kinder der Verstorbenen waren. Deswegen kann man ihnen die Billigkeit des Gesetzes des geistlichen Rechts nicht begreiflich machen, das einem Mann verbietet, in der zweyten Ehe die Schwester seiner verstorbenen Frau zu ehelichen; „Denn, sagen sie, wenn er diese nicht heyrathet, so heyrathet er ein andres Frauenzimmer, die als eine wahre Stiefmutter handeln, und alles thun wird, um die ersten Kinder ihres Mannes, zu kränken, und nur auf den Vortheil der ihrigen zu sehn ꝛc."

Haben die Wayfen weder ältern Bruder, noch Onkel, noch Tante, so versammeln sich die Verwandten, und wählen einen, der für sie Sorge trage. Man schreibt auf, was der Vater des Wayfen hinterlassen hat, und sobald der Wayfe volljährig ist, wird es ihm ausgehändigt. Die, welche Wayfen erziehen, lassen ihnen, sobald sie in Stand sind zu arbeiten, ihren Unterhalt verdie-

nen. Wenn sie Kopf haben, thut man sie in die Schule, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen.

Sechstes Herkommen. „Ein Kind mag „sich gegen seinen Vater versündigt haben, wie es „will; es kann niemals enterbt werden."

So sonderbar dieses Herkommen vorkommen mag, so verhütet es doch eine Menge Prozesse. Wie schwer fällt es oft in Europa, zu beweisen, daß ein Vater, der seinen Sohn enterbt, eine rechtsmäßige Ursache dazu gehabt habe. Man kann zwar nicht leugnen, daß dieses Recht der Väter, und diese Furcht vor Enterbung, beytragen kann, die Kinder in den Schranken der Pflicht zu halten, aber man muß auch gestehn, daß die Ungerechtigkeiten, die aus den Misbräuchen dieser elterlichen Gewalt entstehn, noch weit häufiger sind.

Wenigstens sind die Hindus überzeugt, daß dieses Herkommen eben so weise, als auf Billigkeit gegründet ist. Und sollte ein Kind seinen Vater geschlagen, verwundet, ja sogar seinem Leben nachgestellt haben, so ist er doch gezwungen, ihm zu verzeihen; Gesetzt, ein Vater erklärte auf seinem Todbette, daß eins seiner Kinder keinen Theil an der Erbschaft haben sollte, weil es ihm im Leben so schlecht begegnet habe, und seine Brüder wären auch Willens, den Befehl ihres Vaters zu befolgen, so würden sie doch vor allen Gerichtshöfen Indiens zum Gegentheil verurtheilt werden. Die Pflicht des Vaters, sagen sie, wenn

man ihnen Einwürfe macht, ist, seinem Sohn zu verzeihen so undankbar und unnatürlich er auch gehandelt habe: Denn, ist dieser Sohn nicht vom Vater geboren? Ist er nicht ein Theil von ihm? Hat man wohl jemals einen Menschen sich die rechte Hand abhauen sehn, weil sie die Linke abhieb?

Aus eben der Ursache können auch Kinder ihren Vater nicht enterben, wenn er sich gleich sehr ungerecht gegen sie betragen hat. Wenn ein einziger, und verheyratheter Sohn, ohne Kinder stirbt, so erbt ihn sein Vater, und man kann ihm diese Erbschaft auf keine Weise streitig machen.

Siebentes Herkommen. „Der Vater ist „verbunden, alle Schulden zu bezahlen, welche die „Kinder gemacht haben, so wie die Kinder ebens„falls verbunden sind, die Schulden ihres Vaters „zu befriedigen."

Diese Regel ist allgemein, und alle Streitigkeiten in der Art, werden danach geschlichtet. Unterdessen, wie sie die Hindus erklären, hat sie etwas, das sehr auffällt. Denn, wenn z. B. ein Kind lüderlich ist, überall borgt, oder Scheine in aller Form darüber ausstellt, so muß der Vater die Schulden bezahlen. Vergebens wendet man dagegen ein, daß der Sohn keine Nachsicht verdiene, weil das Geld das er lieh, blos zu Anfeurung und Befriedigung seiner Lüste diente; sie antworten, daß der väterlichen Güte eine solche

Strenge nicht zieme. Ein gleiches gilt von den Schulden des Vaters. Und wenn man beweisen könnte, daß der Vater das aufgenommene Geld, blos zu thörichten und eines ehrlichen Mannes unanständigen, Ausgaben verwendet habe; ja, wenn der Sohn sogar der Erbschaft entsagte, so würde er doch immer zu Bezahlung der väterlichen Schulden angehalten werden.

Diese Regel gilt auch von den Schulden, die ein Bruder vor der Theilung des Vermögens contrahirt hat. Der älteste Bruder ist gezwungen, sie zu bezahlen, und der Verschwender behauptet dem ohngeachtet noch seinen Antheil, an der allgemeinen Masse. Der Grund davon liegt in dem festangenommenen Satz der Hindus, daß nach dem Tode des Vaters, der älteste Sohn gleichsam der Vater seiner Brüder werde. Und in der That werfen sich die andern Brüder vor ihm nieder, und er betrachtet sie als seine Kinder. So wie also der Vater gezwungen ist, die Schulden seiner Kinder zu bezahlen, so ist der älteste Bruder, der bey seinen Geschwistern Vatersstelle vertritt, gleichfalls genöthigt, ihre Schulden zu tilgen. Dies versteht sich vor der Theilung, aber diese Theilung geschicht immer sehr spät. Doch erstreckt sich dies Herkommen nicht bis auf die Töchter. Der Vater ist weder verbunden ihre Schulden zu bezahlen, noch der Bruder die Schulden seiner Schwester.

Es giebt noch einige besondre Gesetze, die bloß jede Caste betreffen, da sie mich aber zu weit führen würden, so übergehe ich sie.

7.

Schreiben des Vaters Pons an den Vater dû Halde, über die indische Litteratur, und die Gelehrsamkeit der Brahmanen. Carrical, auf der Küste von Tanschur, im November, 1740.

Man hält es in Europa für leichter als es würklich ist, von der Gelehrsamkeit der Heyden, unter welchen wir leben, an deren Bekehrung wir arbeiten, zuverläßige Kenntnisse zu sammlen. Sie werden nach gegenwärtigem Versuch, den ich hier zu übersenden die Ehre habe, davon urtheilen können. Er enthält verschiedene besondere Umstände von der indischen Litteratur, die Sie vielleicht sonst nirgends finden mögten, und die, wie mich dünkt, dazu dienen werden, die alten sowohl als neueren Bramen besser als man sie bisher gekannt hat, kennen zu lernen.

Die Bramen sind von jeher die einzigen Besitzer aller Gelehrsamkeit in Indien gewesen, wenn man nur vielleicht einige der südlichsten Provinzen davon abrechnet. Dort befindet sich unter den Pariahs, den wahrscheinlich ersten Bewohnern jener Gegenden, eine Caste, Valluver genannt, welche behauptet, vormahls dasjenige gewesen zu seyn,

was heut zu Tag die Bramen sind. In der That geben sie sich noch jetzt mit Astronomie und Astrologie ab, und man hat von ihnen einige moralische Werke, die sehr geschätzt werden.

Die Bramen waren sonst jederzeit, sind auch noch die einzigen, welchen Gelehrsamkeit, wie ein Erbtheil eigen ist. Sie stammen von den sieben berühmten Busfertigen ab, die sich ins Unendliche vermehrt, und von den nördlichen Provinzen zwischen dem Berg Himia und dem Fluß Jamua und dem Ganges gegen Süden bis Patna ausgebreitet haben. Die Wissenschaften sind ihr Antheil; und ein Brame, der nach seiner Regel leben will, darf sich mit nichts als mit Religion und Studiren beschäftigen: aber sie haben nach und nach von ihrem Fleisse, von ihrer Strenge sehr nachgelassen.

Wer aus der ächten Caste der Rajahs abstammt, kann von den Bramen in den Wissenschaften unterrichtet werden. Hingegen sind diese für alle andere Casten verschlossen, denen blos einige Gedichte, Grammatik, Poetik und moralische Sprüche gelehrt werden dürfen. Die Wissenschaften und schönen Künste, welche Griechen und Römer so glücklich und ruhmvoll trieben, haben auch in Indien geblüht, und das ganze Alterthum zeuget für die Verdienste der Gymnosophisten. Dieses sind augenscheinlich keine andere als Bramen, und vornämlich solche, die der Welt entsagen und Sanjaßi werden.

Die Sprachlehre der Bramen kann eine der schönsten Wissenschaften genannt werden. Niemahls wurde analytische und synthetische Methode glücklicher angewendet als in ihren Werken über die Grammatik im Shanskrit geschrieben. Mich dünkt, diese Sprache, die so harmonisch, so reich, so nachdrucksvoll ist, war ehedem lebende Sprache in den Ländern, welche die ersten Bramen bewohnten. Nach vielen Jahrhunderten ist sie durch den gemeinen Gebrauch verderbt worden, so daß die Sprache der alten Ritschi oder Busfertigen in den Vedams oder heiligen Büchern ziemlich oft selbst den Geschicktesten unverständlich ist, die weiter nichts als das Shanskrit nach den Bestimmnngen der Grammatik verstehn.

Verschiedene Jahrhunderte nach den Zeiten der Ritschi, bemühten sich große Philosophen die Kenntniß davon zu erhalten, so wie man sie zu ihrer Zeit hatte, welches, wie mich dünkt, das Alter der ältesten Dichtkunst war. Anubhut war der erste, der eine vollständige Grammatik zusammen trug. Diese ist das Sarasvat, ein Werk welches der Sarasvadi würdig ist — so nennen die Indier die Göttin der Rede und diese selbst. Zwar ist es die kürzeste von allen Sprachlehren: aber das Verdienst des Alterthums hat sie dennoch in den Schulen in Hindostan sehr in Gang gebracht. Mit Hülfe des Sarasvat schrieb Pania ein großes Werk von den Regeln des

Shan-skrit. Der König Jamue ließ es durch Kramadisver abkürzen; und aus dieser Grammatik hab' ich den Auszug gemacht, den ich Ihnen vor zwey Jahren schickte. Kalap schrieb eine andere die für die Wissenschaften brauchbarer ist. Es giebt deren noch drey von verschiedenen Verfassern: doch die Ehre der Erfindung gebührt vornemlich dem Anubhut.

Wunderbar ist es, daß der menschliche Verstand jene Vollkommenheit der Kunst erreichen konnte, die sich in diesen Sprachlehren zeigt. Die Verfasser haben durch Analyse die reichste Sprache der Welt auf eine kleine Anzahl von Wurzelwörtern (élémens primitifs) gebracht, die man als ein caput mortuum der Sprache ansehen kann. Diese Wurzelwörter sind für sich selbst von keinem Gebrauch: sie haben nur Beziehung auf einen gewissen Begrif, z. E. Kru auf die Idee von Handlung. Die *) sind die Endungen welche es dazu bestimmen, daß es Nomen oder Verbum wird, diejenigen nach welchen eine gewisse Anzahl von Sylben, die zwischen das Wurzelwort und die Endungen eingerückt werden, deklinirt oder conjugirt werden müssen, einige Präpositionen ꝛc. In der Nähe von **) nimmt das Primitivum öfters eine andere Gestalt an; Kru z. E. wird nach Verschiedenheit dessen was man hinzusetzt, Kar,

*) Hülfs-Wurzelwörter (élémens secondaires).
**) Wurzelwörtern der zwoten Art.

Kar, Kri, Kir, Kir ꝛc. Durch die synthetische Methode werden diese Wurzelwörter verbunden, und es entsteht dadurch eine unendliche Mannichfaltigkeit von Worten für den gemeinen Gebrauch.

Die Regeln dieser Verbindung der Wurzelwörter lehrt die Grammatik, so daß ein bloßer Schüler, der weiter nichts als seine Grammatik weiß, wenn er nach jenen Regeln mit einem Wurzelwort verfährt, mehrere tausend Worte daraus ziehen kann, die alle nicht Shan-skrit sind. Eben diese Kunst hat der letztgenannten Sprache den Namen gegeben, denn Shan-skrit bedeutet synthetisch oder zusammengesetzt.

Indessen da der Gebrauch die Bedeutung der Wörter ins Unendliche verändert, wiewohl sie immer eine gewisse Analogie mit der Idee des Wurzelwortes behalten, so ist es nöthig gewesen, diese Bedeutungen durch Wörterbücher festzusetzen. Sie haben deren achtzehn nach verschiedenen Methoden ausgearbeitet. Das gebräuchlichste, von Amarasincha, ist ohngefähr nach der Methode eingerichtet, die der Verfasser des Iudiculus Universalis beobachtet hat. Das Wörterbuch Visvâbhidhânam ist nach alphabetischer Ordnung eingerichtet, nach den Endbuchstaben der Wörter.

Ausser diesen allgemeinen Wörterbüchern, hat jede Wissenschaft ihre besondre Einleitung, wo man die ihr eigenen Wörter lernt, die man sonst überall vergebens sucht. Dieses war nöthig um den

Wissenschaften immerfort ein geheimnißvolles Ansehn zu geben, welches die Bramen so sehr gern annehmen, daß sie, nicht zufrieden dem Volk unbekannte Wörter zu behalten, auch die gemeinsten Dinge in geheimnißvolle Worte gehüllt haben.

Abhandlungen über Versification und Dichtkunst giebt es in Menge. Der kleine Inbegrif von Regeln, den ich vorm Jahre abschickte um Ihnen auch mitgetheilt zu werden, überhebt mich der Mühe hier etwas davon zu sagen. Die Natur ist überall dieselbe; deswegen sind auch die Regeln der Dichtkunst fast eben die nämlichen. Die Einheit der Handlung wird in ihren Purânam und andern Gedichten weniger beobachtet als vornämlich bey Homer oder Virgil. Doch hab' ich einige Gedichte gesehen, unter andern das Harmapuranam, wo die Einheit der Handlung genauer beobachtet war. Die Indischen Fabeln, welche die Araber und Perser so oft in Sprachen übergetragen haben, sind eine Sammlung von fünf kleinen vollkommen regelmäßigen Gedichten, zum Gebrauch bey der Erziehung der Prinzen von Patna.

Rhetorik ist in Indien niemals sehr gebraucht, und die Kunst gut zu reden immer weniger getrieben worden: was aber Reinigkeit, Schönheit und Zierlichkeit der Aussprache betrift, darüber haben die Bramen eine Menge von Büchern, welche Regeln darüber enthalten und eine besondere

Wissenschaft ausmachen, welche man Alankâra-châstram nennt.

Von allen Zweigen der schönen Litteratur ist die Geschichte derjenigen, die die Indier am meisten vernachläßiget haben. Sie haben ganz besonderes Wohlgefallen am Wunderbaren, und die Bramen haben sich nach diesem Geschmack zu ihrem besondern Vortheil gerichtet. Indessen glaub' ich doch, daß sich in den Palästen der Fürsten zusammenhängende Denkmale von der Geschichte ihrer Vorfahren finden mögen, vornämlich in Hindostan, wo die Fürsten mächtiger und von der Caste der Rajahs sind. Es giebt sogar in den nördlichen Provinzen verschiedene Bücher, die man Nâtak nennt, und die, nach den Versicherungen der Bramen viele alte Geschichte ohne Zusatz von Fabel enthalten.

Die Mogolen hingegen lieben die Geschichte und verschiedene ihrer Gelehrten haben diejenige ihrer Könige geschrieben. Wenigstens einmahl in Monat erscheint zu Daly eine Zeitung aus dem ganzen Reich, die im Pallast des Grosmogols selbst geschrieben wird. In den indischen Gedichten findet man sehr viele Resten von ehrwürdigem Alterthum, eine merkliche Kenntniß vom irrdischen Paradies, vom Baum des Lebens, von der Quelle vier grosser Flüsse, von welchen der Ganges einer ist, den verschiedene Gelehrten für

den

den Phison halten, von der Sündfluth, vom Assyrischen Reiche, von den Eroberungen Alexanders unter dem Namen Javana-Rajah, König der Javanen oder Griechen.

Man versichert, unter den Büchern, welche die Akademie der Bramen zu Kandschivuram verwahrt, geb' es verschiedene sehr alte zur Geschichte, in welchen von dem heiligen Thomas vorkomme, von seinem Märtyrertod und von seinem Begräbnißort. Bramen haben das gesagt, und sich erboten sie mitzutheilen, aber gegen Summen, welche die Mißionarien zu geben nie vermogten. Vielleicht ist sogar seit dem ehrw. Pater de Nobilibus niemand gewesen, der im Shan-skrit erfahren genug gewesen wäre, um selbst die Sache zu untersuchen. In einer Handschrift des Pater de Bourzes, hab ich gefunden, daß in gewissen Gegenden von Malabar, die Heyden die Befreyung der Juden unter der Esther feyern, und daß sie diese Feyerlichkeit Yuda-Tirunal, Judas-Fest nennen.

Das einzige Mittel in das indische Alterthum einzudringen, vornämlich in dessen historischen Theil, ist dieses, daß man Shan-skrit lernt, daß man einen Aufwand macht, den nur ein großer Fürst hergeben kann, und daß man die feurigste Begierde zu diesem Studium mitbringt. Ehe sich nicht alle drey Sachen in einem Manne mit einer

vollkommenen Gesundheit verbinden, ehe wird man nichts oder fast nichts von der alten Geschichte dieses großen Reichs erfahren.

Jetzt in das Heiligthum der Bramen, in welches kein Aug' eines Ungeweyhten blicken kann! Was sie, auffer dem Adel ihrer Caste, über das gemeine Volk unendlich erhebt; ist die Wissenschaft der Religion, der Mathematik und der Philosophie. Die Bramen haben ihre besondere Religion: doch sind sie Diener von derjenigen zu der sich das Volk bekennt. Die vier Vedams oder Bed, haben, nach ihrem Vorgeben, göttliches Ansehn. Man hat diese arabisch auf der königlichen Bibliothek. Also sind die Bramen in vier Sekten getheilt, deren jede ihr eigenes Gesetz hat. Ruku-Vedam, oder nach der hindostanischen Aussprache, Resched, und Yajur-Vedam werden auf der Halbinsel zwischen beyden Meeren am meisten befolgt, Sâma-Vedam und Latharvana oder Brahma-Vedam in den nördlichen Provinzen. Die Vedams enthalten die Theologie der Bramen; so wie die alten Puranams oder Gedichte den Glauben des Volks. Die Vedams sind, so viel ich nach dem Wenigen, was ich davon gesehen habe, urtheilen kann, weiter nichts als eine Sammlung verschiedener abergläubischer, oft teuflischer Gebräuche der alten Ritschi, oder Muni (Einsiedler). Alles, selbst die Götter, sind der innerlichen Kraft der Opfer und Mantoam unterworfen; die-

ses sind heilige Formeln, deren sie sich zum Einweyhen, Opfern, Anrufen u. s. w. bedienen. Ich wunderte mich auch diese darunter zu finden: ôm, Sântih, Sântih, Sântih, Harih. Sie wissen vermuthlich, die Sylbe ôm enthält die Dreyeinigkeit in der Einheit; das Uebrige ist buchstäbliche Uebersetzung von Sanctus, Sanctus, Sanctus, Dominus. Harih ist ein Name von Gott und bedeutet Räuber.

Ausser den Gebräuchen der alten Ritschi und Mini enthalten die Vedams ihre Meinungen über die Natur Gottes und der Seele, über die sichtbare Welt ꝛc. Aus den beyden Götterlehren der Bramen und des Volks hat man die heilige Wissenschaft, Harmachâstram, zusammengesetzt, welche die Uebungen der verschiedenen Religionen, der heiligen oder abergläubischen Gebräuche, geistlich oder weltlich, nebst den Gesetzen zur Justitzverwaltung in sich begreift. Die Abhandlungen über Harmachâstram, von verschiedenen Verfassern haben sich sehr vermehrt. Und nun nichts weiter über eine Materie die ein grosses Werk für sich erfodert, und von der man allem Ansehen nach niemahls eine andere als sehr seichte Kenntniß bekommen wird.

Die Bramen haben sich fast mit allen Theilen der Mathematik beschäftiget. Die Algebra ist ihnen nicht unbekannt geblieben: Die Astronomie aber, deren Endzweck Astrologie war, haben sie ins-

mer am meisten studirt, weil der Aberglaube der Großen und des Volks sie ihnen einträglich machte. Sie haben in der Astronomie verschiedene Methoden. Ein griechischer Gelehrter, der wie vormahls Pythagoras, in Indien reisete, hatte die Wissenschaften der Bramen gelernt, lehrte sie dafür seine Methode in der Astronomie. Damit auch seine Schüler den andern ein Geheimniß daraus machen mögten, hinterließ er ihnen in seinen Schriften die griechischen Namen der Planeten, der Zeichen des Thierkreyses und verschiedene Kunstwörter, z. E. Hora, vier und zwanzigster Theil des Tages, Kendra, Mittelpunkt ꝛc. Ich lernte das zu Dely, und es diente mir dazu, den Astronomen des Rajah Jaesing, deren es in dem berühmten Sternwarte, die er in seiner Hauptstadt bauen lassen, viele giebt, einleuchtend zu machen, daß ihre Lehrer vorzeiten aus Europa gekommen sind.

Bey unserer Ankunft zu Jaepur verlangte der Fürst, zur Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Behauptung, die Etymologie dieser griechischen Worte zu wissen, und ich sagte sie ihm. Ich erfuhr auch von hindostanischen Bramen, derjenige von ihren Astronomen, der am meisten geschätzt würde, hätte die Sonne in den Mittelpunkt der Bewegung des Merkurs und der Venus gesetzt. Der Rajah Jaesing wird in künftigen Jahrhunderten als Wiederhersteller der indischen Astronomie angesehen werden. Unter dem Namen dieses

Fürsten werden sich die Tafeln des Hrn. de la Hire in wenig Jahren überall ausbreiten.

Was in Alterthum den Namen der Gymnosophisten am meisten berühmt gemacht hat, ist ihre Philosophie, von welcher man gleich ihre Sittenlehre absondern muß. Zwar haben sie diese sehr schön in vielen Werken von Nitichâstram, einer Moral, die gemeiniglich in sententiöse Verse, wie Kato's seine, eingekleidet ist: allein dieser Theil der Philosophie wird allen Casten mitgetheilt: verschiedene Châters und selbst Parias haben sich grossen Ruf darinn erworben.

Die Philosophie die man schlechthin und vorzugsweise Châstram, Wissenschaften nennt, ist weit geheimnißvoller. Logik, Metaphysik und ein wenig unvollkommene Naturlehre sind Theile davon. Ihr einziger Zweck, nach dem alle philosophische Untersuchungen der Bramen zielen, ist die Befreyung der Seele aus der Gefangenschaft und dem Elend dieses Lebens durch eine vollkommene Glückseligkeit.

Eben so wie unter den Griechen hat es vormahls unter den Bramen sechs Schulen gegeben, deren jede sich von der andern durch eine besondere Meynung über Glückseligkeit und die Mittel sie zu erlangen unterschied: Nyâjam, Vedântam, Sankiam, Mimamsa, Pâtanjalam, Bhassyam machen dasjenige was sie schlechthin die sechs Wissenschaften nennen, welche nichts anders sind

als sechs Schulen oder Sekten. Es giebt deren noch verschiedene andere, Agamachâstram, Baudo-Damatham ꝛc. oder eben so viele Ketzereyen, dem obenerwähnten Harmachâstram ganz entgegen, welches den allgemein angenommenen Polytheismus enthält.

Die Anhänger des Apamam wollen keine Verschiedenheit der Stände unter den Menschen, keine gesetzliche Feyerlichkeiten, und man giebt ihnen Zauberey schuld. Urtheilen Sie daher, wie sehr die andern Indier sie verabscheuen müssen. Die Bauddisten, deren Lehre von der Seelenwanderung überall angenommen ist, werden des Atheismus beschuldiget, und geben kein anderes Erkenntnißmittel zu als die Sinnen. Baudda ist eben der Photo, den der Pöbel in China verehrt, und die Bauddisten gehören zu der Sekte der Bonzen und Lamas, so wie die Agamisten zu der Sekte der Völker in Mahâsin oder Gros-Sinn, welches alle Königreiche jenseits von Persien in sich begreift.

Ich komme auf unsere Philosophen zurück. Sie thun durch ihre Aufführung der gemeinen Religion keinen Eintrag. Wollen sie ihre Theorie praktisch machen, so entsagen sie der Welt und selbst ihren Verwandten, die sie verlassen. Alle Schulen lehren, die Weisheit oder die gewisse Wissenschaft von der Wahrheit, Tâtvagniânam, sey der einzige Weg zur Reinigung der Seele, der sie allein zu ihrer Erlösung, Mukti führen könne.

Bis dahin schleicht sie nur von Elend zu Elend durch verschiedene Wanderungen, welche blos die Weisheit endigen kann. Auch fangen alle Schulen mit Nachforschung und Bestimmung der Gründe von sichern Kenntnissen an. Einige geben deren vier zu, andere drey, noch andere begnügen sich mit zweyen.

Nach Festsetzung dieser Grundsätze, lehren sie daraus Folgerungen durch Schlüsse ziehen, deren verschiedene Gattungen auf Syllogismen hinauslaufen. Diese syllogistische Regeln sind genau: sie sind von den unsrigen vornämlich nur dadurch unterschieden, daß bey ihnen ein vollkommener Syllogismus vier Glieder haben muß, deren viertes eine Anwendung der aus den Prämissen gefolgerten Wahrheit auf einen Gegenstand ist, der sie ungezweifelt fehlbar macht. Hier ist ein Syllogismus, von welchem die Schulen unaufhörlich wiederhallen: wo Rauch ist, da ist Feuer; auf jenem Berg ist Rauch, also ist dort Rauch, wie in der Küche. Man bemerke, daß sie weder Nebel noch andere ähnliche Dinge Rauch nennen.

Die Schule Nyâjam, Vernunft, Beurtheilung, hat alle andere im Punkt der Logik übertroffen, vornämlich seit einigen Jahrhunderten, da die Akademie von Nudia in Bengalen durch ihre berühmten Lehrer und deren überall verbreitete Schriften die berühmteste in Indien geworden ist. Gottam war ehedem der Stifter dieser Schule zu

Tirat in Hindostan, nordwärts vom Ganges, Patna gegen uber. Dort hat sie viele Jahrhunderte geblüht.

Die Alten lehrten ihre Schüler den ganzen Zusammenhang ihres philosophischen Systems. Sie hatten, wie die Neuern, vier Grundsätze aller Wissenschaft. Sie liessen gut erklärtes Zeugniß der Sinne, Pratyakcham gelten; eben so gut als natürliche Zeichen, dergleichen Rauch von Feuer Anumânam ist; die Anwendung einer bekannten Definition auf das bisher bekannte Definitum, Opumânam; und endlich das Ansehn eines ohnfehlbaren Wortes Aptachabdam. Nach der Logik, führten sie ihre Schuler durch Untersuchung dieser sichtbaren Welt zur Kenntniß ihres Urhebers, dessen Existenz sie durch das Anumânam schlossen. Auf eben die Art folgerten sie auch dessen Verstand, und aus diesem seine Immaterialität.

Obgleich Gott ein Geist ist, so hat er sich doch fühlbar machen können, und hat sich würklich fühlbar gemacht. Aus Nirâkâra ist er Sâkâra geworden um die Welt zu schaffen, deren untheilbare ewige Atomen, wie Epikurs seine, an sich selbst ohne Leben sind.

Der Mensch ist aus einem Körper und zwo Seelen zusammengesetzt; aus einer höchsten, Paramâtma, die nichts anders als Gott ist; und einer thierischen. Diese ist im Menschen das Principium von Vergnügen und Schmerz, von Ver-

langen, von Haß u. s. w. Einige behaupten sie sey ein Geist, die andern sie sey Materie, und ein eilfter Sinn im Menschen; denn sie unterscheiden actife Organen von sensitiven oder paßiven, und zählen deren auf diese Art eilf.

In dem endlich was sie höchste Weisheit nennen, scheinen sie mir in den übertriebensten Stoicismus zu verfallen. Man muß dieses sensitive Principium ersticken, vernichten, und dieses kann nicht anders als durch Vereinigung mit Paramâtma geschehen. Diese Vereinigung, Yogam oder Jog, nach welcher die Weisheit der indischen Philosophen vergebens strebt, von welcher Sekte sie auch seyn mögen. — Diese Vereinigung beginnt durch Nachsinnen, durch Betrachtung über das höchste Wesen, und endiget sich mit einer Art von Identität, bey welcher keine Empfindung, kein Wollen mehr ist. Bis dahin währen die Beschwerden der Seelenwanderung immer fort. Man muß nicht vergessen, daß sie durch das Wort Seele blos das Selbst, das Ich verstehn.

Gegenwärtig lehrt man in den Schulen Nyâyam fast nichts anders als Logik, welche die Brasmen mit einer unendlichen Menge mehr spitzfündiger als nützlicher Fragen angefüllt haben. Es ist ein Gewirre von Kleinigkeiten, so wie ohngefähr vor zweyhundert Jahren die Logik in Europa war. Die Schüler bringen da verschiedene Jahre zu tausend unnütze Subtilitäten zu lernen, von den Glie-

dern der Syllogismen, von den Ursachen, von den Negationen, von den Geschlechtern, von den Gattungen, von den Arten u. s. w. Sie streiten mit Heftigkeit über solche Kleinigkeiten, und gehen wieder weg ohne andere Kenntnisse erlangt zu haben. Deswegen hat das Nyâjam den Namen Tarkachâstram bekommen.

Aus dieser Schule kamen vor Zeiten die berühmsten Gegner der Bauddhisten, unter welchen sie durch ihre Fürsten in verschiedenen Königreichen ein greuliches Blutbad anstifteten. Udayanâchârya und Batta zeichneten sich bey diesem Streite aus; und, um sich von so vielem auf sein Anstiften vergossenem Blute zu reinigen, verbrennte sich der Letztere mit grossem Gepränge zu Jagannâth auf der Küste von Oricha.

Die Schule Vedântam, Gesetzes-Ende, hat sich im Fach der Metaphysik über alle andere erhoben: so daß die Bramen die für gelehrt angesehn seyn wollen, ihre Grundsätze blindlings annehmen. Ich glaube so gar, man mögte wohl heut zu Tag keinen Saniaßi auffer dieser Schule finden. Was sie von den andern unterscheidet, ist der Lehrsatz von der einfachen Einheit eines existirenden Wesens, welches nichts anders ist als das Ich oder die Seele. Nichts existirt als dieses Ich.

Die Begriffe welche die Glieder dieser Schule von diesem Wesen geben, sind vortreflich. In seiner einfachen Einheit ist es gewissermassen dreys-

fach durch seine Existenz, durch sein unendliches Licht, und durch seine höchste Glückseligkeit: alles ist darinn ewig, immateriel, unendlich. Weil aber die innerste Erfahrung von dem Ich mit diesem schönen Begrif nicht übereinstimmt, so nehmen sie ein anderes, aber ganz negatives, Principium an, welches folglich gar kein würkliches Daseyn hat; dieses ist das Maya das Ich, d. i. Irrthum. Z. E. ich glaube jetzt, ich schreibe Ihnen von dem System des Vedântam; ich irre mich: ich bin zwar ich, aber Sie existiren nicht; ich schreibe Ihnen nicht; niemand hat jemahls an Vedântam, noch an System gedacht; ich irre mich: das ist alles, aber mein Irrthum ist kein Wesen. Dieses erläutern sie durch ein Gleichniß, welches sie beständig im Munde führen, von einem Strick an der Erde den man für eine Schlange hält.

Ich habe in einem Gedichte gelesen (sie haben philosophische Gedichte, die dem gemeinen Volk unbekannt sind: selbst die Sprüche der ersten Lehrer sind in Versen) ich habe gelesen, sag' ich, daß Vaßichtha seinem Schüler Rama folgendes erzählte. Ein Saniaßi, der sich in einem Teich in Betrachtung des Maya verloren hatte, wurde im Geist entzückt. Er glaubte in einer ehrlosen Caste gebohren zu werden, und alle Zufälle der Kinder dieses Standes zu erfahren. In reiferen Alter gieng er in ein fernes Land, wo er, seinem guten Ansehn zu gefallen, auf den Thron erhoben wurde.

Nachdem er einige Jahre regiert hatte, erkennte ihn ein Reisender aus seinem Vaterland, und entdeckte seinen Unterthanen wer er wäre. Diese ermordeten ihn, und um sich von diesem Verbrechen zu reinigen, stürzten sie sich alle auf einen Scheiterhaufen, wo sie alle von den Flammen verzehrt wurden. Erwacht aus seiner Entzückung verließ der Saniaßi den Teich, ganz voll von seiner Erscheinung. Kaum war er nach Hause, so kam ein fremder Saniaßi, der ihm die ganze Geschichte der Erscheinung als eine zuverläßige Thatsache erzählte, als eine schreckliche Begebenheit, die kürzlich in einem benachbarten Lande vorgefallen wäre, die er selbst mit angesehen hätte. Der Saniaßi begrif nunmehr, daß die Geschichte und die Erscheinung, eins so wenig als das andere wahr, daß sie nichts anders wären als das Maya, das er kennen lernen wollte.

Weisheit besteht also darinne, daß man sich von dem Maya loszureissen sucht, durch eine beständige Anstrengung auf sich selbst, indem man sich überredet, man sey das einzige, ewige, unendliche Wesen, ohne seine Aufmerksamkeit auf diese vermeynte Wahrheit durch die Angriffe des Maya unterbrechen zu lassen. Der Schlüssel zur Seelenerlösung liegt in folgenden Worten, welche sich jene falschen Weisen unaufhörlich wiederhohlen müssen: Aham ava param Brahma, ich bin das höchste Wesen.

Die Schule Sankiam, Zahlen- oder Rechenschule, von Kapil gestiftet, welche das Upumanam der Logik verwirft, scheint beym ersten Anblick bescheidener zu seyn, im Grunde aber behauptet sie fast ebendasselbe. Sie behauptet eine geistige und eine materielle Natur, die beyde würklich und ewig sind. Durch ihren Hang sich ausser sich mitzutheilen, verbindet sich die geistige Natur nach verschiedenen Stufen mit den materiellen. Aus der ersten Vereinigung entsteht eine gewisse Anzahl von Formen und Qualitäten: die Zahlen sind bestimmt. Unter den Formen ist die Egoität (man erlaube mir dieses Wort) vermöge deren ein jedes sagt ich, ich bin's und kein anders. Eine zwote Vereinigung des schon in Formen und Qualitäten verwickelten Geistes mit der Materie bringt die Elemente hervor; eine dritte die sichtbare Welt. Dies ist die Synthesis des Universums.

Die Weisheit welche die Befreyung des Geistes bewürkt, ist ihre Analyse; glückliche Frucht der Kontemplation, wodurch sich der Geist durch diese drey Wahrheiten bald von dieser Form oder Qualität, bald wieder von einer andern loswickelt. Ich bin in keinem Dinge, kein Ding gehört mir, das Ich selbst ist nicht. Zuletzt kommt eine Zeit, wo der Geist von allen diesen Formen befreyt wird; und dies ist das Ende der Welt, wo alles in seinen ersten Zustand zurückgebracht ist.

Kapil lehrte, die ihm bekannten Religionen zögen die Fesseln, in welche der Geist verwickelt wäre, nur noch enger zusammen, anstatt daß sie ihm sich loszuwickeln helfen sollten; denn, sagt' er, die Verehrung der untergeordneten Gottheiten, welche blos Würkungen der letzten niedrigsten Vereinigung des Geistes mit der Materie sind, verbindet uns mit ihrem Gegenstand anstatt uns davon zu entfernen, und macht dadurch die Zahl der Ketten, welche den Geist schon drücken, noch grösser als vorher. Die Verehrung der Unter-Gottheiten, Brahma, Vischnou, Rutren, die zwar Würkungen der ersten Vereinigung des Geistes mit der Materie sind, kann nichts anders als ein immerwährendes Hinderniß gegen seine vollkommene Loswickelung seyn. So viel von der Religion der Vedams, deren Götter nichts anders sind als die Principien, aus welchen die Welt, zusammengesetzt ist, oder selbst Theile der Welt die aus jenen Principien besteht. Was die Volksreligion betrift, die eben so wie bey Griechen und Römern mit fabelhaften, gottlosen, schändlichen Erzählungen der Dichter überladen ist, so schmiedet sie noch unendlich viele Fesseln für den Geist durch Begünstigung der Leidenschaften, welche zu besiegen einer der ersten Schritte ist, die der Geist thun muß, wenn er nach seiner Erlösung strebt.

Die Schule Mimâmsâ, deren eigener Lehrsatz ein unwiderstehliches Schicksal ist, scheint sich

in ihren Urtheilen über die Meinungen der andern mehr Freyheit zu nehmen. Ihre Anhänger untersuchen die Lehren der andern Schulen, und reden dafür und dawider ohngefähr wie die Akademiker zu Athen.

Von den Systemen der übrigen Schulen bin ich nicht genug unterrichtet.

8.

Schreiben des Pater Turpin, über die Zubereitung der Baumwolle, und die Verfertigung des Cattuns in Indien. Pondicherry, 1718.

Sie wünschen die Art und Weise zu erfahren, wie man in Indien die Baumwolle bereitet, und den Cattun verfertigt; ich kann Ihren Wunsch desto ehe befriedigen, da ich mich erst von den Arbeitern selbst habe unterrichten lassen.

Die Baumwolle wächst in Indien an einem, ohngefehr drey bis vier Fuß hohem, Gesträuche. Wenn es seine Grösse erreicht hat, so treibt es eine grüne Frucht, ohngefehr so dick wie eine unreife Nuß. Wenn die Frucht reif wird, so öfnet sie sich in Gestalt eines Kreuzes. Nun fängt die Baumwolle an, zum Vorschein zu kommen. Ist sie ganz reif, so theilt sie sich in vier gleiche Theile die sich gänzlich trennen, und nur an dem Stiel zusammenhängen. Nun wird die Baumwolle, und zugleich der Saamen, eingesammelt; weil aber dies

ser Saamen sehr fest daran hängt, so scheidet man ihn, mittelst einer kleinen, ziemlich sinnreichen, Maschine davon, die ohngefehr 13 bis 14 Linien im Durchschnitt hat, und eine Hand lang ist. Zwey Achsen oder Walzen stecken in zwey Stücken Holz, die einen halben Fuß hoch, und zwey Zoll dick sind. Die beyden Walzen liegen über einander, so daß kaum eine oder anderthalb Linien Zwischenraum bleibt, und die Saamenkörner mit der Baumwolle nicht durch können. Das Bestausgedachteste an der Maschine aber, ist dieses, daß durch die Bewegung der, an der obern Walze befestigten Handhabe, sich beyde Walzen in einer entgegen gesetzten Richtung bewegen. Das geschieht vermittelst zweyen Stücken Holz, die mit den beyden Achsen von der entgegengesetzten Seite der Handhabe verbunden sind, und weil sie Schraubenartig, in einander eingreifen. Daher geschieht es, daß wenn die Handhabe die obere Walze rechts dreht, das Ende der Walze in das Ende der andern eingreift, und ihn links drehen macht. Diese Bewegung verursacht, daß die in die Nähe der beyden Walzen gebrachte Baumwolle hineingezogen, und von den Saamenkernen gereinigt wird, welche herausfallen, und zu Besämung des, zum Baumwollenbaus tauglichen Erdreichs, gebraucht werden.

Hiere-

Hierauf wird die Baumwolle kartetscht: zuerst mit den Fingern, ohngefehr wie man Karpey macht; alsdenn wird er auf eine Matte gebreitet, und mit einen ziemlich langen Bogen ferner kartetscht, dessen Seite man schnippt, so daß die Schwingungen häufig und stark auf die Baumwolle schlagen, sie peitschen, und sehr dünn und locker machen. Nun wird sie an die Arbeiter, sowohl Manns- als Weibspersonen, ausgetheilt, um sie zu spinnen, welches auf einen Rad geschieht, das weit kleiner als unsre europäischen Spinnräder ist. Die Schönheit und Güte des Fadens, hängt fast ganz von der Geschicklichkeit der Spinner und Spinnerinnen ab. Es giebt feine und grobe, und noch verschiedene Mittelgattungen. Uebrigens wäscht man den Faden nicht, sondern die Stränge werden sogleich dem Leinweber gegeben. Dieser sucht sogleich die gröbsten zum Einschlag aus, und spart die feinsten zum Anzetteln. Welches immer vorauszusetzen scheint, daß selbst bey den Fäden von einerley Gattung doch ein Unterschied ist. Das zum Einschlag bestimmte Garn wird in heissem Wasser wohl gebrüht, und wenn es recht heiß ist, in kalt Wasser getaucht. Darinne besteht die ganze Präparatur, ehe man es auf das Weberschiff bringt.

Das Garn zum Anzetteln, wird folgendergestalt zubereitet. Man weicht es tüchtig in kal-

tem Wasser ein, worinn man Kühmist, in geringer Quantität, hat zergehn lassen. Hierauf ringt man das Wasser aus, und läßt das Garn, so feuchte wie es ist, drey Tage lang in einem zugemachten Gefäß stehn, und endlich an der Sonne trocknen. Wenn es sehr trocken ist, haspelt man es ab, welches folgendermassen geschieht: es werden in gerader Linie, auf einem, recht reinen, Platz, kleine, drey Fuß hohe Latten von Bambus, gesteckt, die ohngefehr anderthalb Fuß von einander abstehn, und deren Länge der Länge der Leinwand, die gewebt werden soll, gleich ist. Kleine Kinder flechten laufend, die Fäden um die Bambuslatten, und wenn die gehörige Zahl voll ist, so schiessen sie neue Latten zwischen die erstern, um den Faden desto besser straff zu halten, und zubereiten zu können. Hierauf rollt man das Garn mit den Latten, die gleichsam eine lange Hürde vorstellen, zusammen, und trägt es in einen Teich, wo man es eine gute Viertelstunde weichen läßt, und mit den Füssen stampft, damit das Wasser sich desto besser hineinziehe; alsdann wird es an der Sonne getrocknet. Nun aber müssen die Fäden nachgesehn, und in Ordnung gebracht werden, deswegen steckt man die Hürde, mit den Enden der Latten, von neuen auf das Fleck, wo sie vorher gestanden hat, und die Leinweber setzen sich dabey, und gehn die Fäden durch. Sie nehmen die kleine, überflüßige Baumwolle ab; dre-

hen die zerrissenen Fäden fest, und legen die in Ordnung, die nicht an ihrer gehörigen Stelle sind; dies ist eine sehr langweilige und mühsame Arbeit.

Wenn dieses geschehn ist, so fängt man nun an, dem Garn die nöthige Zubereitung zu geben, um es zu verarbeiten. Man reißt die Hürde aus, und breitet es auf Böcken, die in gewisser Entfernung, und so hoch, daß man sich darauf lehnen kann, gesetzt werden. Alsdenn giebt man ihm das Canje. Dies Canje, ist nichts anders als Wasser vom gekochten Reiß, das aber, weil es sehr lange aufbehalten worden, sehr scharf und beissend geworden ist. Man reibt das Garn überall mit diesem Canje, bis es recht davon durchdrungen wird, alsdenn drückt man mit den Fingern das Canje aus, das auf der Oberfläche des Garns geblieben war. Das Garn, das bey dem Canje-Einreiben, sich verwirrt haben kann, muß noch einmal durchgegangen, und in Ordnung gelegt werden. Dies geschieht anfangs mit den Fingern, aber hernach, weit besser, vermittelst einer Art, unten abgerundeter, Bürsten, die zwischen den Fäden durchdringen, sie vollkommen reinigen, gleich und alle Theile dichter machen. Diese Arbeit hält ziemlich lange an. Hierauf überzieht man das Garn mit einer Art von Kleister von gekochten Reiß. Damit dieser Reiß desto besser überall sich ausbreiten möge, so bürstet man es zum zweyten-

male. Nun läßt man das Garn, in diesem Zustande, ein wenig trocknen, und giebt ihm die letzte Präparatur durch Einreiben mit Oel, welches ebenfalls vermittelst der Bürsten geschieht, die mit Oel getränkt worden sind. Es ist zu merken, daß die verschiedenen Appreturen, welche man dem Garne giebt, von beyden Seiten der Hürde gegeben werden müssen, dergestalt, daß wenn man die Appretur auf der einen Seite gegeben hat, man die Hürde, auf die andre kehrt, um auch hier dieselbe Appretur zu geben. Uebrigens, wenn das, auf diese Weise präparirte Garn, recht trocken ist, wird es so schön, so nett, und gleich, daß man es für Seide halten sollte; denn ohne das Canje und die übrigen Appreturen, würde das baumwollene Garn die Schönheit nicht haben, die es hat. Denn das Canje, wenn es so scharf und beitzend geworden ist, wie wir oben gesagt haben, verdichtet und verbindet die unmerklichen Fäserchen, aus welchen der Faden besteht; nun kommt der Kleister dazu, der es in diesem Zustand noch mehr befestigt und bindet, indem er ihm mehr Körper und mehr Consistenz giebt; das Oel endlich, dient den Faden geschmeidiger und biegsamer zu machen. Wenn er auf diese Weise zubereitet worden, bringt man ihn auf den Stuhl, und webt die Musseline, die Salempuris (eine Art Kattun) und überhaupt alle die Leinwand daraus, die man in Indien antrift, und

wo der Unterschied einzig auf den Faden und den Weber ankommt.

Der Stuhl auf welchem die Leinwand gewebet wird, ist unsern Europäischen, so wie die Art zu weben, beynah gleich. Ist die Leinwand fertig, so muß sie gebleicht, und ihr der schöne Glanz gegeben werden, den der Kattun hat. Sie wird also dem Bleicher zugestellt, der sie, erstlich, einige Zeit in kaltes Wasser einweicht, dann sie herausnimmt, das Wasser ausdrückt, und sie von neuem in andres, kaltes Wasser weicht, welches mit etwas Kühmist vermischt worden. Wenn sie dieses Wasser in sich gesogen, breitet er sie auf die Erde, und läßt sie einige Zeit an der Luft. Dann ringt er sie aus, rollt sie in der Gestalt eines hohlen Cylinders über der Oefnung einer grossen Kufe mit kochendem Wasser, zusammen. Der Brodem der von diesem kochenden Wasser aufsteigt, verbreitet und filtrirt sich in die, mit den feinsten Salzen des Kuhmistes geschwängerte, Leinwand, löst durch seine Wärme die Unreinigkeiten auf, und bringt sie heraus. Dies ist die erste Lauge, welche die Leinwand oder der Kattun empfängt. So bleibt sie die ganze Nacht, und den andern Morgen wäscht und klopft man sie stark auf harten Steinen, damit ein Theil vom Schmutze abgehe. Den andern Tag wirft man dieselbe Leinwand in eine irdene Kufe, worinn Kalk, und eine gewisse, weisse, leichte Erde

zerging, die zwar gänzlich unfruchtbar ist, aber ohne Zweifel eine Menge Salze enthält. Es wird von dieser Erde und vom Kalk zu gleichen Theilen hineingethan. In diesem Wasser weicht und reibt man die Leinwand wohl, drückt alsdenn das Wasser aus, breitet sie einige Zeit an die Luft, ringt sie von neuen aus, thut sie, wie zuvor, um die Oefnung einer großen irrdenen Kufe, worinn Wasser mit denselben Zuthaten befindlich ist, und giebt ihr so die zweyte Lauge, die, da sie von neuen alle Theile der Leinwand durchseigt, sie folgends, mit Hülfe der von ihr eingezogenen Salze, von allen rückgebliebenen Unreinigkeiten befreyt, und sie vollkommen weiß macht. Findet man, daß die Leinwand noch nicht genug weiß sey, so wiederhohlt man diese zweyte Lauge, wäscht sie hernach, und schüllt oder plätschert sie tüchtig in klaren Wasser, worauf man sie zuletzt an der Sonne trocknet und bleicht.

Man verfährt noch auf eine andre Art mit den Salempuris, und andern ähnlichen Leinwanden; man legt sie zehn bis zwölfmal zusammen, thut sie auf ein, recht gut polirtes, Bret, und klopft sie mit einem Schlägel, um sie desto gleicher zu machen, und den letzten Glanz zu geben.

9.

Schreiben des P. Coeurdoux, an den P. Du-Halde, aus Ostindien, 18te Jan. 1742. Nebst einigen Anmerkungen aus einem Schreiben eines gewissen Herrn le Poivre an den P. Coeurdoux: Ueber die gemalte indische Leinwand, oder was wir, gedruckten Cattun nennen.

Ehe man auf Leinwand malen will, muß man ihr folgende Zubereitungen geben. 1. Man nimmt ein Stück neue feine (serrée) Leinwand, welches gewöhnlich neun Ellen lang ist. Dieses bleicht man halb, auf die Art, die ich in der Folge beschreiben werde. Weiter nimmt man eine gewisse getrocknete Frucht, Cadu oder Caducaïe genannt, ohngefehr fünf und zwanzig an der Zahl, oder genauer zu reden, drey Palam schwer. Dieses indische Gewicht ist so viel als eine und eine achtels Unze, denn vierzehn und ein viertel Palam machen ein Pfund. 2. Man zerschlägt diese Frucht, um den Kern heraus zu nehmen, der zu nichts nütze ist, und macht sie darauf zu Pulver. Die Indier thun es auf einem Stein, und bedienen sich dazu einer Walze die auch von Stein ist, ohngefehr so wie die Pasteetenbecker, wenn sie ihren Teig austreiben. 3. Dieses Pulver wird durchgesiebt und in ohngefehr zwey Nösel Büffelmilch *) ge-

*) Herr le Poivre hält diese Milch nicht schlechterdings für nöthig, er versichert, daß er Kuhmilch eben so wirksam befunden habe.

mischt: mehr Milch und mehr Cadu nimmt man nach Erfoderniß und Menge der Leinwand. 4. Nicht lange hernach taucht man die Leinwand so oft hinein als es nöthig ist, um sie mit dieser Milch sattsam zu tränken: denn nimmt man sie heraus, ringt sie stark aus, und läßt sie an der Sonne trocken werden. 5. Den Morgen wäscht man die Leinwand in gewöhnlichem Wasser ganz leicht aus, nimmt ihr ihre Feuchtigkeit durch wiederhohltes Ausringen, läßt sie an der Sonne trocknen, und denn wenigstens eine Viertelstunde im Schatten liegen.

Nach dieser Präparation, die man die innere nennen könnte, kann man gleich zu einer andern fortschreiten, die ich gern die äussere nennen mögte, weil sie blos die Oberfläche der Leinwand angeht. Um sie glätter zu machen und damit der Pinsel durch nichts aufgehalten werde, legt man sie in vier oder sechs Brüchen zusammen und schlägt sie mit einem Stück Holz auf einem andern das ganz glatt seyn muß, wobey noch in Acht zu nehmen ist, daß es überall gleich stark geschlagen werde. Ist dieses zur Genüge geschehen, so legt man es umgekehrt zusammen und wiederhohlt die nämliche Operation.

Hier mögen noch einige nicht unnütze Bemerkungen ihre Stelle finden. 1. Die Frucht Cadu findet wan in den Wäldern auf einem Baum von mittelmäßiger Höhe. Sie wächset fast überall,

besonders aber in Malleiâlam, einem bergichten Lande, nach der Bedeutung des Namens, welches sich an der Küste von Malabar in einer beträchtlichen Länge hinzieht. 2. Diese trockene Frucht, von der Grösse einer Muskatennuß, wird hier von den Aerzten gebraucht, und zwar vornämlich zu den Mitteln, welche den Kindbetterinnen gegeben werden. 3. Sie schmeckt sehr herbe; doch wenn man sie eine Zeitlang im Munde hält, soll sie, wie einige sagen, einen gelinden Geschmack von Reglise bekommen. 4. Läßt man ein Stück davon im Munde mäßig feucht werden, und zerdrückt es, und nimmt es dann zwischen die Finger, so findet man's sehr klebricht. Größtentheils diesen beyden Eigenschaften, vornämlich der erstern, muß man die Haltbarkeit der Farben in dem indischen Kattun zuschreiben: wenigstens stellen sich's die indischen Maler so vor.

Schon lange sucht man in Europa die Kunst die Farben stehend zu machen, und ihnen jene Haltbarkeit zu geben, die man am indischen Kattun bewundert. Vielleicht entdecke ich das Geheimniß, wenigstens für einige Farben, indem ich das Caducaïe bekannt mache, vornämlich aber dessen vornehmste Eigenschaft, seine Schärfe. Könnte man nicht in Europa analogische Gewächse finden? Sollten nicht Galläpfel, Mispeln, wenn man sie vor'm Reifwerden trocknet, und Rinde vom Gra-

natenbaum von den Eigenschaften des Cadu et: was an sich haben?

Ich will noch einige Experimente, die ich mit dem letztern gemacht habe, hinzufügen. 1. Kalk in einer Infusion von Cadu aufgeweicht, giebt Grün. Ist zu viel Kalk dabey, so wird die Far: be braun. Gießt man auf diese braune Farbe etwas zu viel von jener Infusion, so erscheint sie anfangs weißlich und bald darauf fällt der Kalk zu Boden. 2. Ein weisses Tuch in einer starken Infusion von Cadu eingewässert, nimmt eine sehr blasse gelblichte Farbe an: mischt man aber Büf: felmilch darunter, so bekömmt das Tuch eine et: was blasse Orangenfarbe. 3. Nachdem ich ein we: nig von unserer europäischen Dinte in die Cadu: Infusion gegossen hatte, bemerkte ich innewendig an verschiedenen Orten ein bläulichtes Häutchen, demjenigen ähnlich, das man auf eisenhaltigen Wassern wahrnimmt, nur mit dem Unterschied, daß dieses Häutchen im Wasser selbst in einiger Entfernung von der Oberfläche war. Es würde in Europa gar nicht schwer seyn mit dem Cadu selbst Versuche anzustellen, weil man ihn leicht aus Indien kommen lassen kann. Er ist wohl: feil, und man bekommt dreyßig Stück für einen Sou unserer Münze.

Büffelmilch zieht man der Kuhmilch deswe: gen vor, weil sie viel fetter und bindender ist.

Diese Milch würkt bey der Leinwand das nämliche was Gummi und andere Vorbereitungen beym Papiere thun, damit es nicht durchschlagen möge.

Noch muß man in Acht nehmen, daß es nicht einerley ist alle Arten von Holz zum Schlagen zu gebrauchen. Das Holz worauf man die Leinwand legt, und das womit man schlägt, sind gewöhnlich von Tamarinthen oder von einem andern Baume, der Porchi heißt, weil beyde, wenn sie alt geworden, sehr kompakt sind. Der Schlägel ist rund, ohngefähr eine Elle lang, und dick wie Bein, ausgenommen an dem einen Ende, welches zum Griffe dient. Zwey Arbeiter sitzen einander gegenüber, und schlagen um die Wette. Ausgenmaß und Erfahrung haben sie bald gelehrt, wenn die Leinwand sattsam geschlagen und geglättet ist.

Hat man nun die Leinwand auf diese Art zubereitet, so muß man die Blumen und was sonst gemalt werden soll, darauf zeichnen. Die indischen Arbeiter haben darinne nichts besonders; sie bedienen sich des *) wie unsere Sticker. Der Maler hat vorher seine Zeichnung aufs Papier getragen: er sticht alsdenn die vornehmsten Züge mit einer feinen Nadel aus, legt dieses Papier auf die Leinwand, fährt mit dem **) drüber hin, und solchergestalt geht die ganze Zeichnung auf die Lein-

*) Poncirmusters.
**) Poncirmusters.

wand über. Alle Arten von Kohlen sind zu dieser Operation brauchbar, nur nicht die von Palmen, weil sie, nach dem Glauben der Indier, die Leinwand durchfressen. Auf jene Züge trägt man hernach mit dem Pinsel Schwarz und Roth, so wie es hier oder dort nöthig ist, und so ist das Ganze gezeichnet.

Jetzt kömmt es darauf an, auf diese Zeichnung zu malen. Die erste Farbe die man aufträgt ist schwarz. Diese Farbe wird nicht leichtlich gebraucht als zu gewissen Zügen und zu Blumenstengeln. Sie wird folgendergestalt zubereitet.

1. Man nimmt etliche Stücken Eisenschlacken und reibt sie an einander, damit das Erdichte davon abfällt: Stücke die ohngefehr neun bis zehnmal so groß als ein Ey sind, werden zurückbehalten. 2. Man nimmt dazu vier bis fünf Stücken Eisen, altes oder neues, daran liegt nicht viel. 3. Man legt Eisen und Hammerschlag an der Erde auf einen Haufen zusammen, und zündet obendrüber Feuer an. Das von Banian ist das beste von allen. Wenn Eisen und Schlacken glühen, zieht man beydes heraus und läßt es kalt werden. 4. Beydes wirft man darauf in ein Gefäß von acht bis zehn Pinten, und gießt warmes Canje darauf, das heißt Wasser in welchem Reis gekocht worden ist; nur muß man sich wohl in Acht nehmen, daß kein Salz darinne

gewesen seyn darf. 5. Alles wird in heisse Sonne gesetzt, und wenn es so einen Tag gestanden, giesst man das Wasser ab und füllt das Gefäß mit Callu, das heißt mit Wein von Palmen oder Cocos. 6. Alsdenn setzt man's wieder drey vier Tag nach einander an die Sonne, und die Farbe die zum schwarzmalen dient, ist fertig.

Noch einige Bemerkungen über diese Präparation. 1. Man darf nicht mehr als vier bis fünf Stücken Eisen auf acht bis neun Nösel Canje nehmen, sonst würde die Tinktur die Leinwand roth machen und durchfressen. 2. Palmen- und Cocoswein wird leicht sauer und in wenig Tagen: man macht Essig davon und braucht ihn wie Sauerteig. 3. Wein von Cocos wird dem von Palmen vorgezogen. 4. Hat man keinen, so nimmt man Kevaru, eine kleine Kornart, die vielen zur Nahrung dient. Dieses Korn gleicht an Farbe und Grösse dem Rübesamen sehr, aber Stengel und Blätter sind ganz verschieden. Man nimmt auch Varagu, welches Gewächs dem Kevaru noch vorgezogen wird. Man stößt davon ohngefehr zwo Handvoll, die man hernach in Wasser kochen läßt. Dieses Wasser gießt man in das Gefäß, wo die Schlacken mit dem Eisen sind. Man thut zwo bis drey Muskatennüsse groß rohen Palmenzucker dazu, aber ja nicht mehr, sonst würde die Farbe nicht lange halten, sondern in der Wäsche ausgehn. 5. Um die Farbe noch schöner zu

machen, setzt man zu dem Callu das nach obiger Beschreibung präparirte Kevaru oder Varagu. 6. Diese Tinktur würde auf Leinwand, die nicht mit Cadu zurecht gemacht wäre, weder sehr schwarz erscheinen, noch auch lang stehen können.

Wenn man alle Stellen, die Schwarz erfodern, mit dieser Farbe gezeichnet und gemalt hat, so zeichnet man mit Roth die Blumen und alles andere was mit dieser zwoten Farbe vollendet werden soll. Ich sage man zeichnet damit, denn das mit zu malen ist noch nicht Zeit: man muß zuvor Blau auftragen, welches viele Zubereitungen erfodert.

Erst muß man die Leinwand in siedendes Wasser werfen, und eine halbe Stunde darinne lassen. Wirft man zwey bis drey Cadu dazu, so wird das Schwarz noch schöner davon. Zweytens läßt man Schaf- oder Ziegenmist in Wasser aufweichen, die Leinwand darinne wässern und eine Nacht über stehen. Morgens darauf wird sie ausgewaschen und an die Sonne gelegt.

Fragt man die indischen Maler, wozu diese letzte Operation diene, so sagen sie alle einstimmig, es geschehe deswegen um der Leinwand die Eigenschaft zu nehmen, die sie von dem Caducaïe angenommen, und die, wenn sie solche noch hätte, das Blau in Schwarz verwandeln würde. Auch führt man noch an, diese Operation wäre deswegen nothwendig, um der Leinwand mehr Weisse

zu geben, denn beym Anfang der Bearbeitung ist sie, wie oben gesagt worden, nur halbgebleicht. Beym Auslegen an die Sonne läßt man sie dort nicht ganz austrocknen, sondern begießt sie des Tags über von Zeit zu Zeit mit Wasser. Alsdenn schlägt man sie mit einem Holz am Ufer der Bäche, aber nicht mit einem Bläuel, wie's in Frankreich gewöhnlich ist: die indische Weise besteht darinne, daß man sie in verschiedenen Brüchen zusammenlegt, und auf einem Steine stark schlägt, in eben der Bewegung wie Schlosser und Hufschmiede, wenn sie mit ihren grossen Hämmern auf dem Ambos austreiben.

Ist die Leinwand von einer Seite geschlagen, so schlägt man sie auf eben die Art von der andern: zwanzig bis dreyßig Schläge sind zur gegenwärtigen Operation hinreichend. Wenn das vorbey ist, so taucht man die Leinwand in Canje von Reis. Hätte man Bequemlichkeit dazu, so wär's das beste man nähme Kevaru, zerrieb's, setzt' es mit Wasser ans Feuer, als wollte man's kochen, tauchte, ehe sich dieses Wasser sehr verdickte, die Leinwand hinein, zöge sie gleich wieder heraus, liesse sie trocken werden, und schlüge sie mit dem Katapulli, wie bey der ersten Glättungs-Operation.

Da das Blau nicht mit dem Pinsel sondern durch Einwässern in präparirten Indigo gegeben wird, so muß man den rohen Stoff überall mit

Wachs überziehen, ausgenommen da wo Schwarz ist, und da wo Blau oder Grün hinkommen soll. Das Wachs wird mit einem eisernen Pinsel so leicht als möglich auf einer einzigen Seite aufgetragen, wobey man sich in Acht zu nehmen hat, daß blos die schon bemerkten Stellen ohne Wachs bleiben: sonst gäb' es eben so viel blaue Flecken, die man nicht würde ausmachen können. Nach diesem legt man die solchergestalt mit Wachs überzogene Leinwand an die Sonne: aber man muß sehr wohl Achtung geben, daß das Wachs nicht mehr schmelze als nöthig ist, um auf die andere Seite durchzudringen: alsdenn nimmt man sie geschwind weg, wendet sie um, und reibt das Wachs stark mit der Hand ein. Am besten wär's, man nähme dazu ein kupfernes Gefäß mit einem runden Boden: das Wachs würde sich dadurch überall ausbreiten, selbst an die Stellen, die auf der andern Seite blau gemalt werden sollen. Nach dieser Präparation giebt der Maler seine Leinwand dem Blaufärber, der sie etliche Tage darauf zurückliefert: denn man muß bemerken, daß nicht die gewöhnlichen Maler, sondern besondere Färber diese Arbeit besorgen. *)

Auf

*) Herr Poivre glaubt nicht, daß man der ersten Operation, die man in Indien mit der Leinwand vornimmt, die Haltbarkeit der Farben zuschreiben dürfe. „Sie „dient, sagt er, nur dazu, sie für alle Farben, die man „ihr

Auf meine Frage an den Maler, ob ihm die Zubereitung des Indigo bekannt sey, gab er mir ja zur Antwort und erklärte sie mir folgendergestalt. Vielleicht ist es manchem nicht unangenehm, wenn er sie mit der auf den amerikanischen Inseln gebräuchlichen Methode vergleichen kann.

Hier nimmt man Averei- oder Indigo-Blätter, läßt sie wohl trocknen, und macht sie zu Staub. Diesen Staub streut man in ein sehr grosses Gefäß, das man mit Wasser anfüllt; und schlägt ihn stark an der Sonne mit einem vierfach gespaltenen Bambusrohr, dessen vier Enden unten sehr weit von einander abstehen. Man läßt darauf das Wasser durch ein kleines Loch unten im Gefässe ablaufen, auf dessen Boden der Indigo sitzen bleibt. Diesen nimmt man heraus, und theilt ihn in Stücken ab,

„ihr nachher geben will, geschickt zu machen, welche „ausserdem zu sehr fliessen würden. Die Chineser „besitzen, so gut als die Indier, das Geheimniß, die „Leinwand wenigstens roth zu malen. Zuvor geben „sie ihr keine andere Präparation als diejenige, die „sie ihrem Papier geben, das heißt, sie tränken sie „mit einer Mischung von Alaun und sehr klarem Leim. „Ihre Farben stehen demohnerachtet, obgleich weder „Cadu noch Büffelmilch dabey ist. Der Cadu „scheint also weiter keinen Nutzen zu haben, als daß „er die ersten Züge schwärzt, deren sich die Malabaren bedienen, um nach der Abnahme des Kohlen„staubsäckchens die Zeichnung anzudeuten.“ In der That ist dieser Cadu anfangs weiter nichts als ein röthlichtes Wasser, mit Vitrioltheilchen geschwängert, welches erst nach der Application auf präparirtes Caducava schwarz wird. Also kann man von Galläpfeln die nämliche Würkung erwarten.

die ohngefähr so groß wie ein Taubeney sind. Weiter streut man Asche an einen schattigten Ort, und breitet darüber ein leinenes Tuch, auf welchem man den Indigo trocken werden läßt.

Nunmehr ist nichts mehr übrig, als den fertigen Indigo zu der Leinwand-Malerey zuzubereiten. Wenn der Arbeiter eine gewisse Quantität Indigo zu Pulver gemacht hat, so wirft er ihn in ein grosses irdenes Gefäß, welches er mit kaltem Wasser anfüllt: ein verhältnißmäßiges Quantum gepülverten Kalches wird dazu gesetzt. Er riecht darauf am Indigo, ob er nicht etwa einen säuerlichen Geruch hat: in diesem Fall setzt er noch mehr Kalk hinzu, so viel als nöthig ist diesen Geruch zu vertreiben. Er läßt darauf Lavarei-Körner, ohngefehr ein viertel Scheffel in einem Wassereimer einen Tag und eine Nacht kochen, wobey er den Kessel immer voll Wasser erhält. Drauf gießt er alles, Wasser und Körner, in das Gefäß mit dem präparirten Indigo. Diese Tinktur läßt man drey Tage stehen, und dabey darf man nicht vergessen alles wohl unter einander zu mischen, welches geschieht, wenn man's den Tag über vier bis fünfmahl mit einem Stecken umrührt. Sollte der Indigo noch sauer riechen, so setzt man eine gehörige Quantität Kalk hinzu.

Wenn das Blau solchergestalt zubereitet ist, so taucht man die Leinwand doppelt zusammengelegt hinein, so daß die Aussenseite heraus-, die rechte

Seite aber hineinkömmt; läßt sie ohngefehr eine halbe Stunde wässern, dann zieht man sie an den gehörigen Stellen blau-gefärbt wieder heraus.

Die langsamen vielfachen Operationen beym Blaufärben führten mich auf eine Schwierigkeit, die, wie mich dünkt, sehr natürlich einfallen muß, um die ich einen von den Malern befragte. Würde man, sagt' ich zu ihm, nicht eher fertig, wenn man die blauen Blumen mit einem Pinsel malte, zumal wenn die Zeichnung wenig von dieser Farbe fodert? — Das könnte man freylich, war seine Antwort, aber dieses so gemalte Blau würde nicht stehen, sondern nach zwey oder drey Wäschen ausgehn.

Ich fragte ihn weiter, was er für die Ursache von der Haltbarkeit und Festigkeit der blauen Farbe hielte. Er gab mir ohne Bedenken zur Antwort: die Tavarei-Körner machten's. Das nämliche hatte mir schon ein anderer Maler gesagt. Dieses Korn ist ein hiesiges Landes-Produkt, ob es gleich nicht überall sich findet. Es ist hellbraun oder olivenfarbig: cylinderförmig, eine Linie lang, und wie an den beyden Enden durchschnitten. Man kann es kaum zerbeissen: es hat keinen Geschmack, und läßt eine kleine Bitterkeit im Munde zurück.

Auf Blau muß man Roth folgen lassen: doch vorher muß das Wachs von der Leinwand abgenommen, muß diese gebleicht und die letzte Farbe anzunehmen präparirt werden. Das Wachs wird folgendergestalt abgenommen. Man thut die Lein-

wand in siedendes Wasser; das Wachs schmilzt: man vermindert den Grad des Feuers, damit das Wachs desto leichter obenschwimmen könne, und schöpft es mit einem Löffel, so sorgfältig als mögs lich ab: darauf läßt man das Wasser von neuem sieden, um alles Wachs, was etwa noch zurück seyn mögte, vollends abzuschöpfen. Dieses ist zwar sehr schmutzig geworden, aber es kann doch wieder eben dazu gebraucht werden.

Die Leinwand, die gebleicht werden soll, wäscht man in Wasser, schlägt sie auf dem Stein neun bis zehnmahl, und wässert sie in anderm Wasser aus, in welchem man Schafmist ausgeweicht hat. Dann wäscht man sie noch einmahl, und breitet sie drey Tage lang an die Sonne, wobey man sie, wie oben erwähnt, von Zeit zu Zeit ganz leicht begießt. Hierauf weicht man in kaltem Wasser eine Art Erde auf, Ola genannt, und läßt die Leinwand ohngefehr eine Stunde darinne wässern, worauf man unter dem Gefäß Feuer anmacht. Sobald das Wasser zu sieden anfängt, nimmt man die Leinwand heraus, wäscht sie an einem Teiche, schlägt sie am Ufer etwa vierhundertmahl auf dem Stein, und ringt sie stark aus. Ist das geschehn, so läßt man sie einen Tag und eine Nacht in einem Wasser liegen, worinne man eine kleine Quantität von Kuh- oder Büffel-Mist zergehen lassen. Aus diesem Wasser gezogen, wird sie von neuem im Teiche gewaschen, einen halben Tag an die Sonne gebrei-

tet und wie gewöhnlich begossen. Alsdenn wird sie wieder in einem Gefäß voll Wasser ans Feuer gesetzt, noch einmahl im Teiche gewaschen, ein wenig geschlagen, und getrocknet.

Um endlich die Leinwand geschickt zu machen, daß sie die rothe Farbe annehmen und behalten kann, muß man die Operation mit dem Caducaïe wiederhohlen. Man taucht nämlich die Leinwand in eine simple Infusion von Cadu, wäscht, schlägt sie, läßt sie trocken werden: taucht sie in Büffelsmilch, rührt sie darinne um, reibt sie einige Zeit mit den Händen: nimmt sie, wenn sie völlig gesättigt ist, heraus, ringt sie aus, läßt sie trocknen. Sollen alsdenn in die rothen Blumen weisse Züge kommen, so überzieht man diese Stellen mit Wachs: dann erst trägt man endlich mit einem indischen Pinsel das vorher zubereitete Roth auf. Kinder sind es gemeiniglich, die das Roth malen, weil diese Arbeit weniger beschwerlich ist; man müßte denn etwas Vollkommeneres liefern wollen.

Nun zu der Art das Roth zu präpariren. Man nimmt scharfes Wasser, das heißt solches von gewissen Brunnen, die einen solchen Geschmack haben. Zu zwey Nösel Wasser nimmt man zwo Unzen gepülverten Alaun: hierzu vier Unzen roth Holz, welches Vartangui genennt wird, oder Sapan-Holz, auch gepülvert. Alles wird zwey Tage an die Sonne gesetzt: nun darf nichts Saures, nichts Salzichtes hineinfallen: sonst würde die

Farbe viel von ihrer Stärke verlieren. Soll das Roth dunkler werden, so setzt man noch mehr Alaun hinzu. Im entgegengesetzten Fall wird mehr Wasser dazu gegossen. Auf diese Art macht man Roth für alle Nuancen und Abstufungen die man nöthig hat.

Um eine Farbe wie Wein-Hefe, und die ein wenig in Violet fällt, zu machen, nimmt man von dem eben erwähnten Roth und eben so viel von dem obenbeschriebenen Schwarz. Zu beyden setzt man ein gleich starkes Quantum von Reis-Canje, der drey Monate gestanden hat, und aus dieser Mischung entsteht die Farbe, von welcher die Rede ist. Unter den Heyden herrscht in Absicht auf den sauer gewordenen Canje ein lächerlicher Aberglaube. Wer welchen hat, braucht ihn selbst alle Tage in der Woche; aber Sonntags, Donnerstags und Freytags schlägt er ihn andern ab, die keinen haben. Sie würden, sagen sie, dadurch ihren Gott aus dem Hause jagen, wenn sie an diesen Tagen davon weggäben. In Ermangelung dieses Canje-Eßigs kann man welchen von Callu oder Palmenwein gebrauchen.

Man kann noch mehrere Farben machen, die Roth zum Grunde haben, aber sie hier anzuführen wäre unnütz. Es sey genug zu erinnern, daß sie zugleich mit dem Roth aufgetragen werden müssen, das heißt, ehe man zu den Operationen, von welchen gleich geredet werden soll, fortgeht. Vorher

nur noch einige Bemerkungen über das Vorhergehende.

1. Die Brunnen, die scharfes Wasser haben, sind selbst in Indien nicht sehr gemein: zuweilen giebt es in einer Stadt nur einen. 2. Ich habe an diesen Wasser den Geschmack, den man ihm beylegt, nicht gefunden; aber es ist mir nicht so gut als gemeines Wasser vorgekommen. 3. Man bedient sich dieses Wassers lieber als alles andern, damit, wie einige sagen, das Roth schöner werde; oder, nach einer andern gewöhnlichern Meynung, man muß sich dessen bedienen, weil sonst das Roth nicht stehen würde. 4. Aus Achem kömmt der gute Alaun und das gut Sapan-Holze nach Indien.

So sehr auch das scharfe Wasser die Kraft hat die rothe Farbe haltbar zu machen, so würde diese dennoch nicht genug stehen, wofern man nicht eine Imbureh-Tinktur hinzusetzte. Dieses ist dasjenige, was man gemeiniglicher Chayavêr *) oder Chaya nennt. Allein ehe man sie gebraucht, muß

*) Ganz augenscheinlich haben die Farben, wenigstens die rothe, ihre Festigkeit und Haltung dieser Wurzel zu danken. Ehe man die Leinwand in einem Dekokt davon aufbrüht, darf man's nicht wagen die frischgemalte Leinwand zu waschen; die Farbe geht aus: sie wird erst dann fest, wenn sie mit dem Alkali der Wurzel hinlänglich gesättigt ist. Diese Pflanze scheint nichts anders zu seyn als Tournefort's callium album vulgare: seine Beschreibung paßt vollkommen auf das Chaya-vêr. Sollten auch beyde Gewächse verschieden seyn, so thun sie wenigstens einerley Würkung, nämlich die, daß sie die Milch zum Gerinnen bringen. Herr Poivre sagt, er habe die letzte Erfahrung selbst gemacht.

man erst die Leinwand dazu präpariren, indem man sie des Morgens im Teiche wäscht und sie verschiedenemahl hineintaucht, um sie sattsam mit Wasser zu tränken, welches man vornämlich zur Absicht hat, und welches nicht geschwind von statten geht wegen der Fettigkeit von der Büffelmilch, in die man sie vorher geweicht gehabt hatte. Man schlägt sie etwa dreyßigmahl und läßt sie halb trocken werden.

Während der Zubereitung der Leinwand, muß auch Chaya-Wurzel präparirt worden seyn, welches folgendergestalt geschieht. Man nimmt eine Quantität von dieser Wurzel, wohlgetrocknet, macht sie zu ganz feinem Pulver durch Stossen in einem Mörsel von Stein, nicht von Holz, welches man ausdrücklich empfiehlt, wobey man von Zeit zu Zeit ein wenig scharfes Wasser in den Mörsel gießt. Von diesem Pulver thut man ohngefehr zwey Pfund in zwey Eymer laues gemeines Wasser, und rührt es mit der Hand ein wenig um. Das Wasser wird roth, aber es giebt der Leinwand blos eine ziemlich garstige Farbe; deren man sich auch nur bedient um den übrigen rothen Farben die letzte Vollkommenheit zu geben.

Zu dem Ende muß man die Leinewand in diese Tinktur eintauchen, und damit sie solche recht anziehen möge, sie von allen Seiten umrühren, umkehren, und das eine halbe Stunde, so lange man das Feuer unter dem Gefäße verstärkt. Wenn

man die Hand nicht mehr in der Tinktur halten kann, nehmen diejenigen, die es recht gut, recht vollkommen haben wollen, die Leinwand heraus, ringen sie aus und lassen sie wohl trocknen. Die Ursache davon ist diese: wenn man roth malt, so ist es schwer zu vermeiden, daß nicht einige Tropfen davon auf Stellen fallen, wo keins seyn sollte. Zwar wischt sie der Maler sorgfältig mit dem Finger hinweg; aber es bleiben immer Flecken, welche die Chaya noch hervorstechender macht. Deswegen zieht man vor allen Dingen die Leinwand wieder heraus, und der Arbeiter sucht jene Flecken auf, und bemüht sich solche so viel möglich mit Zitronen auszumachen.

Wenn das geschehen ist, so thut man die Leinwand wieder in die Tinktur, verstärkt das Feuer, rührt und wendet um wie vorher. Gegen Abend verstärkt man das Feuer wieder, und läßt die Tinktur ohngefehr eine Stunde sieden. Alsdenn läßt man das Feuer abgehn, und wenn die Tinktur lau geworden ist, so nimmt man die Leinwand heraus, die man stark ausringt und so bis den Tag darauf feucht aufhebt.

Hier nur noch ein Wort vom Chaya. Diese Pflanze wächset von sich selbst, und man säet sie noch ausserdem so viel man braucht. Sie wächset nicht höher über die Erde als ohngefehr einen halben Fuß. Ihre Blätter sind hellgrün, beyläufig zwo Linien breit, und fünf bis sechs lang. Die

Blüthe ist sehr klein und bläulicht. Die Körnchen sind nicht viel grösser als die vom Taback. Diese kleine Pflanze treibt eine Wurzel, die zuweilen vier Fuß tief in die Erde geht; aber dieses ist nicht die beste; man zieht diejenige vor, die nur einen oder ein und einen halben Fuß lang ist. Diese Wurzel ist sehr dünne: und ob sie gleich so tief und gerade in die Erde geht, so treibt sie doch rechts und links nur sehr wenige und kleine Nebenäste. Frisch ist sie gelb; trocken wird sie braun. Erst wenn sie trecken ist, färbt sie das Wasser roth. Darüber bemerkte ich etwas besonders, das mich in Verwunderung setzt. Ich hatte Chaya in Wasser gelegt, welches davon roth geworden war. In der Nacht wurde der Liquor durch ein Ohngefehr verschüttet. Aber am Morgen darauf wunderte ich mich auf dem Boden einige Tropfen von einem gelblichten Liquor, der sich da gesammlet hatte, zu finden. Ich vermuthete, daß ein fremdartiger Körper, der in das Gefäß gefallen wäre, diese Veränderung in der Farbe verursacht hätte. Ich fragte einen Mahler deswegen: er gab mir zur Antwort, dieses zeigte weiter nichts an, als daß der Chaya, den ich gebraucht, von guter Art wäre, und daß, wenn die Arbeiter die Wurzel zu Staub machten, indem sie erwähntermassen ein wenig Wasser hinzugössen, dieses Wasser ganz gewöhnlich eine Safranfarbe annähme. Ich machte noch eine Bemerkung, daß sich nämlich rings um das umgefallene Gefäß ein

Häutchen von einem schönen Violet angesetzt hatte. Die Pflanze wird in trockenen Päckchen verkauft. Man schneidet das Oberste ab, an dem die trockenen Blätter sitzen, denn nur die Wurzel wird zum Färben gebraucht.

Da die Leinwand ganz darinne gewässert worden und folglich damit gesättiget seyn muß, so muß man sie herausnehmen ohne zu befürchten, daß die rothen Farben durch die folgenden Operationen beschädiget werden mögten. Sie sind die nämlichen, die kurz vorher beschrieben worden: Waschen, Schlagen, zehn bis zwölfmahl, Bleichen mit Schafmist, am dritten Tage Seifen, Schlagen, Trocknen lassen, von Zeit zu Zeit leicht begiessen. Die Nacht über läßt man die Leinwand feucht stehen, wäscht sie den Morgen darauf wieder und läßt so trocknen, wie Abends vorher. Endlich wäscht man sie um Mittag in warmen Wasser aus um die Seife und allen Schmutz, so sich angehängt haben mögte, herauszuziehn, und läßt sie wohl trocknen.

Auch die grüne Farbe verlangt gewisse Zubereitungen. Man nimmt einen Palam Cadu-Blüthe, eben so viel Cadu, eine Handvoll Chayavêr, und soll das Grün recht schön werden, noch eine Granatenbaumrinde dazu. Diese Ingredienzien werden gepülvert in drey Flaschen Wasser gethan, welches man bis zu einem Viertel einkochen läßt. Diese Tinktur filtrirt man durch ein leinen Tuch

in ein Gefäß. In eine Flasche von dieser Tinktur thut man eine halbe Unze gepülverten Alaun, schüttelt das Gefäß einige Zeit, und die Farbe ist fertig.

Malt man damit auf Blau, so bekömmt man Grün. Deswegen hat auch der Arbeiter, wenn er seine Leinwand blau gemalt hat, sorgfältig vermieden, die Stellen, auf die er Grün setzen wollte, nicht mit Wachs zu überziehen, damit die anfangs blaugefärbte Leinwand fähig bleiben mögte zu seiner Zeit auch Grün anzunehmen. Auf blau zu malen ist so unumgänglich nöthig, daß man nur eine gelbe Farbe bekommen würde, wenn man sie auf weisse Leinwand setzte.

Ich muß aber erinnern, daß dieses Grün nicht so hält wie Roth und Blau: nach vier bis fünf Wäschen geht es aus, und an seiner Stelle bleibt blos das Blau, worauf es gesetzt war. Indessen giebt es doch ein Mittel, diese Farbe stehen zu machen. Man nimmt Banan-Zwiebeln und stößt sie noch ganz frisch um den Saft davon zu bekommen. Von diesem gießt man fünf bis sechs Eßlöffel voll in eine Flasche grüne Tinktur, und das Grün wird fest, geht niemahls aus. Nun ist dabey die Beschwerlichkeit, daß der Saft dem Grün etwas von seiner Schönheit benimmt.

Noch ist nur die gelbe Farbe übrig, und die braucht keine lange Erklärung. Eben die Farbe, die auf Blau gesetzt zum Grün dient, wird auch

zum Gelb gebraucht, indem man auf die noch weiße Leinwand malt. Allein diese Farbe steht nicht sonderlich: einige Wäschen verdrängen sie ganz. Indessen, wenn man sich begnügt die Leinwand nur leicht mit Seife auszuwaschen, oder auch in Molken mit Zitronensaft vermischt, wenn man sie in einem Wasser wässert, worinne Kuhmist aufgeweicht worden, und welches man durch ein leinen Tuch laufen lassen, so bekommen diese flüchtigen Farben weit mehr Dauer.

Zum Schluß noch ein Wort von den indischen Pinseln. Diese sind nichts anders als ein kleines Stück Holz von Bambus, spitzig und am Ende gespalten. Man bindet daran ein Stückchen Zeuch mit der Farbe getränkt, die man auftragen will, und die man mit den Fingern ausdrückt. Derjenige, dessen man sich zum Wachs-überziehen bedient, ist von Eisen, oben dünne, und dadurch wird er in ein kleines Stäbchen gestossen, welches ihm zum Handgriff dient. Er ist am Ende gespalten und macht in der Mitte einen Ringel, um welchen ein Knäuel Haare, so dick wie eine Muskaten-Nuß gewickelt wird. Diese Haare ziehen das warme Wachs an sich, welches nach und nach an dieser Art von Pinseln herabläuft.

* * *

Die Erinnerungen und Zweifel des Herrn le Poivre geben dem P. Coeurdoux Veranlassung

zu neuem Nachdenken und neuen Untersuchungen, die hier auch eine Stelle verdienen.

1. Obgleich das Cadu-caya die erste Gattung des Myrobolan unserer Kräuterkenner ist, *) so vermengen es doch die Indier nicht, wie diese, unter eben demselben Namen mit Früchten, die auf ganz verschiedenen Bäumen wachsen.

2. Die indischen Maler und Kaufleute unterscheiden Pindschu-Caducaya, das heißt, solche die man noch grün und zart abgenommen hat, um sie so trocknen zu lassen, von solchen, die man reif werden läßt ehe man sie abnimmt. Sie scheinen, wenn man sie sieht, ganz von einander verschieden zu seyn, aber sie sind doch ganz gewiß Früchte von eben demselben Baum.

3. Die Ursache dieses Unterschieds und der verschiedenen Erndten der Cadu-caya liegt in der Verschiedenheit der scharfen zum Malen tauglichen Wasser, die nicht überall eben dieselben noch eben so gut sind, und deren Abgang man durch schärfere Cadu-caya, die noch unreif gepflückt worden, ersetzen muß.

So erfodert z. E. die Beschaffenheit des Wassers zu Madras nothwendig Pindschu-Cadu-caya's: hingegen zu Pondichery muß man reife nehmen. Nicht alle indische Mater geben zu, daß der Mangel eines gewissen Grades von Schärfe im Wasser zum Gebrauch der frisch abgenommenen

*) Eine Erinnerung des Herrn le Poivre.

Myrobolans nöthige: im Gegentheil behaupten einige, eben zu den schärfsten Wassern müsse man Pindschu = Cadu = caya's nehmen, die, nach ihrer Meynung, weniger Schärfe als die recht reifgewordenen haben. Wie's aber auch damit sey, so ist es doch zu bewundern, daß die Indier in der Verschiedenheit der Reife dieser Früchte den Ersatz für den Abgang gewisser Wasser, die zum Färben und Malen tauglich sind, gefunden haben.

Je kleiner die Pindschu sind, je besser. Es giebt deren die kaum sechs Linien lang sind. Einige sind braun, andere ziemlich schwarz; allein das ist nur ein Ohngefehr, kein Kennzeichen verschiedener Gattungen. Da sie grün abgenommen worden, so darf man sich nicht wundern, daß ihre Oberfläche, wenn sie trocken geworden, ganz mit Runzeln bedeckt ist. Weil aber das Sammlen und Trocknen weit mehr Arbeit erfodert hat, so sind sie auch viel theurer als Cadu = caya's die ganz reif geworden sind.

4. Unter die Pindschu = Cadu = caya's muß man eine Art braune oder schwarze Myrobolanen rechnen, wie die kleinen, von denen ich oben sagte, die aber grösser sind und dicker als diejenigen deren sich die Maler zu Pondichery bedienen, ob sie gleich erst in ihrer Reife abgenommen worden. Ich hatte Mühe es zu glauben: aber ein indischer Maler überzeugte mich, indem er vor meinen Augen eins von den dicken Cadu = Caya's

zerschlug, so wie den Kern, dessen mageres mit einer braunen Haut bedecktes Fleisch er mich bemerken ließ: dahingegen ein vollkommen reifes Caducaya in seinem Kern ein volles wie eine Mandel weisses Fleisch hatte. Diese Verschiedenheit rührt daher, daß es unter einer Art von Cadubäumen verschiedene Gattungen giebt, deren Früchte von verschiedener Dicke sind.

Dieses erfuhr ich voneinem indischem Kräuterhändler, den ich darüber befragte. Er setzte noch hinzu, die dicken Cadu-caya kämen vornämlich aus den nördlichen Provinzen, und so wären diejenigen die von Surate kämen. Er bestätigte mir auch, was ich oben auf das Wort der indischen Maler gesagt habe, daß die Pindschu-Cadu-caya und die andern erst nach vollkommener Reife gepflückten eben dieselben Früchte und von den nämlichen Bäumen wären. Er versicherte mich, er wäre in seiner Jugend westwärts von Pondichery bis an die Kette der an die Küste von Malabar stossenden Berge gereist, woher man diese Früchte bringt, und hätte sie abnehmen sehen.

5. Ich darf ein anderes Produkt des Cadubaums nicht übergehn, welches man Cadu-caïpu, Cadu-Blüthe nennt, ob es gleich nichts weniger als seine Blüthe ist. Es ist eine Art trockene Frucht, oder blos eine plattgedrückte oft ringelförmige Schale, von aussen Fenillemorte-farbig, ins

inwendig von einem sammetartigen Braun. Sie ist leer, und scheint niemahls etwas in sich enthalten zu haben, als etwa Insekten-Eyer, von denen sie wahrscheinlich ihr Daseyn hat; denn diese Art von Nuß findet sich auf den Cadu-Blättern selbst, und entsteht eben so wie die Galläpfel und ähnliche Auswüchse.

Es giebt Cadu-caïpu, die auf einen Zoll im Durchschnitt haben: es giebt deren viel kleinere; auch soll es weit grössere geben, aber solche habe ich nicht gesehn. Lemery's Beschreibung der Nux Vomika paßt sehr auf die Cadu-caïpu In der Ungewißheit, ob sie's nicht würklich seyn mögten, gab man einem Hunde eine beträchtliche Dosis davon, dem es aber nichts that. Es schien sogar als thät sie ihn gut, eben so wie den Menschen; denn die hiesigen Aerzte brauchen sie mit Nutzen gegen Bauchgrimmen und Durchfälle. Es ist zu verwundern, daß ein so würksames Mittel nicht in Europa bekannt ist.

6. Diese Art von Nuß thut beym Leinwandmalen sehr gute Dienste. Hier ist die Zubereitung der gelben Farbe mit Cadu-caïpu. Man nimmt davon z. E. vier Unzen, und läßt es ohne Zerschlagen oder Zerreiben ohngefehr 24 Stunden in scharfem Wasser stehen. Alsdenn setzt man alles zusammen aufs Feuer, mit einer Unze gepülverten Chayavêr. Man läßt dieses Wasser dreymahl sieden, indem

man, wenn es siedet, das Feuer abnimmt, und es hernach wieder ansetzt: dieses wiederholt man dreymahl, bis das Wasser auf die Hälfte eingekocht ist. Hierauf gießt man dieses Wasser in ein anderes Gefäß, so daß die Cadu-caïpu am Boden des ersten liegen bleiben, und wenn es lau geworden ist, so thut man eine Unze gepülverten Alaun hinzu, der in warmen Wasser aufgelöst ist. Mit diesem solchergestalt präparirtem Wasser auf blau gemalt, giebt grün. Gelb giebt es, wenn man auf rohe Leinwand malt, die mit Cadu-caya und Milch auf die sonst beschriebene Art zubereitet worden. Will man dunkleres Grün haben, so muß man zuerst das Blau, auf welches dieses gelbe Wasser kommen soll, dunkler machen. Verlangt man ein helleres Gelb, so schöpft man von diesem Wasser das benöthigte ab, wenn es erst einmahl gesotten hat. Dunkler wird das Gelb, wenn man das Wasser nach dem zweyten Sieden ausschöpft. Noch weit dunkler wird es seyn, wenn man das Wasser bis auf den vierten Theil einkochen liesse. Man kann auch, wenn man dunkleres Gelb haben will, die nämliche Stelle mit dem nämlichen Wasser zweymahl malen.

7. Die Cadu-caïpu dienen nicht blos zum Gelbmalen: die Färber brauchen sie auch eben so zu färben; aber die Präparation hierzu ist weit einfacher. Um, z. E. sechs Ellen Leinwand zu malen, nimmt man vier Palams Cadu-caïpu; zer-

schlägt sie in kleine Stücken, und läßt sie ohngefehr eine halbe Stunde in 16 bis 17 Pfund scharfem, oder auch gemeinem, Wasser aufweichen, wenn es nur nicht schmutzig oder salzig ist. Dieses Wasser läßt man bis dreyviertel einkochen: wenn es ein wenig abgekühlt ist, taucht man die Leinwand hinein, bis sie sich vollkommen damit gesättigt hat; alsdenn ringt man sie leicht aus und läßt sie an der Sonne wohl trocknen.

Weiter läßt man in 16 Pfund Wasser zwey Palams Alaun auflösen. Dieses Wasser erwärmt man so lange bis es mehr als lau wird und taucht die Leinwand hinein, worauf man sie eben so leicht ausringt und an der Sonne trocknen läßt. Leinwand, die in dieser Präparation und auf eben diese Art blau gemalt wird, erscheint grün gefärbt. Man malt auch gelb mit weniger Zubereitung und Kosten. Man nimmt zu der nämlichen Quantität Leinwand einen Palam Cadu-caïpu, den man mit einer Walze auf einem Steine zerquetscht, so daß es eine Art von Teig macht. Diesen läßt man in zwey bis drey Nösel Wasser zergehn und durch ein leinenes Tuch laufen. Man setzt dabey dreymahl eben so viel von der Pflanze Terramerita hinzu, die man eben so wie die Cadu-caïpu zubereitet: man zieht diejenige, die von Bengalen kömmt, der hiesigen vor. Man läßt dieses Wasser kochen und taucht die Leinwand hinein, die gelb-gefärbt erscheint, wenn man sie, nicht an der Sonne, sondern

im Schatten hat trocknen lassen: sonst würde diese Farbe, die weder schön noch dauerhaft ist, schnell roth oder braun werden.

8. In Absicht auf die Eigenschaft des Cadu-caya zur Haltbarkeit der Farben beyzutragen, welche ihm Herr le Poivre abspricht, kann ich ihm nicht ganz beypflichten. Er hat die Meynung der Indier gegen sich; und dann so braucht man diese Frucht bey solchem Färben, wo es gar nicht darauf ankömmt der Leinwand Gummi zu geben, wie bey dem Schreibpapier. Das Beyspiel der Chinesen, die ohne Cadu-caya sehr schön roth malen, beweiset höchstens so viel, daß es ein Ingredienz ist, welches ihnen mangelt, oder das sie auf eine andere Art ersetzen, wie sie's mit der Chayavêr gethan, die ihnen unbekannt zu seyn scheint.

9. Um zu bestimmen, ob Chayavêr und gallium album vulgare einerley sey, wäre das Kürzeste den Saamen davon nach Frankreich zu schicken. Käm' er da fort, so könnte man gleich nach dem Augenschein urtheilen, ob es die nämliche Pflanze sey, die in Frankreich und Indien wächst. In diesem Falle hat Herr le Poivre den Färbern einen beträchtlichen Dienst geleistet, indem er sie die Kraft einer so nützlichen Pflanze kennen lehrte, die man besaß ohne ihren Gebrauch zu wissen. Ist sie's nicht, so hat er doch wenigstens den Kräuterkennern eine Freude gemacht, indem er ihnen ein neues gallium entdeckt, welches dem Verfasser des

hortus malabaricus entwischt zu seyn scheint. Was mich zweifeln macht, daß diese beyde Pflanzen die nämlichen seyn mögten, ohnerachtet der Aehnlichkeiten, die sie vielleicht haben können, ist dieses, daß kein Botaniſt dem gallium album vulgare die langen Wurzeln beylegt, welche gewissermassen die Abzeichen der indischen Chayavêr ausmachen.

10.

Vater Bouchet, Mißionar der Gesellschaft Jesu, über die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit der Lehre von der Seelenwanderung unter den Indiern, mit dem System des Pythagoras und Plato über denselben Gegenstand. *)

Ich bin, sagt Bouchet, schon längst mit den Meynungen der Braminen bekannt; habe mehrere Werke gelehrter Indier gelesen, mich öfters mit ih-

*) Der gute Vater hat die Seelenwanderung nur von der groben Seite, d. i. von der, wo sie durch Fabeln und Zusätze verfälscht worden ist, genommen. Man muß schon einen Unterschied unter der Lehre des Pythagoras und der Pythagoräer machen, die die Grundsätze ihres Lehrers nicht mehr so rein überlieferten, als sie sie erhalten hatten; wi groß muß also nicht der Unterschied zwischen der Lehre des Pythagoras, und der der Indier von der Seelenwanderung, seyn? und gegen diese letztere hatte der Vater gut streiten; das was er zur Bestreitung dieser Lehre beybringt, können wir also nicht für Widerlegung der ersten reinen Lehre von der Seelenwanderung, sondern nur für eine solche annehmen, die gegen die gröbere verunstaltete Lehre der Indier gerichtet ist. Gegen den Satz, auf welchen sich doch die Lehre von der Seelenwanderung hauptsächlich mit

ren geschicktesten Lehrern unterhalten, und aus jener Lectüre sowohl als aus dem Umgange mit diesen alle Kenntnisse geschöpft, die zur Ergründung ihres Systems von der Seelenwanderung erforderlich sind.

Ich erstaunte gleich anfangs, als ich bey Lesung ihrer Bücher fand, daß die Indier fast alle Irthümer der alten Schriftsteller entweder selbst erfunden oder aufgenommen haben. Viele halten die Seelen für ewig; andere für Theile der Gottheit selbst. Fast alle sind von ihrer Unsterblichkeit überzeugt; aber sie beweisen diese Unsterblichkeit nur durch die Metempsichosis oder die Seelenwanderung.

Es ist schwer zu begreifen, wie eine so schimerische Idee sich durch ganz Asien verbreitet hat. Ohne der Indier dissеits des Ganges zu gedenken, ist ein Theil der Völker von Aracan, Pegu, Siam, Cambaja, Tunkin, Cochinsina, Sina und Japan dieser lächerlichen Meynung zugethan, und

zu gründen scheint, daß die Seelen ein Ausfluß aus der Substanz Gottes wären, hat der Pater nicht, oder nur sehr mager und trivial geantwortet. — Das abgerechnet, bleibt doch dieser Aufsatz immer ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte religiöser Meynungen und der menschlichen Cultur; da er die Ueberbleibsel einer der ältesten und allgemeinsten Lehren enthält, die noch jetzt im Orient im Schwange geht, mit Dank angenommen, und aufbewahrt zu werden verdient, obgleich, seit der Pater schrieb, mehrere und ausführlichere Werke und Sammlungen, von der Religion der Indier, besonders in neuen Zeiten, erschienen sind.

unterstützen sie mit den nemlichen Gründen, deren sich die Indier bedienen.

Als der heil. Franc. Xaverius den Glauben in Japan predigte, sagte der berühmteste Bonze im Lande, der sich mit dem Heiligen am Hofe des Königs von Bungo befand, mit zuversichtlicher Mine zu ihm: „Ich weiß nicht ob du mich kennst, oder besser, ob du mich noch kennst;“ und nachdem er mehrere seltsame Dinge, die man in der Geschichte dieses Heiligen lesen kann, vorgebracht hatte, setzte er hinzu: „Höre zu, du „sollst Wunderdinge vernehmen und dann mir eins „gestehen, daß wir weit mehr Wissenschaft von „vergangenen Dingen haben als ihr andern von „den gegenwärtigen habt. Wisse also, daß die „Welt keinen Anfang gehabt hat, und daß die „Menschen, im eigentlichen Verstande, nicht ster„ben, die Seele sich blos vom Körper, in welchen „sie eingeschlossen war, trennt, und daß, während „der Fäulung desselben in der Erde, sie wieder ei„nen andern frischen und kraftvollen Körper sucht, „bald von dem edelsten, bald von unvollkommenen „Geschlecht, je nach den verschiedenen Constellatio„nen des Himmels, und den verschiedenen Aspecten „des Monds.“

Die verschiedenen Nachrichten, die wir von Amerika haben, versichern uns, daß man auch hier Spuren der Seelenwanderung antreffe. Wer konnte doch diese thörigte Einbildung zu Völkern bringen,

die der übrigen Welt so lange unbekannt geblieben sind? *) Wir erstaunen weniger darüber, daß sich diese Lehre in Afrika und Europa verbreitet hat. Die Egyptier können sie den Afrikanern gelehrt haben; Pythagoras, das Oberhaupt der italienischen Sekte, hatte sie unter mehrere Nationen gebracht, besonders nach Gallien, wo sie die Druiden als die Grundlage ihrer Religion ansahen; sie floß sogar mit in die Staatskunst über. Die Generale der Armee, welche ihren Soldaten die Verachtung des Todes einflößen wollten, versicherten sie, daß ihre Seelen nicht so bald ihren Körper verließen, als sie sogleich wieder andere Körper belebten. So spricht Julius Cäsar (im 6ten Buche) davon, wenn er den Lehrsatz der Druiden erklärt: Non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios, atque hoc maxime ad virtutem excitari putant metu mortis neglecto.

Dieser monströse Lehrsatz wurde zu Anfang der wachsenden von den mehresten Ketzern, als Simoniden, Basilidianern, Valentinianern, Marcioniten, Gnostikern und Manichäern, gelehrt. Sogar die Juden, die doch das göttliche Gesetz erhalten hatten, und deswegen von der Gottlosigkeit eines solchen Systems hätten überzeugt

*) Der Vater redt, als ob Frankreich den größten Theil des festen Landes auf dem Erdboden einnähme, und als ob alle Welt von da aus wäre unterrichtet worden, und das vor kurzem.

seyn sollen, liessen sich demungeachtet dadurch hintergehen, wie solches Tertullian und der heilige Justin in seinen Dialogen anführt. Man liest im Talmud, daß die Seele des Abel in den Körper des Seth und in der Folge in den Körper des Moses übergewandert sey. Der heil. Hyeronymus führt auch an, daß einige Juden, unter andern Herodes, sich eingebildet hätten, daß die Seele des heil. Johannes in den Körper Jesu Christi übergegangen wäre. So weit griff eine so ausschweifende Meynung um sich.

Es ist gar nicht leicht, bis auf den Ursprung dieser Lehre hinauf zu steigen, und zu entscheiden, welches die ersten Urheber derselben gewesen sind. Herodes, der heil. Clemens von Alexandrien und andere gelehrte Männer haben geglaubt, daß dieselbe von den alten Egyptiern gelehrt worden, und von ihnen zu den Indiern und dem übrigen Asien übergegangen sey. Andere hingegen eignen die Erfindung dieser Lehre den Völkern Indiens zu, die sie dann den Egyptiern mitgetheilt hätten; denn beyde Nationen standen einmal in einem eingerichteten Handel und Verkehr unter sich. Plinius und Solinus geben den Weg, den man jährlich hielt, um von Egypten nach Indien zu kommen, sehr genau an. Philostrat versichert, daß Pythagoras der Erfinder dieses Systems sey, daß er es auf einer Reise nach Indien den Braminen mit-

getheilet habe, und daß es von diesen nach Egypten sey gebracht worden.

Dem sey nun wie ihm wolle, so wird diese Frage noch lange unentschieden bleiben. Liesse man es aber hier auf einen Ausspruch der indischen Zeitrechnung ankommen, so würde diese Frage bald entschieden seyn. Denn sie zählt mehrere Jahrtausende von der Zeit an, da diese Meynung in Indien in Schwung gekommen ist. Allein zum Unglück ist die Zeitrechnung dieser Völker mit so vielen Unrichtigkeiten angefüllt, daß sich gar nicht darauf bauen läst. Es ist also noch immer wahrscheinlicher zu glauben, so wie es auch mehrere alte Schriftsteller ausdrücklich gesagt haben, daß Pythagoras oder Plato alles was sie von der Seelenwanderung lehren, eher aus Egypten als aus Indien erhalten haben.

Die Indier verstehen, so wie die Pythagoräer, unter Seelenwanderung, den Uebergang einer Seele in mehrere Körper, die sie successiv beseelt, um die ihr eigenthümlichen Funktionen darin zu verrichten. Anfangs schränkte man den Uebergang der Seelen nur auf menschliche Körper ein; in der Folge dehnte man ihn weiter aus, und die Indier thaten in dieser Rücksicht noch mehr als die Schüler des Pythagoras und Plato.

1. Die Pythagoräer gründeten bey der Festsetzung ihres Systems ihren vornehmsten Beweis

auf die Auctorität ihres Meisters: seine Worte waren für sie Orakel; es war nicht einmal erlaubt, Zweifel über etwas zu hegen, das dieser grosse Philosoph behauptet hatte; und wenn andere minder gelehrige Philosophen einige seiner Meynungen anfochten, so glaubten seine Schüler sehr gründlich zu antworten, wenn sie sagten, daß ihr Meister es so gelehrt habe. Und man kann in der That nicht leugnen, daß dieses hohe Ansehn, das sich Pythagoras erworben, auf festem Grunde geruhet habe; denn er war es, der alle Wissenschaften vollkommner machte, die zu seiner Zeit in Unordnung und Verwirrung lagen.

Eine ähnliche Antwort geben auch die Indier, wenn man sie auf die Ungereimtheiten zurückführt, die aus ihrem System folgen. Bruma, sagen sie, ist der erste der drey Götter, die man in Indien anbetet: er ist es, der diese Lehre gelehrt hat; sie ist also untrüglich. Bruma ist der Urheber des Vedam, d. i. des Gesetzes, das nicht trügen kann. Bruma ist Abaden, d. i. der wesentlich übereinstimmend mit der Wahrheit spricht, und dessen Worte alle Orakel sind. Er besitzt eine uneingeschränkte Kenntniß alles dessen, was gewesen ist, was ist und noch seyn wird; er ist es, der alle Zufälle, alle Umstände des Lebens eines jeden Menschen aufzeichnet; er ist, die alle Wissenschaften gelehret hat; wenn die Braminen die Wahrheit kennen, wenn sie in der Astronomie und in den

andern Wissenschaften geschickt sind, so haben sie solches einzig dem Bruma zu danken. Kann man, fügen sie hinzu, nach alle diesem an der Wahrheit der Lehre von der Seelenwanderung zweifeln, da wir sie vom Bruma empfangen haben?

2. Die Schüler des Pythagoras musten eine gewisse Anzahl von Jahren hindurch das Stillschweigen beobachten, ehe ihnen erlaubt wurde ihre Zweifel vorzutragen; hernach aber hatten sie die Freyheit, Einwendungen zu machen und ihren Meister darüber zu befragen. Einige seiner Schüler, die ihre Probezeit vollendet hatten, fragten ihn einst, ob er sich erinnere, zu einer andern Zeit gelebt zu haben. Er antwortete ihnen, indem er seine Genealogie also vorstellte: Ehemals bin ich in der Welt unter dem Namen des Etalides, eines Sohns des Merkur, erschienen, von welchem ich mir die Gnade erbat, mich aller der mannichfaltigen Veränderungen, die mir begegnen könnten, wieder zu erinnern. Er verwilligte mir diese ganz besondere Gunst; und seitdem ward ich in der Person des Euphorbus geboren, und in der Belagerung von Troja durch den Menelaus getödtet. Hierauf beseelte ich einen neuen Körper und ward unter dem Namen des Hermetimus bekannt; dann ward ich ein Fischer auf der Insel Delos, den man Pyrrhus nannte; endlich bin ich gegenwärtig Pythagoras.

Da man aber den Schülern dieses Philoso-phen nicht immer auf ihr Wort glaubte, wenn sie ein solches Privilegium der Wiedererinnerung zu besitzen vorgaben, so bewiesen sie solches durch Anführung mancherley besonderer gleich fabelhafter Umstände. Ein Beweis, sagten sie z. B. daß unser Meister würklich unter dem Namen Euphorbus erschienen sey, ist, daß als er in den Tempel der Juno in Euböa ging, er sein eigenes Schild, welches die Griechen dieser Göttin geweihet hatten, wieder erkannt hat. Diese Fabel wurde von den Pythagoräern so oft wiederholt, daß sie Ovid in seinen Verwandlungen in Anwendung bringt, indem er den Pythagoras sagen läßt:

Ipse ego nunc memini Trojani tempore belli.
Panthoïdes Euphorbus eram. *)

Mit Vergnügen liest man die scharfsinnige Widerlegung des Tertullian von dieser Fabel: da hier aber nicht der Ort ist, wo man sie beybringen könnte, so begnüge ich mich zu untersuchen, was man dem Aehnliches bey den Indiern findet.

Sie haben achtzehn sehr alte Bücher, die sie Puranangöl nennen. Obgleich diese Bücher Fabeln enthalten, deren eine immer gröber ist als die andere, so sollen sie doch, ihrer Meinung nach, unwidersprechliche Wahrheiten in sich fassen. In

*) Lib. 15.

diesen Puranaanen liest man nun hundert Züge von Geschichten, die denen gleichen, welche die Pythagoräer von ihrem Meister erzählen. Mehrere große Männer führen darin die verschiedenen Gestalten an, unter welchen sie in verschiedenen Reichen schon mehrmal erschienen sind; sie lassen sich in ein Detail der kleinsten Umstände ein: sie sagen, z. B. man würde an gewissen Orten, die sie angeben, die Schätze, Waffen, eiserne Instrumente und hundert andere dergleichen Sachen, die ihnen gehört hätten, wieder finden; woraus sie beweisen wollen, daß sie sich alles dessen, was sie in ihrem vorhergegangenen Leben gethan hätten, wieder erinnerten. Man findet in diesen Büchern auch die verschiedenen Veränderungen ihrer Götter. Mit Bruma machen sie den Anfang, und sagen, er habe sich unter tausend verschiedenen Gestalten gezeigt; die Verwandlungen des Wischtnu sind darin fast unzählig. Sie erwarten auch noch eine Verwandlung desselben, die sie Kelki-Wadaran, d. i. Wischtnu in ein Pferd verwandelt nennen. Noch erzählen sie sehr viel andere Veränderungen des Ruttiren, wovon ich, so wie von den mancherley Metamorphosen ihrer Göttinnen in der Folge zu reden Gelegenheit haben werde. Ausser diesen haben sie noch ein anderes Buch Bruma-Puranam genannt, worin sich eine ungeheure Menge von Wanderungen der Seelen in menschliche und thierische Körper befindet.

Die Anbeter des Wischtnu geben vor, dieser Gott erhelle durch ein himmlisches Licht einige auserwählten Seelen seiner Andächtigen, und lasse sie die verschiedenen Verwandlungen erkennen, die sie in den Körpern, die sie beseelt haben, durchlaufen sind. Die eifrigen Diener des Ruttiren aber, versichern, daß dieser eingebildete Gott mehrern unter ihnen die verschiedenen Zustände offenbare, worin sie sich in den mancherley Wanderungen ihrer Seelen befunden haben.

3. Die Indier und Pythagoräer nehmen, um ihre Meynungen zu erklären, ihre Zuflucht zu Vergleichungen, doch mit dem Unterschiede, daß diese sie nur brauchen, um ihren Gedanken mehr Deutlichkeit und Klarheit zu geben, anstatt daß jene sie als offenbare Beweise ihrer Behauptungen ansehen.

Die Seele, sagen die Indier, ist im Körper, wie ein Vogel im Käfig; dies ist die erste Vergleichung die sie machen; sie halten sich aber nicht lang dabey auf, weil der Unterschied in der That zu leicht in die Augen springt. Aber folgende drey andere halten sie für vortreflich um für desto überzeugender, da jede derselben durch das Ansehn eines Dichters unterstützt wird: denn bey den Indiern gibt ein Vers, wenn er auch ganz zur Unzeit allegirt wird, dem Räsonnement, ein großes Gewicht, und wenn der allegirte Vers ein Gleichniß enthält, das nur einigermaßen einige Umstände des Gegen-

standes von welchem die Rede ist, zu erklären scheint, so muß auch der beste Grund jederzeit demselben nachstehn.

Die zwote Vergleichung, deren sie sich zu Unterstützung ihrer Meynung von der Metempsychosis bedienen, ist diese. So wie der Mensch sich in einem Hause befindet, das er bewohnt, und Sorge trägt, das was daran baufällig wird, wieder auszubessern; so befindet sich auch die Seele in dem Körper; sie bewohnt ihn, denkt auf seine Erhaltung und auf die Wiederherstellung der Kräfte, wenn sie geschwächt werden. Ferner; so wie der Mensch sein Haus verläst, wenn es nicht mehr bewohnbar ist und in ein anderes zieht; so verläst auch die Seele ihren Körper, wenn ihn Krankheit oder andere Zufälle auser Stand setzen, beseelt zu seyn, und setzt sich in den Besitz eines andern Körpers. Endlich, so wie der Mensch, wenn er aus seinem Hause will, aus demselben herausgeht, und auf gleiche Weise in dasselbe zurückkehrt, wenn er wieder hinein will; so gibt es auch grosse Leute, deren Seele die Macht hat, sich von ihrem Körper zu trennen, um wieder in denselben nach Gefallen zurückzukehren, nachdem sie mehrere Oerter des Universums durchlaufen ist. Freylich gebe es wenig solcher privilegirter Seelen, aber man finde doch dergleichen, und die Puranams lieferten ihnen Beyspiele davon.

Un-

Unter diesen Beyspielen wähle ich eines, das sehr berühmt ist. In dem Leben des Vieramarken, eines der mächtigsten indischen Könige, liest man, daß ein Prinz eine Göttin, deren Tempel abgesondert und verborgen stand, gebeten habe, ihn das Mandirangöl zu lehren, d. i. ein Gebet, das die Kraft hat, die Seele von dem Körper los zu machen, und sie, wenn sie es verlange, wieder in denselben zurückkehren zu lassen. Er erhielt die gebetene Gnade; aber zum Unglück hörte der Bediente, der ihn begleitete, und an der Thür des Tempels stand, das Mandirangöl, lernte es auswendig, in der Absicht, sich dessen bey günstigen Umständen zu bedienen.

Da dieser Prinz ein uneingeschränktes Vertrauen auf seinen Diener setzte, so eröfnete er ihm die Gnade, die er erlangt hatte, ob er sich gleich sehr hütete, ihn das Mandiran selbst wissen zu lassen. Nun trug sichs öfters zu, daß der Prinz sich an einem abgelegnen Ort verbarg, um seiner Seele freyen Lauf zu lassen, nachdem er zuvor seinem Bedienten nachdrücklich befohlen hatte, seinen Körper so lange sorgfältig zu bewachen, bis er wieder zurückkäme. Er sprach hierauf sein Gebet ganz leise und seine Seele schwebte, nach ihrer Trennung vom Körper, bald da bald dorthin, und kam hernach wieder zurück. Eines Tags, als der Bediente bey dem Körper seines Herrn Wache hielt, fiel ihm ein, dasselbe Gebet herzusagen, und sogleich entschloß sich seine Seele, nach der Trennung von ihrem Körper in den Körper des Prinzen überzugehen. Das erste was dieser falsche Prinz that, war, daß er

seinem vorigen Körper den Kopf abschnitt, damit sein Herr nicht auf die Gedanken gerathen möchte, ihn zu beleben. Auf diese Weise ward der wahre Prinz genöthiget, den Körper eines Papageyen zu beseelen, in welchem sie in ihren Pallast zurückkehrte.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Indier sich einbilden, große Männer unter ihnen hätten diese Macht gehabt, ihre Seelen so von ihren Leibern zu trennen. Plinius *) erzählet in seiner Naturgeschichte, daß ein gewisser Hermotimus dieses wunderbare Geheimniß, seinen Körper, so oft er gewollt, zu verlassen, besessen habe; daß seine so von ihm geschiedne Seele, in verschiedne Länder ausgegangen und wieder in ihren Leib zurückgekehrt wäre, um die Dinge zu erzählen, die sich in den entferntesten Ländern zugetragen hätten. Freylich ist Plutarch dieser Meinung nicht, und behauptet, daß die Seele dieses Hermotimus, den er Hermodor nennt, sich nicht würklich von ihrem Leibe getrennet habe; sondern er meint, daß nur ein Genius beständig um ihn gewesen sey, der ihn von allem, was an andern Orten geschehen, benachrichtiget habe.

Das was der heilige Augustin in seinem Buche von der Stadt Gottes (B. 14. Kap. 24) erzählt, scheint sonderbar genug zu seyn. Ein Priester, genannt Restitutus aus dem Kirchsprengel von Calamo, sagt dieser heilige Lehrer, konnte sich nach seinem Gefallen in einen Zustand versetzen, der dem eines todten Menschen vollkommen ähn-

*) Lib. 7.

lich war. Man mochte ihn alsdann schlagen, stechen, sogar brennen, so sehr man wollte, er hatte alle Empfindung verlohren, und man spürte nicht das geringste Merkmal von Athemholen an ihm: er merkte nicht einmal, daß er war gebrannt worden, als an den zurückgebliebnen Wunden. Zuletzt gelangte er zu einer solchen Gewalt über seinen Körper, daß er sich, wenn man ihn darum bat, allen Gebrauch seiner Sinne untersagte. Ein Beyspiel von dieser Beschaffenheit würde in dem Munde eines Indiers ein Beweis seyn, dem man nichts entgegen stellen könnte. Wenn er einen ähnlichen Fall erzählt hätte, würde er hinzusetzen: Seht ihr nun, daß es wahr ist, daß die Seelen ihre Leiber auf eben die Art bewohnen, wie die Menschen ihre Häuser!

Das dritte Gleichniß, dessen sich die Indier bedienen, ist von dem Schiffe und dessen Steuermann hergenommen. Der Steuermann, sagen sie, ist der Meister des Schiffs, er regiert es nach seinem Gefallen, er führt es nach den entferntesten Ländern, läst es in die Flüsse einlaufen, Inseln umfahren, in alle Häfen an den Ufern des Meeres einlaufen; ist es an irgend einem Theil schadhaft geworden, so bessert er es aus, und verläßt es, wenn seine Breter verfaulen und einen nahen Schiffbruch drohen. Auf gleiche Art befindet sich die Seele im menschlichen Leibe, sie führt ihn allenthalben hin, läst ihn lange Reisen thun; führt ihn in Städte, läßt ihn auf und abwärts steigen, fortgehn und ausruhen; wenn er krank ist, sucht er Mittel auf, die geschickt sind seine Kräfte wie-

der herzustellen. Ist aber dieser Leib auf dem Punkt ganz zu Grunde zu gehn oder seine Organen abgenuzt und in Verwirrung, so verläst sie ihn, um einen andern zu suchen, den sie so wie den vorigen regieren könne.

Endlich vergleichen die Indier die Seelen in den Körpern auch mit einem im Gefängnis befindlichen Menschen. Dieses Gleichnis sezt dasjenige voraus, wovon ich weiter unten reden werde, daß nemlich die Seelen, die successiv in verschiedene Körper übergehen, darin zurückgehalten werden, um die Sünden zu büßen, die sie in einem andern Leben begangen haben. Um diese Behauptung zu beweisen, sagen sie, daß die untergeordneten Götter, ungeachtet sie sehr weit über den Menschen stünden, selbst verbunden wären, Körper zu beseelen, um die Sünden des vorigen Lebens auszusöhnen. Sie wissen dabey eine unsägliche Menge von Historien zu erzählen, unter andern auch die, welche man in dem Leben des Tarma-Rajakels, sonst auch der **Baradam** genannt, findet. Hier ist sie.

Arischenen war einer der fünf Könige, die sich in Indien berühmt gemacht haben. Dieser Fürst hatte einen Sohn, den er zärtlich liebte: man hieß ihn Abimanien. Dieser geliebte Sohn starb, nachdem er mancherley Schicksale erfahren hatte. Der Schmerz über diesen Verlust brachte den Vater zur Verzweiflung. Wischtnu, in Krischtnen umgestaltet, erbarmte sich aus Mitleid des kummervollen Vaters, und führte ihn in eines der fünf Paradiese, wo Arischenen seinen Sohn

mit Ruhm umstralt erblickte. Er wollte ihn umarmen und bey ihm bleiben; aber man ließ ihn sich entfernen und Abimanien redete ihn so an: „Ehedem verfiel ich, so sehr ich auch Gott war, in eine „große Sünde: um sie zu büssen, ward ich verdammt „zum Gefängnis in einem menschlichen Leibe; jetzt, „da ich für dieses Verbrechen Genugthuung geleistet und mich vollkommen gereiniget habe, siehst „du mich mit Ehre erfüllt, wie ich zuvor war.“ Denn, sagen die Indier, wenn die Götter selbst verbunden sind, Körper zu beleben, um sich zu reinigen und in diesen Gefängnissen Buße zu thun; könnt ihr da wohl zweifeln, daß die Seelen, nach ihrer Versündigung in einem vorigen Leben, ebenfals verpflichtet sind, in den Körpern, die sie beleben, als in so viel Gefängnissen zu wohnen? Wenn diese Körper in verächtlichen Casten gebohren w.rden, wenn sie Krankheiten oder andern Gebrechen unterworfen, oder von der Natur vernachläßigt sind, so geschieht dieses alles, damit sie die Sünden des vergangenen Lebens aussöhnen können.

Die Platoniker bedienten sich desselben Gleichnisses; Plato hatte es von dem Pythagoras und Empedokles entlehnt, und Pythagoras solches vom Orpheus erhalten. Unter den ersten Christen fanden einige, die, ehe sie das Christenthum annahmen, in der Schule des Plato waren erzogen worden, in den heiligen Stellen, die ihnen jene Meinung zu unterstützen schienen, die sie aber nur nach einem metaphorischen Sinn hätten verstehen sollen. Die heiligen Väter führen in dieser Rücksicht Stellen an, die von den Origenisten übel

ausgelegt worden sind. Der h. Epiphanius z. B. sagt, daß die Nachfolger des Plato die Worte des Propheten (im 141 Psalm) Herr, führe meine Seele aus dem Gefängnis, buchstäblich nähmen. Der heilige Hyeronimus bemerkt, daß sie die Worte des heiligen Paulus (Röm. 7. v. 24.) Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes, eben so verstanden hätten. Darf es uns also Wunder nehmen, daß die Indier so fest an diesem Gleichnisse kleben, da Philosophen, die sich Christen nannten, sich desselben in eben dem Sinne, wie die Platoniker bedienten?

4. Nicht genug, daß die Indier die Seelen in verschiedene Cörper überwandern lassen, sie nehmen auch eine Seelenwanderung in thierische Körper und alle sinnliche Gegenstände an. Sie versichern sogar, daß die Welt ihre Gestalt mehrmal verändere, und dieses geschieht, ihrer Meinung nach durch so viel Auswanderungen. Um aber dieses System der Indier noch mehr ins Licht zu setzen, muß ich die Uebereinstimmung ihrer Meinung von der Schöpfung der Welt mit der Meinung, die die Schüler des Pythagoras und des Plato davon hegen, zeigen.

Diese zween Philosophen haben, wie solches die heil. Väter angeben, vieles in ihre Philosophie mit hinübergezogen, was sie in jüdischen Schriften von Moral und der Art und Weise, wie die Welt sich seit so viel Jahrhunderten gebildet hat, fanden. Hierin liegt der Grund der Uebereinstimmung zwischen dem Anfange der Genesis bey Moses und zwischen mehrern Stellen des Plato, die

den Numenius auf den Gedanken brachte, daß Plato nichts anders als Moses sey, der griechisch spräche. Quid est Plato, Moyses atticissans?

Und würklich glaubte Plato, daß die Welt durch die Allmacht Gottes geschaffen worden und der Verderbnis unterworfen sey; daß Gott unumschränkter Herr aller Dinge und der Vater der Untergottheiten sey, daß er sich aber dieser Götter bedienet habe, um alle Wesen zu bilden und vollkommen zu machen. Die ersten Ketzer, als z. B. Menander, ein Schüler Simons des Zauberers, dachten fast eben so und behaupteten, die Welt sey durch die Engel geschaffen worden. Saturnin sagte, daß ihrer unter andern sieben gewesen wären, die sich mit diesem großen Werk beschäftigt hätten. Alle diese Ketzer der ersten Jahrhunderte, die ganz närrisch für den Platonismus eingenommen waren, wendeten das, was dieser Philosoph von den Untergöttern sagte, auf die Engel an. Wenn Seneca die Meinung der Platoniker erklären will, so sagt er, daß Gott die Untergötter geschaffen habe, um die Verwalter und Diener seines Reichs zu seyn, und dasselbe zu vollkommnen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Stellen in den Werken des Plato anführen wollte, welche beweisen, daß dieses seine Meinung sey.

Auf dieselbe Art erklären auch die Indier die Schöpfung der Welt. Gott, der die ganze Ewigkeit hindurch, als weder Himmel noch Erde war, in sich selbst bestand, schuf durch seine Allmacht, die die Indier Paraschatti d. i. unumschränkte Gewalt, nennen, den Bruma, (Unwis-

sende haben jenen Ausdruck personificirt und glauben, daß Paraschatti die Mutter der Götter sey;) er habe sich seiner zur Hervorbringung der andern Wesen bedient; hierauf schuf er den Wischtnu, der der Gott, Erhalter aller Wesen ist; dann den Gott Ruttiren, der diese Wesen vernichtet, damit sie Bruma mit desto größerm Glanze wieder erscheinen lasse. Kann dieses Geschäft der Untergötter, welche durch die unumschränkte Macht des Herrn aller Wesen geschaffen worden, mit der Idee des Plato übereinstimmender seyn, welcher sagt, daß Gott die Untergötter geschaffen und angestellet habe, die sichtbare Welt zu bilden und zu vervollkommnen?

5. Nach der Lehre dieses Plato ist die erste aller Seelenwanderungen die der Welt, die einmal ihr Ende erreichen und einer andern Welt Platz machen soll. Der Gedanke dieses Weltweisen ist, daß, so wie die Seelen neue Körper belebten, auch neue Welten seyn würden. Und die Neu-Platoniker geben sich würklich viel Mühe, gesunden Verstand in diese Worte zu bringen; können sie aber wohl läugnen, daß dieses die Meinung der Origenisten gewesen sey? und haben nicht die Origenisten diese Idee von einer Welterneurung aus dem Plato geschöpft? Man darf nur das lesen, was Origenes im fünften Kapitel des dritten Buchs seiner Prinzipien gesagt hat. Er trägt einen Einwurf vor, den man ihm darüber machen könnte, daß er sage, die Welt habe in der Zeit angefangen. Ihr werdet mich fragen, sagt er, was Gott gemacht habe, ehe er die Welt geschaffen? Es wäre lächerlich, wenn man antworten wollte, er sey träg

und faul gewesen: denn nichts streitet so sehr wider Gottes Natur, als wenn man dächte, seine Güte habe das, was er könne, nicht machen, und seine Allmacht es nicht ins Werk setzen wollen. Demnach antworten wir, sagt dieser Lehrer, der Regel der Gottesfurcht gemäs, daß Gott nicht erst damal, als er die Welt schuf, zu würken und thätig zu seyn angefangen habe; sondern wir glauben, daß, so wie nach dieser Welt, worin wir sind, eine andre folgen wird, auch vor dieser auf gleiche Art mehrere andere vorhergegangen sind. Diese Worte begünstigen die Lehre von neuen auf einander folgenden Welten deutlich genug und man sieht es ihnen an, daß sie Origenes aus dem Plato gezogen hat, welches ihm auch mehrere heilige Väter vorwerfen; und da nach der Behauptung des Plato, diese Welten immer durch die große Weltseele beseelt worden, kann man wohl zweifeln, daß die Platoniker eine Seelenwanderung in Ansehung mehrer Welten annehmen? Hierbey ist aber dieses besonders auffallend, daß Origenes, der für diese platonische Ideen ganz eingenommen war, einige Stellen der heiligen Schrift misbrauchte, um eine so lächerliche Lehre zu beweisen. Er wendete z. B. jene Stelle beym Jesaias, wo Gott sagt, daß er einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen werde, und jene andere im Prediger Salomo's darauf an: „Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird; und geschieht nichts neues unter der Sonne. Geschieht auch

auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe das ist neu? denn es ist vor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind."

Dieses ist die Meinung der Indier; sie bilden sich ein, diese Welt werde ein Ende haben und Gott eine neue schaffen: sie bestimmen sogar die Zeit, wann diese Veränderung geschehen soll; denn sie geben vor, daß nach Vollendung der vier Alter, des goldnen, silbernen, kupfernen und eisernen, ein Lebenstag des Bruma, der hundert Jahre dauern solle, kommen, und nach Verlauf dieser vielen Jahre, die Welt durch Feuer untergehen werde. Merkwürdig ist es indessen, daß beynahe alle Nationen in Ansehung der Art, wie die Welt untergehen werde, mit einander übereinstimmen. Es ist dieses eine Sage, die sich die alten Philosophen einander überliefert haben, und Ovid sagt in bestimmten Ausdrücken, es sey durch die Macht des unvermeidlichen Schicksals beschlossen, daß Himmel, Meer und Erde durch das Feuer verzehrt werden sollten.

Esse quoque in fatis reminiscitur, affore tempus,
Quo mare, quo tellus, correptaque Regia coeli,
Ardeat.

Wenn also diese Welt durch Feuer zerstöret worden ist, so wird er auf eben die Art, wie er diese erschaffen hat, eine neue entstehen lassen, und diese wird wieder erneuert werden; ja, es war so gar vor der jetzigen Welt, in der wir uns befinden, schon eine andere, und vor dieser letztern, eine noch ältere. So, sagen, muß man

räsonniren, und so immer höher hinaufsteigen, wo man verschiedene Welten finden wird, deren eine immer älter ist als die andere. Ich finde nur einen Unterschied zwischen beyden Meinungen; nemlich, die Platoniker und Pythagoräer glaubten, daß nur eine Welt zu einer und derselben Zeit sey, die Indier hingegen nehmen deren vierzehn an. Man kann sie beyde inzwischen leicht vereinigen; denn die Indier gestehen, daß diese vierzehn Welten nur eine einzige ausmachen, weil sie sämmtlich in einem Ey, oder, wie andre sagen, im Bruma eingeschlossen sind. Auch dies ist noch bemerkenswerth, daß fast Nationen der Meinung sind, die Welt gleiche einem Ey. So stellten die alten Egyptier die Welt vor, und ohne Zweifel haben alle Nationen diese Idee von ihnen erhalten. Die Indier setzen hinzu, daß dieses Ey, das alle Welten einschlösse, durch den Gott Bruma, der sich über dem Wasser befand, gebildet worden. Die Platoniker sagten auch, Gott sey über dem Wasser; sollten sie hier nicht die Stelle der heil. Schrift: der Geist Gottes schwebte über dem Wasser, gemißbraucht haben?

6. Aber wie lange wird die Welt, bis zur Erscheinung einer andern dauern? Sie wird, antworten sie, so lange dauern, bis Bruma von neuem erscheint und alle Wesen in den nemlichen Zustand zurückkommen, in welchem sie anfangs erschienen sind. Dieses stimmt mit dem großen platonischen Jahre, das sechs und dreyßig Jahre dauern soll, überein. Die Platoniker sagen, daß alles, was während dieses langen Zeitraums geschehen sey,

sich alsdann erneuren würde, und die Seelen wieder in die Körper zurückkehren würden um ein neues Leben anzufangen; Sokrates würde abermal durch den Amytas und Melitus angeklagt werden; die Athenienser würden ihn zum Tode verurtheilen; es werde sie hernach wieder gereuen, und sie würden die Ankläger hart bestrafen. Was sie vom Sokrates sagen, muß auch von andern Menschen und von allen in der Geschichte so berühmten Begebenheiten verstanden werden.

7. Die Seelenwanderung betrift, nach der Meinung der Indier, nicht blos die Menschen, sondern auch die Götter selbst. Zwar bekennen sie, daß der unumschränkte Gott, der Schöpfer der Götter, der Gestirne und aller Wesen diesen verschiedenen Veränderungen nicht unterworfen sey; aber außer den Untergöttern, von welchen wir in der Folge reden werden, haben sie drey Hauptgötter, die sie mit dem höchsten Gott vermischen; nemlich, Bruma, Wischtnu und Ruttiren; und diese drey untergeordneten Götter der ersten Ordnung haben verschiedene Menschen : und Thier: Körper beseelt. Bruma den Körper eines Hirsches und eines Schwans; Wischtnu, am meisten der Seelenwanderungen gewohnt, ist unter der Gestalt des Matscham, d. i. eines Fisches erschienen: dieses geschahe, sagen einige, zur Zeit der Sündfluth, wo dieser Gott die Barke führte, in welche sich das menschliche Geschlecht rettete: hierauf ward er Curman, d. i. eine Schildkröte, um die wankende Welt zu unterstützen: er nahm auch die Gestalt eines Schweins um Ruttirens

Füße zu finden, der sich versteckt hatte; dann die Gestalt des Narasingam, d. i. halb Mensch halb Löwe, um einen seiner Anbeter zu vertheidigen und Franien zu tödten. Endlich hat er auch den Leib eines Braminen, eines berühmten Königs, genannt Ramen u. s. w. beseelt. Ruttiren hat sich ebenfals mehrmal verwandelt; aber die allerseltsamste Verwandlung ist die des Lingam, der die verruchte Sekte der Linganisten hervorgebracht hat.

Die Göttinnen, Weiber dieser drey Götter haben ähnliche Verwandlungen erlitten. Parradi, die Frau des Ruttiren stürzte sich aus Verzweiflung, weil ihr Vater ihren Gemal nicht mit zu einem berühmten Opfer, zu welchem alle Götter eingeladen worden waren, gebeten hatte, ins Feuer, von welchem sie verzehrt wurde; ein Gebürg in Norden gebahr sie hierauf wieder, und sie heyrathete den Ruttiren zum zweyten mal.

Die verschiedenen Wiedergeburten der Lakehumi, der Frau des Wischtnu, sind berühmt. Sie ward damal geboren, als die Götter und Riesen den berüchtigten Berg Merua im Meere umkehren ließen: es kamen die wunderbarsten Dinge daraus hervor; aber das vortreflichste unter allen war Lakehumi, die alle Götter durch ihre Schönheit verblendete, und mit ihrer Einwilligung dem Wischtnu gegeben wurde. Lange hernach gebahr sie eine Frucht, deren unbeschreiblich süßer und angenehmer Geruch sich zehn Meil im Umkreis verbreitete. Diese junge Tochter ward von einem Bussenden, Namens Vedamamuni, der hernach in den Ramen, einen in der alten indischen Ge-

schichte berühmten König, verwandelt wurde, erzogen. Diese Prinzessin hieß damal Sida; sie verrichtete am Ufer des Meeres eine sehr harte Buße, indem sie auf einen Mastbaum stieg und darunter ein sehr heftiges Feuer unterhielt. Der Ruf von ihrer Schönheit kam zu den Ohren eines Riesen, der König von Ceilan war. Er begab sich nach dem Orte ihres Aufenthalts in der Absicht sie zu heyrathen. Da ihr aber ein solcher Antrag nicht gefiel, so stürzte sie sich ins Feuer, und verwandelte sich in Asche. Die Pönitenz blieb indessen nicht ohne guten Erfolg; denn Vedamamuni sammelte ihre Asche und verschloß sie in ein goldnes Rohr, das mit Diamanten und köstlichen Edelsteinen von unschäzbaren Werthe gezieret war. Dieses Rohr trug man zu dem Riesen Ravanen, der es in seinen Schatz bringen ließ. Einige Zeit hernach hörte man eine Stimme gleich eines Kindes aus diesem Rohre schallen, man öfnete es, und man fand darin Sida in ein kleines Mädchen verwandelt. Die Astrologen, die man wegen dieses Wunders um Rath frug, antworteten, dieses Kind würde die Ursach des Untergangs von Ceilan werden; man schloß es deswegen in einen goldnen Kasten ein und warf ihn ins Meer, um es darin sterben zu lassen. Aber der Kasten, anstatt durch sein Gewicht auf den Grund des Meers hinab zu sinken, erhielt sich schimmend über denselben, und floß nach dem Meere von Bengalen. Nachdem er in einen Arm des Ganges eingelaufen war, ward er auf ein Feld ausgeworfen; hier fanden ihn die Arbeiter, brachten ihn dem Könige, der Lakehumi

erzog, bis sie endlich an Ramen verheyrathet wurde.

Mit einem Worte, die Untergottheiten der ersten Ordnung, sind, außerdem, daß sie zur Zeit des großen Jahrs des Bruma sterben und wiedergeboren werden wüssen, in dem Laufe der Jahre des Bruma noch mehrmal geboren worden. Diese Jahre enthalten mehrere Tausende von Jahren und übersteigen die Jahre, die während des großen platonischen Jahrs verlaufen müssen, bey weitem.

Was die Götter des zweyten Rangs betrift, so stellen sie die Indier als solche vor, die öfters in Menschen und Dämonen verwandelt worden, und in der Folge wieder Götter werden. Diese Meinung der indischen Gelehrten ist mit der Meinung der Platoniker sehr übereinstimmend. Der heilige Augustin versichert, diese Philosophen glaubten, daß die Seelen der Menschen, welche Tugenden ausgeübt hätten, in Familien und Hausgötter verwandelt worden und die Beschützer der Familien wären; daß hingegen diejenigen, die sich der Laster und Verbrechen schuldig gemacht, böse Geister würden, die die Lebendigen beunruhigten. Animas ex hominibus fieri Lares, si meriti boni, et Lemures, si mali *) der heilige Hyeronimus sagt in seinem Briefe an den Avitus, daß die Anhänger des Origenes die nehmliche Meinung hätten; sie behaupteten nehmlich, daß die Menschen in Dämonen und die Dämonen in Menschen verwandelt würden. Ita cuncta variari, ut & qui nunc homo

*) Aug. de civit. Dei. l. 9. c. 11.

est, possit in alio mundo daemon fieri; & qui dæmon est, & negligentius egerit, in crassiore corpore relegetur, id est, homo fiat.

Um zu zeigen, daß dieses die Meinung der Indier sey, brauche ich nur ein einziges Beyspiel, welches aus einem ihrer Bücher, welches Palmapuranam betitelt ist, anzuführen. Ein berühmter Bramine, genannt Kedanidi, hatte einen Sohn, Namens Akinipar. Dieser junge Mensch wusch sich alle Tage in einem heiligen Wasser, das Aschoditirtam hieß. Oft stiegen fünf junge Göttinnen vom Himmel um sich in diesem Wasser zu baden; sie wurden diesen Bußfertigen darin gewahr, und verliebten sich in ihn. Dieser hielt sich dadurch für beleidiget, verwünschte sie und verwandelte sie in Dämonen und gebot ihnen in den Lüften zu flattern. Im Vorbeygehn muß ich bemerken, daß so wie Plato in den vier Elementen Dämonen behauptete, auch die Indier dergleichen in der Luft, dem Feuer, dem Wasser und der Erde annehmen. Die Verwünschung that ihre Würkung, aber die über diese Verwegenheit aufgebrachte Göttinnen verwünschten ihn wieder und verurtheileten ihn, ein Dämon zu seyn, gleich ihnen. Diese sechs Dämonen, so feindselig sie gegen einander selbst seyn musten, vereinigten sich dennoch, einen großen Bußfertigen, Namens Schomuscharischi, zu tödten; allein er machte ihre schädlichen Bemühungen zu nichte, und trieb sie mit Schande von seiner Gegenwart. Von ungefähr befand sich Kedanidi dabey, und indem er seinen

Sohn,

Sohn, den er seit langer Zeit suchte, erkannte, bat er den Bußfertigen ihm denselben in menschlicher Gestalt wieder zu geben. Der Bußfertige verwilligte ihm solches, unter der Bedingung, wenn sich Kedanidi in dem Prayagatirtam (d. i. dem Zusammenfluß von drey Flüssen, die sich in dem Staate des Moguls vereinigen) baden würde, und um ihn zu bewegen, seinem Rathe zu folgen, erzählete er ihm folgende Geschichte. Eine heilige Jungfrau, Namens Malinei, that vor diesem mehrere Jahre lang Buße, und verdiente, in dem Pallaste der Götter wiedergeboren und in eine Göttin verwandelt zu werden. Täglich badete sie sich in dem Prayaga. Als sie einmal aus dem Wasser stieg, fiel ein Wassertropfe aus ihren Haaren auf einen ungeheuren großen Riesen, der in einem Bambusgebüsch versteckt lag. Dieser einige Tropfe machte auf den Riesen einen solchen Eindruck, daß er einsah, daß er in einem andern Leben einer der grösten Uebelthäter in der ganzen Welt gewesen, und nur dieser wegen verdammt worden sey, in dieser gräßlichen Gestalt geboren zu werden. Alsbald warf er sich zu den Füssen der Göttin und beschwor sie mit Thränen, ihm das Leben zu nehmen, und ihm eine neue Geburt, die ihm einen glücklichern Zustand verschafte, zu erbitten. Die Göttin, von seinen Thränen gerührt, versicherte ihn, daß sie ihm ihr ganzes Verdienst, das ihr in den dreyßig Tagen, an welchen sie sich in den Prayaga gebadet hätte, zu Theil geworden wäre, überlassen wollte, damit er glücklich wie-

dergeboren und sogar in den Pallast der Götter versetzt werden könnte; der Riese wurde auch augenblicklich in eine andere Gestalt verwandelt. Als Kedinadi diese Geschichte vernommen hatte, ging er auf der Stelle zum Prayaga, worin er sich dreyßig Tage hinter einander badete, nach welcher Zeit er auch erhielt, was er gewünscht hatte, und sein Sohn wurde wieder Bramine. Diese Fabel gibt genugsam zu erkennen, daß es ein Punkt der indischen Lehre sey, daß die Götter in Menschen und die Menschen in Götter verwandelt werden können; und daß beyde, Götter und Menschen Dämonen, und Dämonen Menschen und Götter werden können.

Bis hieher stimmt das System der Indier mit dem Systeme des Pythagoras und Plato nicht übel zusammen. Inzwischen ist aber auch diese Materie nur oben hin berührt worden; je tiefer ich in das eine und andere System eindringen werde, desto deutlicher und überzeugender wird man einsehn, daß die Uebereinstimmung beyder bis auf wenige Dinge vollständig sey. Ich fange also mit der Idee, die sich die einen sowohl als die andern von der Seele machen, an.

8. Man findet in den Büchern der alten Indier, daß die Seelen Theilchen der Substanz Gottes selbst wären; daß dieses höchste Wesen sich durch alle Theile des Universums verbreite um sie zu beleben: und es muß wohl so seyn, sagen die Indier, weil ausser Gott nichts ist, das Wesen lebendig zu machen und von neuem hervorzubringen vermag. Ich hatte einmal eine lange Unterre-

dung mit einem Braminen, der sich folgender Vergleichung bediente. Stellet euch viele Millionen Gefäße, große, kleine, mittelmäßige, alle mit Wasser gefüllt, vor: bilden sie sich ein, daß die Sonne senkrecht auf diese Gefäße falle: ist es nicht wahr, daß sie jedem dieser Gefäße ihr Bildniß eindrucke, daß man darin eine kleine Sonne, oder vielmehr ein Bündel Stralen, die unmittelbar aus dem glänzenden Körper dieses Gestirns ausschiessen, wahrnimmt. Dies nehmliche, fügte er hinzu, geschieht auch in der Welt. Die Gefäße sind die verschiedenen Körper, deren Seele von Gott ausfließt, so wie die Stralen aus der Sonne fliessen. Ich fragte ihn, ob er glaube, daß in der Auflösung der Körper diese Seelen zerstöret würden, so wie dies Bild der Sonne nicht mehr vorhanden wäre, so bald man das Gefäß zerbreche. Er antwortete darauf, daß so wie diese Stralen, die die Bilder in den zerbrochenen Gefäßen gebildet hätten, noch zur Hervorbringung anderer Bilder in andern mit Wasser angefüllten Gefäßen tauglich wären, so könnten auch die Seelen, die genöthiget wären die zerstörten Körper zu verlassen, andere frischere und kraftvollere Körper wieder beleben. Allein, versetzte ich, warum begeht dieser Theil der Gottheit, der die Menschen beseelt, so große Laster? Ist es nicht lächerlich, einem Theil von Gott selbst so schändliche Sünden, als die sind, die wir die Menschen täglich begehen sehn, zuzuschreiben? — Er gestand zwar, daß es schwer zu begreifen wäre, wie dieser Theil von Gott, der zum erstenmal den Körper des Menschen belebe, in so große

Ausschweifungen verfallen könne; allein er müste sich, im Fall er sich eines Lasters schuldig gemacht habe, durch verschiedene Seelenwanderungen reinigen, ehe er sich wieder mit der Gottheit vereinigen könne.

Andere glauben, Gott sey eine ausserordentlich subtile Luft und unsere Seelen ein Theil dieses himmlischen Othems; wenn wir stürben, vereinige sich diese subtile Luft, die uns zur Seele diene, mit Gott, im Fall sie sich nicht zuvor durch mehrere Wanderungen reinigen müsse; und wenn diese Seelen wohl gereiniget worden, gelangten sie zur Seligkeit, die fünf verschiedene Grade habe, und endlich durch die Identität mit Gott vollendet würde.

Dieses ist auch die Lehre der Sekte des Pythagoras und Plato, und dem Berichte des heil. Hyeronimus zu folge, auch der Origenisten, die sie aus diesen Philosophen gezogen hatten. Es bedarf hierzu keines andern Beweises, als dessen Cicero den Cato sagen läßt: nemlich, daß die Weltweisen der italienischen Sekte nicht zweifelten, die Seelen wären aus der Substanz Gottes selbst gezogen. Audiebam Pythagoram Pythagoreosque incolas penè nostros, qui essent Italici Philosophi nominati, nunquam dubitasse quin ex universâ mente divinâ delibatos animos haberemus. Desselben Glaubens waren auch die Platoniker, und die Stoiker folgten dieser Meinung auch; die Marcioniten und Manichäer nahmen sie hierauf ebenfalls an; und in dem Sinne der Pythagoräer spricht Virgil, wenn er von Gott redet:

Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris
Coelumque profundum.
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum.
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas. *)

Dem ungeachtet ist es wahr, daß mehrere Stellen im Plato sehr deutlich beweisen, Gott habe die Seelen erschaffen, und sie hernach an Gestirne gebunden, um daselbst die Ideen aller erschaffenen Dinge zu betrachten. Aber meine Absicht ist nicht, den Plato mit sich selbst zu vergleichen, noch seine Ungewißheiten und beständigen Widersprüche zu verfolgen. Mein Zweck ist nur zu zeigen, worin die indische Seelenwanderung mit der der Platoniker, die beynahe ihre ganze Lehre aus dem Pythagoras gezogen haben, übereinstimme. Denn der heilige Augustin bemerkt, daß Plato seine ganze Naturlehre aus dem Pythagoras genommen, und sich dadurch, daß er die Moral des Sokrates hinzugefügt, zu einem vollständigen Philosophen gemacht habe.

Es mögen nun aber die Seelen ein Ausfluß der Substanz Gottes selbst seyn, oder Gott sie aus dem Nichts hervorgebracht haben, so bleibt doch die Behauptung wahr, daß Plato, als ein treuer Schüler des Pythagoras, wie dieser geglaubt habe, Gott habe die Seele in die Gestirne

*) Georg. l. 4. v. 221.

gesetzt, und ihnen den völligen Gebrauch ihrer Freyheit gelassen. Der heilige Augustin, an mehrern Stellen, Vives in seinen Commentarien über das Buch dessen von der Stadt Gottes, und der Pater Thomaßin in seiner Theologie versichern uns, daß dieses die wahre Meinung der platonischen Philosophie sey. Letzterer erkläret sie, nachdem er mehrere Stellen des Plato, die solches beweisen, angeführet hat, ungefähr so: diese dergestalt an die Gestirne gebundene Seelen waren so glücklich, daß alle ihre Wünsche vollkommen befriediget schienen. Gott hatte ihnen einen Theil der himmlischen Schönheiten geoffenbaret; sie waren so aufgeklärt, daß sie die höchste Wahrheit in ihren Wesen selbst erkannten und in dieser Erkenntniß bestand ihre Glückseligkeit. Allein sie misbrauchten ihre Freyheit, und vernachläßigten das, was ihre vollkommne Glückseligkeit ausmachte, indem sie sich durch die geschaffenen Schönheiten verblenden liessen. Um sie für diesen Frevel und Untreue zu bestrafen, sonderte er sie von den Gestirnen ab, und band sie an grobe Körper. Dem ungeachtet konnten diese Seelen aber, wenn sie einen guten Gebrauch von der Freyheit, die ihnen nicht genommen war, machten, wenn sie sich durch Uebung in der Tugend reinigten, nach einigen Wanderungen in andere Körper, in den ersten Zustand, aus welchem sie gesunken waren, wieder zurückkehren. Wenn sie sich hingegen ganz den Lastern überliessen und

dadurch befleckten, so fielen sie immer tiefer in noch gröbere Körper hinab, um daselbst hart bestraft zu werden.

Inzwischen muß man wohl in Obacht nehmen, sagen die Platoniker, daß es Seelen gebe, die, durch die aufmerksame Betrachtung der himmlischen Schönheit und der ewigen Wahrheiten, ungeachtet dieser Verbindung mit den materiellen Körpern, einige Ideen von diesen Schönheiten und diesen Wahrheiten übrig behalten haben, ungefehr solchen Flüssen gleich, deren reines Wasser, nachdem es seinen Lauf durch Goldminen und darauf durch blumenreiche Wiesen genommen, sich ins Meer ergießt, und darin eine Zeit lang die guten Eigenschaften der Oerter, wodurch es geflossen ist, behält, ohne sich anfangs mit dem salzigen Wasser sehr zu vermischen.

Endlich, um nichts von dem, was die Platoniker über diesen Gegenstand sagen, zu übergehen, so ist es eine Folge dieser Eindrücke der ewigen Schönheiten, die sie gesehen haben, daß, wenn sie auf der Erde Gegenstände finden, die ihnen vollendet zu seyn scheinen, diese Gegenstände, ob sie gleich irdisch sind, die Eindrücke der ersten Schönheiten wieder rege machen, und ihnen diejenigen Empfindungen verursachen, die zuweilen in eine Art von Begeisterung übergehen. Die Platoniker sind von dieser Idee dergestalt bezaubert, daß sie glauben, man könne jene starken und plötzlichen

Zuneigungen, die die Seele auf den ersten Anblick mit sich fortreissen, nicht anders erklären.

Ich weiß, daß es Schüler des Plato gibt, die, um ihren Lehrer zu rechtfertigen, vorgeben, er habe blos gelehrt, daß Gott die Seelen erschaffen und sie mit den Körpern vereiniget habe, zur Vollkommenheit der Welt und keineswegs um der Fehler willen, die sie begangen hätten, als sie noch an die Gestirne gebunden gewesen. Man findet aber in den Werken dieses Weltweisen, Stellen, die das Gegentheil davon so deutlich enthalten, daß man sich auf das, was ich von seiner Lehre auseinander gesetzt habe, verlassen kann.

Eben diese Lehre ist auch in den Werken der Indier, vornemlich in Ansehung der Rajahs anzutreffen, die die erste Caste von der Caste der Braminen ausmacht. Es gibt mehrere Casten von Rajahs, wovon immer eine der andern untergeordnet ist, die aber zusammen in zwo Hauptcasten eingetheilt sind. Die erste enthält diejenigen, die aus der Sonne entsprungen sind, d. i. deren Seelen ehemal in dem Sonnenkörper selbst wohnten, oder von diesem, wie andere sagten, einen Lichttheil ausmachten. Diese Caste heist Schuria-Wankscham, die Sonnencaste. Ein gleiches sagen sie von der zwoten Caste, die sie Somma-Wankscham, d. i. die Mondscaste, nennen. Frägt man sie, woher die andern Casten kommen, so

antworten sie; aus den Sternen. Hiervon sind, nach ihnen, die Lichtstreifen die während der Nacht, wenn die Luft erhellet ist, erscheinen, ein entscheidender Beweis; denn sie behaupten, dieses wären die Seelen, die von den Gestirnen, oder von dem Schorkam, eines ihrer Paradiese, herabfielen. Die Braminen bereden das Volk, daß dieses Licht, oder nach ihnen, diese Seelen, die dergestalt vom Himmel fallen, an dem Grase hangen blieben, und so in den Körper der Kühe oder Schafe, die dasselbe frässen, gelangten, um die Kälber und Lämmer zu beleben. Wenn dieses Licht auf eine Frucht fällt, die von einer schwangern Weibsperson gegessen wird, so soll dieses, wie sie sagen, eine Seele seyn, die das ungeborne Kind in Mutterleibe beseele.

Endlich versichern die Indier auch, gleich den Platonikern, daß diese Seelen, die ihrer ersten Vergnügungen überdrüßig und genöthigt wären, materielle Körper zu beleben, sich würklich in dieselben begäben, um sie zu bewohnen, und so lang darin verblieben, bis sie sich gereiniget und würdig gemacht hätten, wieder an den Ort zurückzukehren, woher sie gekommen wären; wenn sie sich aber von neuem verunreinigten, so würden sie zuletzt zur Hölle verdammt, aus welcher sie nur nach einer fast unendlichen Zeit wieder befreyet werden könnten.

9. Uebrigens geschieht diese Wanderung der Seelen in mehr oder minder vollkommne Körper, je nachdem sie Tugend oder Laster ausgeübt haben, nicht nach blossem Ohngefehr, sondern ordnungsmäßig; und es gibt gleichsam verschiedene Grade, auf welchen sie entweder um belohnt oder bestraft zu werden, empor oder herab steigen. Dieses lehret Plato, ein treuer Schüler des Pythagoras, in seinem Timäus, in dem ersten Buche seiner Republik, und in seinem Phädrus, wo er die Ordnung dieser Seelenwanderungen also vorstellet. 1. Ist es eine Seele, die viele Vollkommenheiten in Gott erkannt, und mehrere Wahrheiten in dieser Art von beseligender Anschauung entdeckt hat, so wandert sie in den Leib eines Philosophen oder Weisen, der sein Vergnügen an der geistigen Beschauung findet. 2. Sie beseelt den Körper eines Königs oder großen Fürsten. 3. Sie gelangt in den Leib einer obrigkeitlichen Person oder wird das Haupt einer mächtigen Familie. 4. Sie belebt den Körper eines Arztes. 5. Sie geht in den Körper eines Mannes über, der ein Amt beym Dienst der Götter verwaltet. 6. Sie begibt sich in den Leib eines Dichters. 7. In den Leib eines Künstlers oder Arbeiters. 8. In den Körper eines Sophisten, und endlich in den Körper eines Tyrannen.

Fast eben so ist die Ordnung der Seelenwanderung bey den Indiern. Ob sie gleich nur vier

Hauptcasten annehmen, so erkennen sie doch mehrere andere subordinirte Casten, deren jede in einer dieser vier fundamental Casten begriffen ist. Wenn also die Seelen unmittelbar vom Himmel kommen, so gehen sie 1. in den Leib der Braminen; 2. der Könige und Fürsten; 3. der Magistratspersonen oder Aufseher über die Provinzen, die zu der Caste der Suttirer gehören, und zuletzt in die niedrigsten und verächtlichsten Casten, aus welchen sie auch wieder empor steigen können, je nachdem sie sich gereiniget haben. Ich hörte einmal von einem geschickten Braminen, er habe in einem alten Buche gelesen, daß die Seelen, bey gewissen Gelegenheiten bis auf tausendmal in verschiedene Körper wandern müsten, ehe sie sich wieder mit der Sonne, aus welcher sie, gleich Sonnenstralen, herabgekommen wären, vereinigen könnten. Ein indischer Dichter, der die Art und Weise, wie die Seelen immer in unvollkommnere Körper herabstiegen, wenn sie dem Lichte der Vernunft nicht folgten, recht begreiflich machen will, vergleicht sie mit dem Herabfall des Ganges. Dieser Fluß, sagt er, fiel zuerst aus der Höhe der Himmel in den Schorkam, von da stürzte er hinab, auf die Scheitel des Issuren, dann auf den berühmten Berg Jina, von dannen auf die Erde, von der Erde ins Meer, und aus dem Meer in den Padalam, d. i. die Hölle.

Die Chaldäer erklären dieses Herabsteigen und diese Erhebung der Seelen auf eine nicht minder lächerliche Art: sie geben vor, sie hätten Flügel, die immer mehr Kraft erhielten, je nachdem sie immer tugendhafter würden, und hingegen sich schwächten, je nachdem sie sich dem Laster ergäben. Die Sünde hat die Macht, diese Flügel zu beschneiden, und dann sind die Seelen genöthiget, abwärts zu steigen. Kehren sie sich aber nach der Tugend, so wachsen die Flügel, werden stärker und tragen sie zum Himmel empor.

Plato sagt sogar, daß, wenn die Seelen, indem sie ihre Wohnung veränderten, sich nicht zu einem höhern Grade empor hüben, so geschähe dieses darum, weil ihre Flügel nicht stark genug wären. Wenn man die Platoniker frägt, wie lange diese Seelen Zeit brauchten, um ihre durch die Sünde zerbrochenen Flügel wieder herzustellen; so antworten sie, daß für Sünder wenigstens zehntausend Jahre dazu gehörten; für die Gerechten hingegen, die dreymal in Simplicität und Unschuld gelebt hätten, wären dreytausend Jahre dazu hinreichend.

Es scheint, daß die Platoniker dieses in einem allegorischen Sinne gesagt haben. Aber die Indier verstehn es nicht so; sie nehmen die Flügel, wovon sie haben reden hören, buchstäblich. Sie haben dergleichen sogar den Bergen gegeben. Sie

waren, sagen sie, einmal so verwegen, daß sie sich vor die Städte stellten, um sie zu bedecken. Devendiren verfolgte sie mit einem Schwerde von Diamant, und nachdem er das Haupttreffen dieser fliehenden Berge eingeholt hatte, hieb er ihnen die Flügel ab. Dieses hat jener Kette von Bergen, welche Indien in zween Theile theilt, den Ursprung gegeben. Was die andern Berge betrift, die sich von der Armee getrennet hatten, so liessen sie sich auf ihrer Zerstreuung da und dort, wo man sie noch heut zu Tage sieht, nieder: diejenigen, die ins Meer fielen, bildeten die Inseln, die man darin entdeckt. Alle diese Berge sind, ihrer Meinung nach, beseelt; sie geben ihnen sogar nicht allein die Felsen, sondern sogar Götter und Göttinnen zu Kindern.

10. Nach alle diesem würden die Seelen nicht gänzlich herabgesunken seyn, wenn sie bestimmt wären, menschliche Körper zu beleben; daß aber die platonische Philosophie sie bis zur Belebung thierischer Körper erniedrigt habe, würde unglaublich scheinen, wenn eine so unsinnige Meinung nicht durch die Werke des Plato zerstreuet wäre. Dies ist die Meinung, welche der heil. Augustin im 30sten Buch der Stadt Gottes anführt, wenn er sagt: Platonem animas hominum post mortem revolvi usque ad corpora bestiarum scripsisse certissimum est. Wenn die Platoniker ihren Lehrer verbessern wollten, wie es Porphyr gethan hat, brachten sie Gründe hervor, die nichts bewiesen, oder die eben so gut be-

wiesen, daß die Seelen sowohl die Körper der Thiere als der Menschen belebten.

Dies ist demnach das System des Plato. Alle Seelen, diejenigen einiger Philosophen ausgenommen, werden in dem Augenblick ihrer Trennung, von ihrem Körper, gerichtet. Einige fallen in die Hölle, wo sie bestraft und gereiniget werden; andre, deren Leben schuldlos war, steigen gen Himmel, um eine ihren Tugenden angemessene Belohnung zu erhalten: aber nach tausend Jahren kehren sie wieder auf die Erde zurück, wo sie eine ihrer Neigung gemäse Lebensart erwählen. Dann geschieht es, daß diejenigen, welche in dem vorhergehenden Leben menschliche Körper beseelet hatten, in thierische Körper übergehen, und andere, die vorher in den Körpern der Thiere waren, menschliche Körper beseelen. So erklärt sich dieser Philosoph in seinem Phädrus.

Daß man aber ja nicht glaube, diese Wahl der Seelen geschehe blindlings oder sey in Ansehung jeder Gattung von Thieren gleichgültig; diese Wahl ist vielmehr verständig, weil sie unter den Thieren diejenigen wählen, die die meiste Aehnlichkeit oder Beziehung mit dem Zustande, worin sie sich vormal befanden, gehabt haben. So wählte Orpheus den Körper eines Schwans; die Seele des Tamiris ward in den Körper einer Nachtigall, die des Ajax in den Körper eines Löwen versetzt, die Seele des Agamemnon belebte einen Adler und die des Thersites wanderte in einen Affen über. Diese sonderbare Lehre entwickelt Plato in den Büchern seiner Republik.

Die Indier denken hierin wie Plato, doch mit dem Unterschiede, wie wir in der Folge sehen werden, daß die Seelen, nach ihrer Bestrafung wegen ihrer Laster, oder Belohnung für ihre Tugenden, bestimmt sind, in andere Körper überzugehen, nicht aus freyer Wahl, sondern vermöge einer necessitirenden Eigenschaft, welche sie Schanksharam nennen, oder weil es Bruma so bestimmt hat, als welcher dafür sorgt, alle Begebenheiten dieser Seele in die Fugen des Kopfs des Körpers, den sie im Begriff steht zu beleben, zu schreiben.

II. Wenn man einmal das große Princip der Pythagoräer und Platoniker angenommen hat; nemlich, daß jeder Mensch in der Seele bestehe, und daß die Körper, die die Seelen beleben, nichts als bloße Instrumente sind, deren sie sich bedienen, oder gleichsam Kleider sind, womit sie sich bedecken; so folgt daraus, daß die Seelen auch eben so gut in Bäume, Pflanzen und alles was ein wachsthümliches Leben hat, übergehen müssen. Dies ist es auch, was Ovid, der sich allenthalben als Pythagoräer ankündigt, in seinen Metamorphosen darstellt; denn obgleich einiger Unterschied unter Metempsychose und Metamorphose ist, so gründet sich doch diese letztere auf die erste. Dies ist es auch, was Virgil sagen will, wenn er erzählt, daß Aeneas, indem er einen Baum umgehauen, das Blut des Polidor heraus fliessen gesehn, und eine Stimme gehöret habe, die ihm entgegen gerufen:

Quid miserum, Aenea, laceras? jam parce sepulto.

Ich könnte hier mehrere fabelhafte Erzählungen, die bey den Indiern in Umlauf sind, und als unbezweifelte Wahrheiten gelten, anführen. Folgende befindet sich unter mehrern andern in dem berühmten Buche, genannt Ramaijanam. Dieses Buch halten sie für untrüglich und glauben, daß die Lesung desselben die Sünden tilge.

Schurpanaguey war die Schwester des Riesen Ravanen, sie hatte einen Sohn, den sie zärtlich liebte. Dieser junge Mensch ging eines Tages in den Garten eines Bußfertigen und verdarb darin einige Kräuter, der Einsiedler ward dadurch beleidiget und verurtheilte ihn auf der Stelle, ein Baum zu werden, der Alamaram genannt wird. Schurpanaguey bat den Einsiedler, seinen Zorn zu mäßigen, wodurch er denn auch erweicht wurde und er verwilligte, daß, wenn Wischtnu, in den Ramen umgestaltet, in die Welt käme, und einen Ast von diesem Baume hiebe, die Seele des jungen Menschen in den Schorkam (das Paradies der Indier) entfliehen und dann keiner Wanderung mehr unterworfen seyn sollte. Man liest in den Werken gelehrter Indier eine große Menge von Beyspielen dieser Art, aus welchen sie beweisen wollen, daß die Seelen in Pflanzen und Bäume überwandern.

12. Um die Seelenwanderung so weit zu treiben als möglich ist, dürfte man nur die Seelen auch in die Steine und alle übrigen Wesen von

dieser

dieser Gattung übergehen lassen. Ich finde aber keine Spur von einer solchen Lehre bey den Pythagoräern und Platonikern. In der That hat Ovid seiner Einbildungskraft in seinen Verwandlungen freyen Lauf gelassen: Aglauros wird darin in Stein, Niobe in Marmor, Atlas in einen Berg seines Namens, Scilla in eine Klippe im Meere verwandelt u. s. w. Dieser Dichter hält aber diese Felsen, Steine und Berge keineswegs für beseelt.

Die Indier hingegen glauben steif und fest, daß die Seelen würklich die Steine, Berge und Felsen beleben. Unter mehrern Beyspielen, die man in dem Ramayanam findet, will ich nur eins zum Beweis dieser Behauptung anführen.

Es wird erzählt, daß ein Bußfertiger oder Einsiedler, genannt Cavudamen, am Ganges gelebt habe, der ein sehr strenges Leben führte; daß er eine der schönsten Weiber auf der Erde gehabt habe (sie hieß Ali); daß diese Frau das Unglück gehabt, dem Devendiren, dem Könige der Götter im Schorkam, zu gefallen; daß der Einsiedler, der dieses bemerkt, darüber äusserst aufgebracht worden sey, und beyde verflucht habe; daß Ali alsbald in einen Felsen, in welchen ihre Seele überging, verwandelt worden; daß aber in der Folge, Ramen, als er den Felsen mit seinem Fuße berührt, diese unglückliche Seele durch seine Tugend wieder befreyet habe, und daß sie, nachdem sie ihr Vergehen in dieser Transmigration

gebüßt hätte, augenblicklich in den Schorkam empor geflogen sey.

13. Man könnte hier eine Frage aufwerfen, der ich vorbeugen muß, um das indische System besser zu ergründen; nemlich: ob der Uebergang der Seelen aus einem Körper in einen andern augenblicklich geschehe, oder ob zwischen den verschiedenen Beseelungen ein Zeitraum befindlich sey. Hierüber sind die Meinungen der Indier getheilt. Einige glauben, die Seelen blieben beym Körper und sogar an den Orten, wo die Asche der verbrannten Leichname zurückbliebe, so lange, bis sie einen Körper fänden, der geschickt sey, sie wieder aufzunehmen. Andre aber glauben, daß sie die Erlaubniß hätten alles zu essen, was ihnen mehrere Tage hindurch angeboten würde; und dieses ist die gemeinste Meinung. Sie freuten sich auch, wenn sie sähen, daß die Raben herbeykämen, um sich auf dasjenige zu werfen, was man für die Seelen zubereitet hätte. Insonderheit glaubt das Volk, daß die Seelen der Verstorbenen einige Tage hindurch in diese Raben übergingen, oder wenigstens in Körpern, die ihre Gestalt hätten, wieder kämen, aber in der Folge in die Seligkeit, wenn sie derselben würdig wären, oder in die Hölle, wenn sie dieselbe verdient hätten, wanderten.

Was den Plato betrift, so scheint mir seine Meinung wegen des Schicksals der Seelen bey der Trennung vom Körper, veränderlich zu seyn. Gleichwohl versichert er am meisten, daß die Seelen, die sich gereiniget hätten, nach dem Himmel, aus welchem sie auf die Erde gekommen, zurück-

kehrten, und daß die Seelen der Gottlosen gezwungen wären, bey der Asche ihrer verbrannten Körper, oder bey den Gräbern, in welche man die Leichname beygesezt habe, verbleiben müsten, bis es ihnen vergönnet würde, in andre Körper über zu gehn; und daß sie auf diese Art für ihre Versündigungen büßten.

Die Dichter, welche grösstentheils Pythagoräer waren, glaubten, daß die Seelen, gute und bösse, wenigstens auf einige Zeit sich bey den Leichnamen befänden. Man liest dieses im vierten Buche der Aeneide, wo Virgil von den Manen und der Asche des Anchises redet, ferner im dritten Buche des Ovid und im vierten Buche der Elegien des Properz. Lucan will, daß man die am Ufer zerstreuete Asche zusammen sammeln soll, um sie mit den Manen in einer Urne aufzubewahren.

Cineresque in littore fusos
Colligite, atque unam sparsis date manibus urnam.
Lib. 8 et 9.

Der Ausleger Servius, wenn er diese Worte des dritten Buchs der Aeneide erklärt,

Animamque sepulchro
Condimus.

sagt, daß die Seele bey dem Körper oder der Asche so lange bleibe, als noch etwas davon übrig sey. Um die Seelen zu verhindern, sogleich in andre Oerter über zu gehen, balsamirten die Egyptier die Leichname sorgfältig ein. Die Myrrhen, wohlriechende Spezereien, und Binden von feiner mit

Gummi überstrichener Leinwand, machten, nach der Erzählung des heil. Augustin, die Leichname so hart wie Marmor. Und dies war auch die Ursach, warum sie jene prächtigen Pyramiden bauen liessen, wovon Herodot, Diodor aus Sicilien, Strabo, Plinius und mehrere gelehrte Reisende so wunderbare Beschreibungen machen.

Die Indier geben den Seelen keinen so langen Aufenthalt bey den Körpern; zwölf bis funfzehn Jahr höchstens sind ihnen genug: nach welcher Zeit die natürliche Neigung diese Seelen antreibt, andre Körper zu suchen, die ihnen mehr Vergnügen gewähren, als die vorigen durch sie beseelten Körper; und alles dieses geschieht so lange, bis sie mehrere Hunderte von Wanderungen vollbracht haben.

Die Braminen sind sehr verlegen, wenn man sie um die Ursach dieser verschiedenen Wiedergeburten befrägt. Ich habe aber gleichwohl ihre wahre Meinung sowohl aus der Lesung ihrer Schriften, als durch die Unterredung mit ihren Lehrern entdeckt. Sie stimmen alle überein, daß Bruma, in den Kopf der Kinder, welche geboren werden, die Geschichte ihres künftigen Lebens schreibe, und daß hernach weder er noch alle Götter zusammen, diese Schrift nicht wieder auslöschen, noch ihre Wirkung verhindern könnten. Einige behaupten aber, Bruma schriebe nur das hinein, was ihm gut dünke und es hange folglich das gute oder böse Schicksal des Menschen nur von seinen Einbildungen und Launen ab. Andre hingegen meynen, daß es ihm nicht frey stehe, seinem

Eigensinne zu folgen, und daß die Schicksal, die er in den Kopf des Kindes schriebe, den Handlungen seines vorigen Lebens angemessen seyn müsse.

Diese Schrift des Bruma ist etwas sehr kurzweiliges und verdient eine Erklärung. Der Hirnschädel hat, wie jedermann weiß, Fugen oder Näthe, deren eine immer in die andere eingreift, und die fast wie die Zähne einer Säge gestaltet sind. Alle diese kleine Zähne sind, nach der Meinung der Indier, so viel Hieroglyphen, welche die Schrift des Bruma in den drey vornehmsten Fugen oder Näthen, welche die Anatomen die Kranznath, die Winkelnath, und die Pfeilnath nennen, bilden. Es ist Schade, sagen sie, daß man diese Charaktere weder lesen, noch ihren Sinn erforschen kann, man würde sonst das ganze Leben des Menschen wissen können.

Das wahre System der alten Braminen ist also dieses: jede gute Handlung muß wesentlich belohnt und jede böse nothwendig bestraft werden. Folglich kann kein Unschuldiger bestraft, kein Schuldiger belohnt werden. Die Tugenden und Laster sind also die wahre Ursach von der Verschiedenheit der Stände: dieses ist das Schicksal, dem man nicht widerstehen kann; dieses die unvermeidliche Schrift des Bruma. Und in der Entwickelung dieses Princips findet man den Grund, warum die einen glücklich und die andern unglücklich in dieser Welt sind. Habt ihr in euerm vorigen Leben Gutes gethan, so werdet ihr in euerm jetzigen aller ersinnlichen Freuden genießen; seyd ihr

hingegen lasterhaft gewesen, so werdet ihr dafür bestraft werden. Deswegen wiederholen die Indier beständig das Sprüchwort: Wer Gutes thut, wird Gutes finden, und wer Böses thut, wird Böses finden.

Sie nennen dieses Verhängnis Schankaram. Es ist eine dem Willen eingeprägte Eigenschaft, welche uns, nach den Handlungen des vorigen Lebens, gut oder böse handeln läßt. Diejenigen, welche die Sprache nicht gut verstehen, irren sich öfters in Ansehung dieses Ausdrucks; denn er hat verschiedene Bedeutungen; zuweilen bedeutet er das Gedächtnis, ein andermal zeigt er eine gewisse Eigenschaft an, welche die heidnischen Priester der Bildsäule eines Götzen mittelst gewisser Gebete eindrücken, die dieser Bildsäule ein Art von Leben geben. Hauptsächlich bedienen sich aber die Gelehrten dieses Ausdrucks, um die Ursach der verschiedenen Seelenwanderungen dadurch anzudeuten.

Ist dieses Princip einmal festgesezt, so räsonniren die Braminen auf diese Art: der Gott, den wir anbeten, ist gerecht, er kann also keine Ungerechtigkeit begehen. Inzwischen sehen wir, daß viele blind, bucklich, ungestaltet, arm und von allen Bequemlichkeiten entblöst geboren werden, die folglich ein sehr unglückliches Leben führen. Sie haben bey ihrer Geburt kein so trauriges Schicksal verdient, weil sie den Gebrauch ihrer Freyheit noch nicht hatten; man muß dieses Schicksal also den Sünden ihres vorigen Lebens zuschreiben. Hingegen sieht man wieder viele, die in prächtigen Pa-

läſten geboren werden, die hochgeachtet und geehret ſind, und denen nicht das geringſte Vergnügen abgeht. Durch welche Handlungen können ſie ſich wohl eines ſo angenehmen Schickſals würdig gemacht haben, wenn es nicht durch die Tugenden wäre, die ſie in ihrem vorigen Leben ausgeübt haben. Man lieſt nur hiervon in den Geſchichten der Indier, ihre moraliſchen Bücher, ihre Poeſien, ſind mit dieſen Maximen angefüllt. Hier iſt, zum Beyſpiel, dasjenige, was einer ihrer berühmteſten Schriftſteller ſagt, um die Kraft der guten Werke zu beweiſen.

Ein ſehr geſchickter Mann dachte öfters an die Verbindlichkeit, die er hätte, die untergeordneten Götter zu ehren; er machte aber demungeachtet die Bemerkung, daß dieſe Untergottheiten dem Bruma unterworfen wären, und urtheilte alſo, daß es natürlicher wäre, ſich unmittelbar an dieſen ſelbſt zu wenden. Er bemerkte hierauf, daß Bruma in den Begebenheiten dieſes Lebens nichts verändern könnte, und daß alle Vortheile, deren wir in dem gegenwärtigen Zuſtand genöſſen, ihren Grund in den guten Werken unſers vorigen Lebens hätten. Hieraus ſchloß er, daß er die guten Handlungen als den Grund ſeiner Glückſeligkeit anſehen müſſe. Es iſt alſo wahr, ſagen die Indier, daß man der Ausübung der Tugend das Glück, das wir gegenwärtig empfangen, zu verdanken habe.

Es würde nicht ſchwer ſeyn, Beyſpiele von jeder Tugend anzuführen, die eine neue Wiedergeburt zu einem glücklichern Zuſtand hervorge-

bracht hat. Folgender einzige Zug aus dem Leben des Vieramarken wird hinlänglich seyn, von allen übrigen urtheilen zu können. Ein Lasterhafter, der sich einer großen Menge von Verbrechen schuldig gemacht hatte, gab ein Maas Bambussaamen als ein Allmosen. Diese Handlung der Barmherzigkeit machte, daß er als Sohn des Königs von Caschi wiedergeboren wurde. Dies war die gröste Ehre, die er auf der Erde hoffen konnte.

Die indischen Schriftsteller erzählen gleichergestalt eine Menge Beyspiele von der Bestrafung der Sünder in ihren verschiedenen Seelenwanderungen. Ich schränke mich nur auf ein einziges ein, das sie als die Hauptursache aller Verwandlungen des Wischtnu ansehen. Ein Einsiedler, genannt Virugumamuni, hatte viele Jahre hindurch in der strengsten Buße gelebt. Er hatte sich zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit erhoben, daß die Götter selbst verbunden wären ihn zu verehren, oder seinem Fluch ausgesezt waren; denn keine Macht konnte ihm widerstehen. Er ging auf einen Berg, wo sich Bruma, Ruttiren und Wischtnu befanden Die beyden ersten Gottheiten, die ihn nicht mit der ihm schuldigen Ehrerbietung empfangen hatten, wurden dafür auf der Stelle bestraft. Bruma wurde verurtheilt, nie einen Tempel zu haben, und Ruttiren wurde hart geschlagen. Wischtnu, der eine ähnliche Behandlung befürchtete, demüthigte sich in seiner Gegenwart: endlich aber gerieth er in einen sehr heftigen Zorn gegen den Thürsteher seines Palasts, der dem Einsiedler den Eingang in denselben erlaubt hat-

te; und um denselben für diese Unachtsamkeit zu bestrafen, verurtheilte er ihn, daß er in seiner verschiedenen Seelenwanderung als sein Feind wiedergeboren werden sollte. Als demnach Wischtnu unter der Gestalt des Ramen erschien, belebte der Thürsteher den Körper eines Riesen, genannt Ravamen. Ihr seht also, fügen die Indier hinzu, daß entweder das Laster oder die Tugend die Ursach sind, daß die Menschen entweder glücklich oder unglücklich wiedergeboren werden.

Daß alle Ereignisse dieses Lebens sich auf das Gute oder Böse gründen, das man in einem andern Leben begangen habe, davon sind sie dergestalt überzeugt, daß, wenn sie einen Menschen entweder zu großen Würden erhoben, oder im Besitz großer Reichthümer sehen, sie nicht zweifeln, daß er in seinem vorigen Leben die Tugend sehr streng ausgeübt habe. Sieht man hingegen einen Menschen ein unglückliches Leben in Armuth und den Mühseligkeiten, die dieselbe begleiten, hinbringen, so darf man, ihrer Meinung nach, darüber sich nicht verwundern, weil er ein bösartiger, gottloser Mensch gewesen sey.

Als ich vor einigen Jahren zu Tarcolam ins Gefängnis gesezt wurde, kam einer der vornehmsten Personen des Landes, den die Leiden, die ich erduldete, zum Mitleid rührten, zu mir, mich zu trösten; und da er sehr offenherzig mit mir redete, sagte er: „Sie haben so vielmal gegen die Seelenwanderung gestritten, können Sie sie jezt läugnen? Ist der traurige Zustand, worin sie sich gegenwärtig befinden, nicht ein sehr deutlicher Beweis davon.

Denn endlich habe ich, setzte er hinzu, von Ihren Schülern erfahren, daß Sie sich von ihrer zartesten Jugend an, zum Saniaßi gemacht haben; die verpestete Luft der Welt, und der Umgang mit Gottlosen waren dann nicht im Stande ihr Herz zu verderben; sie haben seitdem frets in Einfalt und Unschuld gelebt; sie führen in den Wäldern von Tarcolam ein strenges und büssendes Leben; sie beleidigen keinen Menschen, im Gegentheil, lehren sie jedermann den Weg des Heils. Warum sind sie also in diesen finstern Kerker eingeschlossen? warum macht man die Zubereitung, sie auf das grausamste zu bestrafen? dieses geschieht ohne Zweifel nicht wegen der Sünden, die sie in diesem Leben begangen, sondern für die Sünden, deren sie sich in einem andern schuldig gemacht haben.[22]

Mehr braucht man nicht, um einzusehen, was sich die Indier von der Seelenwanderung für Vorstellungen machen. Um inzwischen die Vergleichung ihrer Meinung mit der des Pythagoras und Plato zu vollenden, will ich noch den letzten Zug der Aehnlichkeit hier beyfügen.

14. Man liest in einem Buche des heiligen Irenäus über die Ketzereien, daß Plato, als er nicht wuste, was er denjenigen antworten sollte, die ihm den Einwurf machten, daß die Seelenwanderung eine Schimäre sey, weil es keinen Menschen gäbe, der sich der Handlungen seiner verschiedenen vorigen Leben erinnerte, den Fluß der Vergessenheit ersonnen, und ohne es jedoch im mindesten zu beweisen, behauptet habe, daß der Dämon, der über die Rückkehr der Seelen

auf die Erde gebiete, sie von den Wassern dieses Flusses trinken lieffe. Qui primus hanc introduxit sententiam cum excusare non posset, oblivionis induxit poculum potasse. Aber, wirft der heil. Irenäus dagegen ein, wir erinnern uns doch alle Tage der Träume der vergangenen Nacht, wie kömmt es, daß wir alle Erinnerung an jene erstaunliche Menge von Handlungen, wovon wir Zeugen gewesen sind und die wir selbst begangen haben, verlieren? Ein Dämon, sagst du, gibt den Seelen, die in die Körper übergehn, einen Trank, der sie alles dessen, was in den vorigen Leben geschehen ist, vergessen macht. Aber woher weist du, daß es einen solchen Trank gibt? wer hat dir gesagt, daß ihn ein Dämon zubereitet habe. Wenn du das nicht weist, so ist beydes eine Schimäre. Erinnerst du dich würklich, daß dich dieser Dämon von dem Wasser dieses Flusses habe trinken lassen, so must du dich auch auf gleiche Weise alles übrigen erinnern können.

Plato fügte demungeachtet hinzu, daß die Vergessenheit dessen, was man in einem andern Leben gesehen habe, weder so tief, noch so universell sey, daß nicht einige Spuren davon zurückblieben, welche, durch die Gegenstände und durch Studium erweckt, die Erinnerung der ersten Kenntnisse zurückriefen. So erklärte er die Art, wie man die Wissenschaften erlerne, und nach diesem Princip behauptete er, daß die Wissenschaften eher Erinnerung von dem was man vor diesem erlernet hätte, als neu erlangte Kenntnisse wären. Es gäbe auch überdies privilegierte Seelen, welche sich der

verschiedenen Körper, die sie belebt, und alles dessen, was sie in diesen Körpern gethan hätten, wieder erinnerten. So habe sich Pythagoras erinnert, daß er einmal Euphorbus gewesen wäre. Dieses sey aber eine ganz besondere Begnadigung, die nur einer ganz kleinen Anzahl vortreflicher und ganz göttlicher Menschen gewähret würde.

Die Indier sagen etwas dem sehr ähnliches. Sie versichern, daß es gewisse geistige Gesichte gebe, die nur einige begünstigtere Seelen erhielten, vermögen deren sie sich aller derjengien Dinge, die sie gesehen und gethan haben, wieder erinnerten. Dieses Vorrecht besitzen hauptsächlich diejenigen, die gewisse Gebete wissen und sie hersagen: zum Unglück weiß beynahe niemand diese Gebete; und daher rührt diese Vergessenheit, worin man sich gegenwärtig in Ansehung, alles dessen, was man vor diesem Leben gewesen ist und verrichtet hat, befindet. Ein Beyspiel wird ihre Meinung hierüber begreiflicher machen.

In einem Buche, das sie Bruma-puranan nennen, wird erzählt, daß ein König, Namens Binarischen, geboren im Königreiche von Tiradidejam, die Commatudi geheirathet habe; sie war eine große Prinzeßin, die in dem Königreiche Nirreinschiadejam geboren worden. Dieser König hatte große Fehler; er beobachtete die Ajarams, d. i. die der Nation eignen Gebräuche, gar nicht; dadurch machte er sich bey seinen Unterthanen verhaßt und verächtlich. Die Königin, die ihn mit Schmerzen sogar die Dinge vernachläßigen sahe, worin die Parias sehr sorgfältig und genau sind,

machte ihm deswegen lebhafte Vorwürfe. Der Prinz hielt sich dadurch nicht für beleidiget; vielmehr entdeckte er sich ihr, nachdem er sie ruhig angehöret hatte, und eröfnete ihr ein groſses Geheimnis. Die Ehrfurcht, die ich für die Götter hatte, sagte er, haben mir eine ganz besondere Gunst von ihnen zuwege gebracht, die nur sehr wenig Personen vorbehalten ist. Sie haben mich durch ein geistiges Gesicht, das sie mir gegeben haben, erkennen lassen, daß ich in meinem vorigen Leben ein Hund gewesen sey: ich ging damals durch Zufall in den Hof eines Tempels, wo man opferte; ich legte mich auf den Altar, und fraß den Reiß, den man darauf zum Opfer brachte; ich wurde drey verschiedenemale fortgejagt; endlich aber, als ich immer wieder kam, versetzte mir jemand einen heftigen Schlag, der mich den Augenblick vor der Thüre des dem Siwen geweihten Tempels todt zur Erde stürzte. Zum Glück für mich, war Siwen in den Tempel herabgestiegen um das Opfer zu sehen und den Dampf davon in sich zu ziehen. Er wurde gerührt, mich so vor seiner Thüre sterben zu sehen, und verschafte mir eine neue Geburt in der Person des Königs, der ich jetzt bin. Wenn du also siehst, daß ich die Ajarams so wenig beobachte, so rührt das daher, weil meine vorigen Neigungen noch nicht gänzlich vernichtet sind, und weil ich noch von dem natürlichen Hange meines vorigen Zustandes fortgerissen werde. Diese Erzählung fiel der Prinzessin auſserordentlich auf, und die dem weiblichen Geschlecht natürliche Neugierde trieb sie an, ihrem

Gemahl anzuliegen, ihr zu sagen, was sie selbst gewesen sey. Der König untersuchte mit Hülfe seines geistigen Anschauens ihre vorhergehenden Leben, und eröfnete ihr, daß sie ein Vogel gewesen sey, der, von einem Raubvogel verfolgt worden, und vor dem Tempel des Siven gestorben wäre, worauf dieser Gott sie als Rajatti habe lassen geboren werden. Aber was werden wir künftig werden? frug die Königin weiter; der König blickte zum drittenmal in die Zukunft und entdeckte ihr, daß sie und er dreymal in der Caste der Rajahs würden wiedergeboren werden.

Aus allen diesen Fabeln und ungereimten Ideen der Indier sieht man genugsam, daß sie ein erstes ewiges Wesen und einen Schöpfer aller andern Wesen, und der Intelligenzen, die einen über den Menschen erhabnen Rang behaupten, ob sie gleich tief unter Gott stehen, anerkennen; daß sie Dämonen zulassen; daß sie die Seelen für unsterblich halten; daß es ein andres Leben, ein Paradies und eine Hölle gebe; daß man in das erste durch Ausübung der Tugend gelange, und sich der andern durch die Sünden, die man begehe, würdig mache; daß man die Sünden in diesem Leben büssen könne; daß Glück und Reichthümer fast immer die Quelle unserer Unordnungen seyen. Endlich scheint es, daß sie in mehrern Punkten auf eine Art denken, die sie den Wahrheiten der Religion nahe bringt; aber diese Wahrheiten, die sie annehmen, sind durch Fabeln und Träumereyen, die der Götzendienst dazu gemischt hat, so sehr verdunkelt, daß man Mühe hat, sie aus diesem

verwirrten Haufen von Fabeln und Lügen hervorzuziehen, um sie ihnen so sehen zu lassen, wie sie würklich sind.

Vielleicht will man gern wissen, welches die Gründe sind, die diesen Völkern am meisten auffallen, wenn wir ihre lächerlichen Vorstellungen von der Seelenwanderung widerlegen. Dieses soll der Gegenstand seyn, womit ich diesen Brief beschliessen will.

Ich habe bemerkt, daß die Gründe, deren sich der heilige Thomas gegen die Heyden bediente, nur einen sehr schwachen Eindruck auf den Verstand der Indier machen. Um ihnen also die Irthümer dieses so gottlosen als lächerlichen Systems gänzlich zu benehmen, haben wir unsere Zuflucht zu Räsonnements genommen, die aus ihrer eignen Lehre, ihren Gebräuchen und Maximen gezogen sind: und in diesen Räsonnements macht man sie auf die Widersprüche aufmerksam, in welche sie verfallen, die sie verwirren und nöthigen, die Absurdität ihrer Meinungen einzusehen.

Wir fragen sie sodann, ob es nicht wahr sey, daß die Menschen geschaffen wären: sie können dieses nicht läugnen; denn das Geschäft des Bruma, die der erste ihrer Götter ist, hat darin bestanden, den Himmel, die Erde, die Menschen und Thiere zu schaffen. Ferner fragen wir sie: ist es nicht wahr, daß Bruma anfänglich nur einen Menschen, hernach neun andere, und in der Folge alle diejenigen geschaffen hat, die aus diesen ersten Menschen entsprungen sind? auch hiermit

stimmen sie überein, denn es ist ihr System? Aber, verfolgen wir, last uns annehmen, dieser ersten Menschen wären anfänglich hunderttausend gewesen, können da wohl ihre Umstände gleich gewesen seyn? können sie alle gleicher Reichthümer, gleicher Ehren, gleicher Würden genossen haben? wird es unter ihnen keine Kranken, keine Armen gegeben haben? werden keine unter ihnen gewesen seyn, die den andern befohlen, und andere, die jenen gehorcht haben? — Da sie die Folgen nicht vorher sehen, die wir aus diesen Grundsätzen ziehen, so fällt es ihnen nicht schwer, zu bekennen, daß allerdings ein Unterschied in ihrem Zustande und in ihrer Lebensart müsse gewesen seyn. Aber, fallen wir wieder ein, alle diese Menschen hatten weder eine Sünde begangen, noch eine Tugend ausgeübt, weil das erstemal existirten; woher kann also unter ihnen jene Ungleichheit herkommen, die das Schicksal der einen glücklich und das Schicksal der andern unglücklich macht? Wenn es nicht nothwendig ist, seine Zuflucht zu den Tugenden und Lastern dieser ersten Menschen zu nehmen, um die Verschiedenheit ihrer Zustände zu beweisen, was nöthigt uns denn jetzt unsere Zuflucht zu ihnen zu nehmen? Hierauf wissen sie nicht, was sie antworten sollen, möchten gern in ihr Gleis zurückkommen und sagen, daß die Welt keinen Anfang gehabt habe, welches aber gegen alle ihre Grundsätze streitet. Es ist wahr, daß einige Gelehrte behaupten, es gebe drey Dinge, die ewig wären, nemlich, der höchste Gott, die

See-

Seelen und die Generationen; welches sie durch die drey Worte: Padi, Pachu, Pajam, ausdrücken; und daß, wenn man vom Sohn zum Vater, vom Vater zum Grosvater, vom Grosvater zu Aeltervater, und so fort hinaufsteige, man nie einen ersten Ursprung finden werde. Allein die allgemein angenommene Meinung ist diese, daß Bruma die ersten Wesen geschaffen habe. Ihre Zeitrechnung setzt sogar die Anzahl der Jahre fest, die seit dieser Schöpfung verflossen sind. Folglich besteht dieses Argument in seiner ganzen Kraft.

Weiter fragen wir sie, wo denn diese Seelen vor der Schöpfung der Welt gewesen wären. Ungeachtet sie in Ansehung dieser Frage in zwo verschiedene Meinungen getheilt sind, so setzt sie diese Frage doch in gleiche Verwirrung. Diejenigen, welche die Seelen für einen Theil der Gottheit halten, sagen, daß sie in Gott gewesen wären, von welchem sie sich getrennet hätten, als sie auf die Erde gekommen wären, um die verschiedenen menschlichen, thierischen und wachsthümlichen Körper zu beleben. Wenn aber, antworten wir, diese Seelen gleiche Theile der Substanz Gottes wären, wodurch haben sie es denn verdient, so ganz verschieden, einige in Körper von Königen, andere in den Stamm eines Baums, diese in einen wilden Löwen, jene in ein Lamm versetzt zu werden? Sie gestehn hierauf offenherzig, daß sie weiter nichts wüsten. Was die andern betrift, welche behaupten, daß die Seelen auffer Gott

existirten, so wissen sie nicht, wohin sie sie vor der Schöpfung der Welt thun sollen, und sie können sich nur mit Absurditäten helfen, wovon sie das Lächerliche selbst fühlen; sie sagen z. B. die Seelen hätten diese ganze Zeit über geschlafen.

Ich bediene mich zuweilen eines Gleichnisses, das aus einem Axiom gezogen ist, das sie beständig im Munde führen; nemlich daß der Mensch eine kleine Welt sey, und daß alles das, was in der grossen Welt geschehe, auch im Menschen gefunden würde. Ich frage sie also: müssen alle in der Welt befindliche Wesen einander gleich seyn? Müssen darin nur Sonnen und Sterne seyn? Erfodert das Wohl der Welt nicht, daß alle Theile, woraus sie besteht, je einer dem andern untergeordnet sey, und alle Wesen verschiedentlich gestellt werden? Sie müssen eingestehen. Gestehet also auch, sage ich ihnen, daß es sich in Ansehung der moralischen Welt eben so verhalte; daß nicht alle Könige seyn können; daß die gute Ordnung erfodere, daß darin Subordination herrsche, und daß es folglich unnütz ist, die Verschiedenheit der Stände und Lebensarten der Handlung eines vorigen Lebens zuzuschreiben.

Da sie zugeben, daß, ungeachtet der großen Verschiedenheit, die hienieden zwischen einem Braminen, einem Rajah und Parias obwaltet, an den Pforten des Himmels nur die Tugend allein die einen von den andern unterscheiden werde, und daß wenig daran liege, in welchem Stande man sich in dieser Welt befinde, wenn man anders nur die Tugend ausübe; so treibe ich dieses Gleich-

niß noch weiter und sage ihnen: Müssen nicht in dem Menschen, den ihr als eine kleine Welt ansehet, alle Glieder ihre besondere Verrichtungen haben? Muß nicht der Kopf oben und die Füsse unten am Körper seyn? Obgleich die Verrichtungen der verschiedenen Glieder verschieden, einige edler, andere schlechter sind, muß nicht gleichwohl jedes Glied mit seinem Stande zufrieden seyn? Sie gestehen dieses ein, und ich nöthige sie alsbald zu bekennen, daß ein Gleiches auch in der moralischen Welt statt finde; daß darin auch verschiedene Casten seyn müssen; daß man in jeder Caste, worin man geboren werde, wenn man darin Tugend ausübe, viel glücklicher sey, als die in den höhern Casten, wenn sie sich thierischen Leidenschaften überliessen; daß folglich, die Tugend oder das Laster den wahren Unterschied der Menschen stifte.

Ein anderes Räsonnement, das ihrer Fassungskraft angemessen ist, ist folgendes. Es ist aus ihren eigenen Maximen gezogen. Ein tugendhafter Mann, sagen sie, wird als ein großer König wieder geboren werden; in einer andern Seelenwanderung wird seine Tugend durch den Genuß aller Vergnügungen belohnt werden. Aber, wenden wir ihnen dagegen ein, wie vereiniget ihr dieses mit jener Meinung, die ihr habt, daß alle Könige, wenn sie stürben, in die Hölle fielen? Kann ein Zustand, der die Ursach einer Verdammniß ist, eine Belohnung für die Tugend seyn? Noch mehr, fügen wir hinzu, ihr versichert, die Vergnügen wären die Belohnung der Casteiung,

und daß ein Sanias', der in diesem Leben das Gelübde der Armuth gethan habe, in einem künftigen Reichthümer erhalten werde; und doch sagt ihr zu gleicher Zeit, daß Ueberfluß und Vergnügen im Stande wären zu verderben, und auch in der That das Herz verderbten; wie könnt ihr also das, was für euch eine Quelle von Lastern ist, dafür zur Belohnung erhalten, daß ihr das Laster vermieden habt? Ein Sanias wird also auch, weil er, um die Tugend desto besser auszuüben, die Reichthümer verachtet und den Umgang mit Weibern vermieden hat, dadurch belohnt werden, daß er sich künftig mit mehrern Weibern verheirathet und großes Vermögen zusammen häuft? Ist wohl etwas dem gesunden Menschenverstand mehr zuwider?

Ein viertes Räsonnement, dessen ich mich bediene, ist aus ihrer Meinung von der Schrift des Bruma gezogen. Ihr behauptet, sage ich, daß Bruma das Leben des Menschen in seinen Kopf eines jeden Kindes geschrieben habe; daß diese Charaktere alle Umstände der Handlungen und Begebenheiten enthalten, die in Ansehung seiner geschehen sollen; daß sie unauslöschlich wären; daß Bruma selbst und alle Götter die Würkung davon nicht verhindern könnten; und daß alles dieses nach einer Gleichförmigkeit mit den Handlungen des vorigen Lebens geschehe. Auf der andern Seite hingegen versichert ihr wieder, daß das Leben der Menschen und alle ihre Handlungen, auch in die Gestirne, Planeten, und ihre verschiedenen Conjunktionen und Oppositionen ge-

schrieben wären, daß man diese um Rath fragen müsse, wenn man in einer Unternehmung glücklich seyn wolle; und daß man um deswillen, wenn man heirathen, verreisen, Häuser bauen, Contrakte schliessen wolle, durch den Braminen die zwölf Zeichen des Thierkreißes, die Situation der Planeten und die sieben und zwanzig vornehmsten Constellationen, müsse um Rath fragen lassen. Wenn es aber wahr ist, daß alles was in diesem Leben geschieht, durch den Bruma schon so eingerichtet worden, was wird dann aus der unüberwindlichen Kraft der Gestirne? was für Vortheile hat man, sie um Rath zu fragen, um diejenigen zu erfahren, die uns günstig oder zuwider sind? Oder wenn die Gestirne auf alle Handlungen der Menschen einen Einfluß haben, so ist ja alles was ihr von der Schrift des Bruma saat, eitel Schimäre. Ich kenne fast keinen Indier, der nicht die Kraft dieses Räsonnements gefühlt hätte.

Die Lehre der Indier liefert uns noch eine fünfte Demonstration, der sie nichts entgegen zu setzen vermögen. Ihr vornehmster Grund, aus welchem sie die Seelenwanderung annehmen, ist die Nothwendigkeit, die Sünden des vorigen Lebens auszutilgen; denn, nach ihrem System, ist nichts leichter und bequemer als die Versöhnung der Sünden. Alle ihre Bücher sind voll von sonderbaren Begünstigungen, die durch die Aussprechung der drey Namen, Siwa, Rama, Harigara, erhalten werden. Spricht man sie zum erstenmal aus, so sind schon alle Sünden ausgetilgt; und

wenn man sie zum drittenmal ausspricht, so sind die Götter, die man dadurch ehret, in Sorgen, eine Belohnung zu finden, die dem Verdienste dieser Handlung angemessen sind. Alsdann sind die Seelen, die, so zu sagen, gleichsam von Würdigkeiten überfliessen, nicht mehr genöthiget, neue Körper zu beleben, sondern sie kommen gleich in den Palast der Herrlichkeit des Devendiren. Denn es ist fast kein Indier, er sey auch so wenig fromm und andächtig, der diese Namen täglich nicht mehr als dreyßigmal ausspräche; einige sprechen sie wohl auf tausendmal aus und nöthigen dadurch die Götter zu gestehen, daß sie es nicht im Stande sind zu vergüten. Mit eben solcher Leichtigkeit werden, ihrer Meinung nach die Sünden getilgt, wenn sie sich in gewissen Flüssen und in einigen Teichen baden, wenn sie den Braminen Almosen geben, Wallfahrten verrichten den Ramaijanam lesen, den Göttern zu Ehren Feste begehen u. s. w. Wenn dem so wäre, sage ich ihnen hierauf, so müste ja kein Mensch in Indien seyn, der nicht mit Verdienst und Würdigkeit beladen, aus diesem Leben ginge; da nun auf diese Weise keine Sünden mehr zu tilgen sind, wozu kann denn die Seelenwanderung wohl nützlich seyn?

Solche Arten von Gründen, die aus ihrer Lehre selbst hergenommen sind, machen ungleich mehr Eindruck auf sie, als alle andere, die noch weit gründlicher wären. Wenigstens gewähren sie uns den Vortheil, daß, wenn man sie von der Falschheit eines Punkts ihrer Lehre überzeugt hat,

sie alsdann nicht läugnen können, daß eine auf diese Lehre gegründete Religion, ebenfals irrig und falsch seyn müsse.

Wir bedienen uns auch noch in Ansehung der Jndier eben der Vorwürfe, die den alten Pythagoräern gemacht worden sind. Gesetzt die Seelen, die die Körper der Menschen und Thiere beleben, wären dieselben, so folgte daraus, daß es ein entsetzliches Verbrechen wäre, ein Thier zu tödten, und daß man sich sogar der Gefahr aussetzen würde, seinen eignen Vater, seine Kinder u. s. w. umzubringen. Die Jndier räumen diese Folgerung willig ein. Weil dem aber so ist, sagen wir ihnen, wie kömmt es denn, daß eure Götter ein solches Wohlgefallen an den Thieropfern haben?

Diese Opfer, welche die Philosophen zur Ehre der Götter hielten ohne davon durch ihre Jdee von der Seelenwanderung abgehalten zu werden, gibt mir Gelegenheit hier im vorbeygehn eine Praxis des Pythagoras zu bemerken, die von den Braminen würklich beobachtet wird. Es ist bekannt, daß dieser Philosoph den Göttern aus Erkenntlichkeit für eine geometrische Demonstration, die er erfunden hatte, eine Hekatombe opferte, und daß er ungeachtet er nie Fleisch aß, sondern nur von Honig und Milch lebte, dennoch einige Theile der geweihten Opfer verzehrte. Ein gleiches thun auch die Braminen. Ungeachtet sie sich den Genuß des Thierfleisches schlechterdings versagen, so ist gleichwohl gewiß, daß sie bey ihren berühmtesten Opfern, die sie Ekiam nennen,

und wo sie Schaafe opfern, wie ich selbst zu Tirutschinapali gesehen habe, gewisse Theile des Opfers essen, aller übrigen aber sich gänzlich enthalten. Dies ist die einzige Gelegenheit, wo sie Fleisch essen; denn gewöhnlich nähren sie sich nur von Reiß und Kräutern, die sie täglich in großer Menge sammeln. Und gleichwohl unterscheiden sie in Rücksicht auf die Kräuter, die sie mit einem gemeinschaftlichen Namen Panschunu benennen, fünf Arten von Sünden; nehmlich, die Kräuter abzuschneiden sie zu zermalmen, sie mit Füßen zu treten, sie zu kochen und zu kauen. Hierüber sage ich ihnen: ihr Braminen seyd ungleich strafbarer als die von den andern Casten, die sich des Fleisches zu ihrer Nahrung bedienen; denn wenn diese z. B. ein Schaaf tödten, so begehen sie nur einen Mord, ihr hingegen, die ihr täglich eine so große Menge Kräuter abreißt, und kochen laßt, begeht dadurch so viel Todschläge. Da sich auch überdies so viele kleine unsichtbare Thierchen im Wasser, welches ihr trinkt, befinden, so verübt ihr dadurch ebenfals so viel Mordthaten. Diese lächerlichen Folgen, die wir aus ihrer Lehre selbst ziehen, bringen sie in Verwirrung, und lassen sie die Absurdität einsehen.

Ich erinnere mich, daß, als ich zu Siam in einem Kloster der Talapoinen war, wo ich die Sprache lernte, der Sancra, *) der mich darin unterrichtete, und der für die Seelenwanderung sehr eingenommen war, sehr betroffen wurde, als ich ihm sagte, daß er, so oft, als er von dem

*) Der Superior der Talapoinen.

Wasser des Menan *) tränke, mehrere Mordthaten beginge. Er lachte über meinen Satz, aber er kam auf einmal aus der Fassung, als ich ihm durch eines von den schönen Mikroscopen, die wir aus Europa mitgebracht hatten, eine Menge Thierchen in dem Wasser, von welchem er trank, sehen ließ.

Als ich ein andermal eine lange Unterredung mit einem Braminen über den Uebergang der Seelen in die Körper der Thiere hatte, fiel mir ein zu versuchen, ob die Meinung der Cartesianer, die Thiere betreffend, nicht einen Eindruck auf seinen Verstand machen würde. Ich bemühte mich also, ihm durch Gründe aus dieser Philosophie zu beweisen, daß die Thiere nur Automaten und bloße Maschienen wären. Um nichts vorzubringen, was ihm nicht begreiflich gewesen wäre, fragte ich ihn; ist es nicht wahr, daß Gott allmächtig ist, daß er den Körper eines Thiers, z. B. eines Pferdes bilden kann, ohne ihm eben eine Seele zu geben? Ihr müßt dieses eingestehen, denn so machte es Bruma auch, als er den ersten Menschen schuf: eure Geschichtbücher sind voll von wunderbaren Maschienen, die ehedem zur Belustigung eurer Kayser verfertiget wurden. Man liest darin von einer menschlichen Statue, die sich alle Morgen in das Schlafgemach des Kayserts bewegte, und ihn durch sanftes Berühren aufweckte. Ferner liest man auch von gemachten Vögeln, die in der Luft flogen. Nun ist es aber ausgemacht, daß alle diese Maschienen keine Seelen hatten, und

*) Ein Fluß der vor Siam vorbeyfließt.

gleichwohl sah man sie sich fortbewegen, als ob sie beseelt gewesen wären. Wenn Menschen also so vollkommne Werke haben machen können, sollte da Gott nicht ebenfalls thierische Körper haben bilden und ihnen die Würkung der Bewegung, die die Seele gibt, mittheilen können? — Ich wollte fortfahren, aber der Bruma, der mich mit einem verachtenden Blick ansah, sprach zu mir: zielt ihr etwa auf das was wir die Elephanten und Affen täglich thun sehn? und dann erzählte er mir mehrere Geschichten, wovon immer eine sonderbarer war als die andere; endlich beschloß er damit, daß er sagte, es geschähe blos aus Bosheit, daß die Affen nicht sprechen wollten, sie unterliessen es, weil sie sich fürchteten zur Arbeit angehalten zu werden, als wozu sie sich wegen ihrer Flüchtigkeit und Faulheit nicht bequemen könnten. Wenn ich ja, fügte er hinzu, wählen sollte, so würde ich, dünkt mich, eher die Seelen in Thieren den Seelen in Menschen vorziehen; denn es scheint doch bey ihrer Arbeit mehr Industrie zu seyn, als in der, die die meisten Menschen verrichten. Man braucht nur die Arbeiten der Bienen und der Ameisen zu betrachten. Aus dieser Unterredung wurd' ich gewahr, daß man dem Indier, so gar nicht einmal im Scherz, das System der neuern Philosophen vortragen darf: ich würde aber den Braminen bald zum Schweigen gebracht haben, wenn ich die Gründe gegen ihn gebraucht hätte, auf welche sie, wie ich aus Erfahrung weiß, nichts antworten können.

Endlich fassen wir mehrere Abgeschmacktheiten zusammen, in welche sie sich verwickeln, und die

sie, ungeachtet sie gegen die Wahrscheinlichkeit verstossen, dennoch glauben; und auch hierin sind sie den Pythagoräern ähnlich, die die seltsamsten Fabeln glaubten, wenn sie nur die lächerliche Lehre von der Seelenwanderung unterstützten; wohin z. B. der goldne Schenkel des Pythagoras, der Pfeil des Abaris u. a. m. gehören. Eupanius, der in den Meinungen des Pythagoras wohl unterrichtet war, hat eine Sammlung von dergleichen Fabeln, die er aber für so viel Wahrheiten hält, gemacht. Dieses veranlaßte den Jamblich, der übrigens voll von Achtung gegen Pythagoras war, zu sagen, daß die Schüler dieses Philosophen ihre Lehre durch eine unzählige Menge fabelhafte Erzählungen bewiesen, und daß sie sogar diejenigen, die so klug wären sie nicht zu glauben, als thörichte zu behandeln. Deswegen hat auch Xenophon, da wo er von der Lehre der Pythagoräer redet, gesagt, sie sey τερατώδης, d. i. ganz voll von Wunder.

Dies ist also die wahre Abschilderung der Indier; es gibt keine so plump ausgesonnene Fabeln, die sie nicht glaubten, und andern als alles Glaubens würdig wieder vorstellten; sie werden euch z. B. ganz trocken sagen, daß ein gewisser Esel lieber vor Hunger habe krepiren als Stroh fressen wollen, weil er sich erinnert habe, daß er vor diesem einmal Kayser gewesen sey und köstlich gespeist habe.

Wir unterlassen nie, aus dieser Abgeschmacktheit Vortheil zu ziehen. Da die Indier eine Unsterblichkeit der Seele, eine Bestrafung der Sün-

den, und eine Belohnung der Tugenden, nach dem Tode, glauben; so bedienen wir uns eben des Arguments, welches Tertullian gegen den Laberius brauchte, um ihm die Auferstehung der Todten zu beweisen. Letzterer behauptete, übereinstimmend mit der Lehre des Pythagoras, daß der Mann in einen Maulesel und die Frau in eine Schlange wäre verwandelt worden. Ohne diesen Einfall lächerlich zu machen, begnügte sich jener große Mann nur diese Folge, mit Rücksicht auf die Auferstehung der Todten, daraus zu ziehen. Wenn es wahr ist, sagte er, und sagen wir zu den Indiern, daß die Seelen der Menschen, wenn sie aus ihren Körpern scheiden, einen Maulesel, oder ein anderes Thier beleben können, so können sie ja mit noch mehr Grunde, den Körper, den sie so eben verlassen haben, noch einmal beleben.

II.

Schreiben des Vaters Coeurdoux an Herrn de l' Isle über die in Ostindien übliche Meilenmaase und Wegmesser Pondichery den 12ten Februar 1760.

Als H. d' Anville vor einigen Jahren eine neue Karte von Ostindien herausgeben wollte, suchte er sich erst eine Kenntniß von den verschiedenen Arten von Meilenmaasen zu verschaffen, die hier in Gebrauch sind. Das Detail seiner Untersuchungen, das sich vor den Erläuterungen befindet, die er von dieser Karte gegeben hat, macht sowohl

dem Umfange seiner Kenntnisse in diesem Fache, als seiner Scharfsicht, gleichviel Ehre. Aber Indien ist so groß, die Sprachen die man hier spricht sind so mancherley, und ihre Wörter werden in dem Munde eines Europäers so sehr entstellt, daß man es für ein Wunder halten müßte, wenn sich das, was er von den Wegmaasen Indiens erforschen konnte, auf alle Länder dieses Reichs anwenden liesse, und eine Genauigkeit besässe, auf die wir selbst Verzicht thun, die wir doch mitten in Indien versetzt sind, und einige Wissenschaft von den Sprachen des Landes haben. Was ich über diese Materie, auf deren Studium ich mich eine geraume Zeit legte, hier anmerken will, kann als ein Nachtrag zu der d' Anvillischen Abhandlung angesehn werden.

Die Indier theilen einen täglichen Umlauf der Sonne in sechszig kleine Stunden, wo jede 24 unsrer Minuten beträgt. Die dreißig ersten Stunden werden vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, und die dreißig andern von ihrem Niedergange bis zum Aufgang des folgenden Tages, gezählt. Die dreißig Stunden des Tages theilen sich in vier Abschnitte oder Wachen, deren jede sieben und eine halbe indische, oder ohngefehr drey unsrer Stunden hält. Eben diese Eintheilung findet bey den dreißig Stunden der Nacht statt. Dieses Zeitmaas, dessen Ursprung sich im entferntesten Alterthume verliert, ist, meines Wissens vom Kap Comorin an bis an das äusserste Ende Indiens, bey al-

len Völkern in Gebrauch, die dieses Land bewohnen.

Nichts war natürlicher als die Eintheilung der Zeit auf die Eintheilung des Raums anzuwenden; auch thaten dies die alten Indier, und um mich des Ausdrucks der Tamulischen Sprache zu bedienen, sie berechneten durch Narhigei den Weg, wie sie durch Narhigei die Zeit berechneten. Sie setzten diese Analogie weiter fort, und so wie sie aus $7\frac{1}{2}$ Narhigei Zeit, eine große Stunde oder Wache machten, so machten sie ebenfalls aus $7\frac{1}{2}$ Narhigei Wegs, eine große Meile, deren Maaß der Schritt eines Menschen ist, der ohne zu hurtig oder zu langsam zu gehn, eine große Stunde oder Wache lang, marschirt: nur mit dem Unterschied, daß die Wache in ihrer Sprache Jamam und die grosse Meile Cadam heißt, statt daß die kleine Stunde und kleine Meile, einerley Namen, Narhigei führen. Pflegen wir nicht ebenfalls zuweilen unsern Weg durch Stunden und Tagreisen zu zählen?

Ich fange bey dem Lande an, wo die Tamulische Sprache gesprochen wird. Dieses Land erstreckt sich vom Kap Comorin, bis ohngefehr den 14ten Grad der Breite. Ich habe schon der beyden Arten von Wegmaasen erwähnt, die hier üblich sind, des Cadam's oder der grossen Stunde, und der Narhigei, von denen $7\frac{1}{2}$ auf den Cadam gehn.

Ehe ich auch auf die andern Länder komme, muß ich sie erstlich mit den Meilenmaasen der In-

sel Ceylan bekannt machen, die, gewissermaaßen, mit dem Tamulischen Lande zusammenhängt. Ich zweifle keinesweges daran, daß diese Insel nicht das berühmte Taprobana der Alten sey, von der die alten Griechen und Römer, durch die übertriebene Schilderungen der Indier verführt, so viele Wunderdinge zu erzählen wußten. Die alten indischen Astronomen, führten ihren ersten Meridian durch diese Insel, und nach der Versicherung der Dichter, ging er durch den Pallast eines berühmten Riesen mit zehn Köpfen, des Königs dieser Insel.

Auf dieser Insel giebt es zwey Wegmaase, so wie im Tamulischen Lande; das größte heißt Gahua (Gaona), in der Singalesischen oder alten Landessprache; nach manchen Vergleichungen und Untersuchungen, habe ich endlich gefunden, daß der Ceylansche Gahua, die Hälfte des Tamulischen Cadam's, oder anderthalb französische Meilen beträgt. Der Ceylansche Gahua theilt sich in sechs Atacma, deren jeder also ein Viertel unsrer gemeinen Meilen hält. Diese beyden Wegmaase, der Gahua und Atacma, sollen, wie man mich versichert hat, die einzigen üblichen in Ceylan seyn. Man merke sich das Wort Gahua, es wird unten von neuem, aber verstümmelt, vorkommen.

Eine grosse Bergkette, die am Kap Comorin anfängt, theilt die Halbinsel in zwey ungleiche Theile. Diese Bergkette, die einen beträchtlichen Theil davon einnimmt, formirt ein grosses Land, das unter dem Namen Maleame, oder Maleyalam bekannt ist, welche ein bergiges Land an-

zeigt. Aus eben der Ursache haben es die Portugiesen, das Land da Serra benahmt. Die Gebirgleute, wie man sie nennt, haben ihre eigene Sprache und Gewohnheiten. Eine der sonderbarsten, und die vielleicht in der ganzen übrigen Welt nicht existirt, in diese, daß in einer gewissen, sehr edlen Caste, und aus welcher die meisten kleinen Prinzen von Malenalam sind, eine Frau, zu gleicher Zeit, viele Männer haben kann, und hat. Hier gilt das Cadam und Narhigei, wie in der Tamulschen Sprache.

Der Staat Mayssur, der zwischen Malenalam und dem nördlichsten Theile des Tamulischen Landes liegt, und sich weit darüber hinaus nach Mitternacht erstreckt, hat ebenfalls zwey Wegmaase, die von den Tamulischen nur in der Benennung abweichen. Denn das eigentliche Maysur redet seine eigene Sprache, die Cannada, die etwas vom Tamulschen und vom Teluguschen hat. Hier heißt das große Wegmaas Gawada, oder wie das gemeine Volk sagt, Gauda: (Gaonda) der Gawada theilt sich in $7\frac{1}{2}$ Geligei, und das Verhältniß stimmt genau mit dem Tamulschen Cadam und Narhigei überein.

Aber es giebt in Mayssur noch eine andre Art Meile, die unter den Namen Haradari bekannt ist, welcher so viel, als ein Lauf oder Gang sagen will. Man zählt vier dieser Haradari in dem Gawada, und jeder Haradari wird zwey Geligei gleich geschätzt, welches also deren achte auf den Gawada, statt der sieben und einen halben,

ben, geben würde. Aber in welchem Lande nimmt es wohl das Volk in seinen Ausdrücken so genau, wenn von Meilen und Weg die Rede ist?

Ich finde diese Art durch Läufe oder Gänge zu bezeichnen, auch im Telugner-Lande, das zum Theil, gen Westen, an Mayssur gränzt, und wenigstens 100 Meilen von Süden nach Norden, lang ist. Das Telugu ist eigentlich die Sprache von Carnate, ist aber auch in den benachbarten Ländern gänge und gäbe.

Das zwiefache Tamulsche Meilenmaas, ist in diesem Lande eingeführt, aber unter verschiedenen Benennungen, der Verwandtschaft der Länder und Sprachen ohngeachtet. Hier heißt das große Meilenmaas Amada, und das kleine Ghadhia. Dieses letztern Ausdrucks bedient man sich auch, um die kleine Stunde von 24 Minuten zu bezeichnen. Man sagt, so und so viel Ghadhia Zeit, wie man, so und so viel Ghadhia Weg sagt. Aber der Name der Wache, oder des Zeitmaases von drey Stunden, hat einen andern Namen, als die grosse Meile, und heißt Jamu.

Der Amada theilt sich, wie der Mayssursche Gavada, in vier Abschnitte oder Paruvus, Läufe, Gänge. Ich bin mit der Uhr in der Hand gereiset, und habe gefunden, daß der Paruvu eine Stunde Wegs beträgt. Dies würde also auf den Amada vier Meilen, statt drey, ausmachen. Vielleicht sind aber die Meilen in Carnate grösser, dergleichen Unterschiede man ja auch in französischen Provinzen antrift; wenigstens wird

ein Amada Weg, einem Jamu Zeit gleich geschätzt, der doch sicher nicht mehr denn drey Stunden austrägt.

Kommt man in Carnate mehr nördlich, so bedient man sich zwar noch immer der Amada, aber das Wort Ghadhia bezeichnet blos die kleine Stunde von 24 Minuten, und hingegen Cosse, die kleine Meile. Dieses Wort Cosse, kommt von dem starken Umgang mit den Mohren her, die gleichsam die Herrn dieses Landes sind und von denen sich das Volk, die Bezeichnung durch Cossen angewöhnt, und darüber den eigenen Landesnamen, vergessen hat.

Es giebt aber noch ein andres Land in Indien, das seine eigene Sprache hat, und dessen Volk eine zu große Rolle für die Ruhe der andern indischen Nationen spielt. Dieses Land heißt Maharaschtran, das ist, großes Land, woraus wir Maratten gemacht haben. Die Hauptstadt heißt Satara, deren Breite und Länge Herr d'Anville nicht zu bestimmen gewagt hat, weil ihm seine Nachforschungen, kein befriedigendes Resultat, zu ihrer Angabe, gewährten. Nach Reise- und Landes-Nachrichten, glaube ich die Breite von Satara auf 17. 55'. und die Länge auf 91°. 12'. setzen zu können. Die Wegmaase des Landes der Maratten sind zwey bis dreyerley Art. Das große heißt Gan oder Gahun (Gaone) es besteht aus Cossen und halben Cossen, deren achte, oder viere auf ein Gan gehn. Man kennt hier auch das kleine Maas, unter dem Namen Ghedi (Gnedi), das auch

Gatca heißt. Der Gan hat viel Gleichheit mit dem Teluguer Amada, und hält also vier Stunden Wegs, oder noch weniger.

Was von den Marattischen Maasen gilt, ist ebenfalls, sogar bis auf die Benennung, von einem, mehr südlich gelegenen, Lande zu verstehn, das aber nördlicher als Maleyalam ist, an das es vielleicht unmittelbar angränzt. Die Sprache die man hier spricht, heißt Concuni, und ist die Sprache des Volks zu Goa: das Land fängt gleich oberhalb dieser Stadt an.

Die Sprache der Maratten ist von Goa an bis Suratte in Gebrauch, und hier fängt die Sprache und das Land der Gutscheraten an, wo die Maratten ihre Eroberungen weit ausgebreitet haben. Die grosse Meile ist hier unter dem Namen, Gahu üblich; ein Gahu, (Gaon) besteht aus vier Cossen, und eine Cosse aus zwey Ghedi, ein Wort, das diese Sprache mit der Marattischen gemein hat, um die kleine indische Meile auszudrücken. Aber im gemeinen Leben, ist der Ausdruck Cosse überall geläufig. Da die Gutscheratischen Gahu sehr groß sind, so müssen es die Cossen auch seyn. Sie kommen fast einer unsrer Meilen gleich. Westlich von Gutscherate, ist das Land der Candos. Man drückt sich hier auch durch Gahu aus, und sie sollen von ausserordentlicher Länge seyn.

In Ansehung derjenigen Länder die mehr nordwärts als die schon erwähnten liegen, habe ich nicht erfahren können, ob das grosse indische Maaß da sehr gebräuchlich sey: die Benennung

wenigstens ist daselbst nicht unbekannt; es heißt dort Gahu, wie zu Gutscheratte. So viel ist gewiß, daß man dort vornämlich Cosse sagt; so daß ich glaube, es sey das einzige oder doch fast das einzige Meilenmaaß dessen man sich in den übrigen von denen dem Gros-Mogol unterworfenen Ländern bedient. Von diesem Maaß muß nun etwas ausführlicher gehandelt werden.

Man unterscheidet verschiedene Arten davon. Mir sind folgende bekannt geworden: Zemidari, Pacca, Catscha, und Rosmi. Die ersten sind sehr groß, und scheinen ohngefähr so viel als eine starke Meile von Bretagne auszumachen. Die Pacca sind viel kleiner, einer Meile von Isle de France gleich. Die Catscha oder kleinen betragen nicht viel mehr als eine gemeine Viertelmeile. Die Lagermeilen sind mit den Catscha einerley. Rosmi sind diejenigen die man für einen Gros-Nabob, wenn er reiset, ausmißt: eine Sache der Pracht und Eitelkeit, sonst nicht viel mehr! Denn nichts ist fehlerhafter als dieses Maaß, weil die Ausmesser so nachläßig sind und sich so wenig Mühe geben das Seil straff genug anzuziehen. Ich hätte wohl wissen mögen, wie viel Ellen dieses Seil halte, wie viel Cossen darauf gehen; aber ich hab' es bis jetzt noch nicht erfahren können.

Die Catscha scheinen in dem Gouvernement Dekan gebräuchlicher als die andern Cossen zu seyn: und da es diejenigen sind, deren man sich im Lager bedient, so läßt sichs glauben, daß sie in ganz Indien gebraucht werden, denn dieses Land wird durch häufige Kriege beunruhiget und immer

liegen Truppen im Felde. Auf eben die Art rechnet man ohne Zweifel bey allen Armeen dieses Monarchen, ohne sich an die verschiedenen Arten von Cossen zu binden, die in den verschiedenen Provinzen dieses grossen Reichs gebräuchlich sind. Eben das kann die Ursache gewesen seyn, daß man sie überall eingeführet hat: zumahl da man keine andern auf den Meilenzeigern angegeben findet, die an gewissen Stellen von Cossen zu Cossen aufgerichtet sind.

Diese Meilenzeiger stehen links und rechts sechs Toisen von einander. Hier und da sind sie von Stein gemauert, zwey Toisen hoch, und laufen kugelförmig zusammen, nach Art der Mosquée Thürme; sie sind rund, und haben ohngefähr drey Fuß im Durchschnitt. Anderswo sind es blos sehr hohe Steine, aus einem Stück und ein wenig zugehauen. Wieder an andern Orten sind sie kaum drey Fuß hoch. Doch auf allen ist angegeben, wie viel Cossen von da nach diesem oder jenem Orte sind.

Man darf nicht glauben, daß sich solche Meilenzeiger in ganz Indien finden: ich habe auf meinen verschiedenen Reisen nicht einen gesehn; und P. Montjustin, der Dekan nach allen Richtungen durchreiset hat, versichert, sie wären sehr selten, er hätte deren in der Nähe von Masulipatam und Hederabad, sonst aber fast nirgends angetroffen. Vielleicht gab es deren vormahls mehr: denn die noch stehen, verfallen hier und da: eben so kann die Zeit diejenigen, die nur aufgemauert waren,

zerstört haben. Vielleicht ist das nämliche durch Nachläßigkeit der Regierung selbst in den, näher an Delhy gelegnen Ländern geschehen, wo unsere französischen Reisenden, nach ihrer Versicherung, welche angetroffen haben. Ein Perser, ein Mann von Einsicht, der in allen Gegenden Indiens gereiset ist, hat mich versichert, man fände deren nur bey den grossen Städten, auch erstreckten sie sich nicht weiter, als eine oder zwo Manzil, oder Tagereisen.

Der erste Erfinder dieser Meilenweiser ist nicht wohl zu entdecken. Wenn es wahr ist, was Hr. d' Anville den Strabo sagen läßt, daß die indischen Obrigkeiten für die Heerstrassen besonders Sorge trugen und die erwähnten Pfeiler aufrichten liessen, so wäre die Sache freylich sehr alt: allein man muß auch zugleich gestehen, daß die heutigen Indier, ohnerachtet ihrer Anhänglichkeit an ihren alten Gebräuchen, hierinne von ihren Vorfahren sehr abgeartet sind, weil sie nicht einmal die ersten Begriffe von dem haben, was man jenen beylegt, und weil man keine Spuren von solchen Säulen, weder in ihrem Lande noch in ihren alten Büchern, findet. Doch nun zurück zu den Cossen!

Man entdeckt hier ohne Schwierigkeit, das doppelte oder auch selbst das dreyfache Maaß, das ich sonst angegeben habe. Die kleine verhält sich sehr richtig zu einem Weg von vier und zwanzig Minuten; folglich zum tamulschen Narhigei, und zum teluguschen Ghadhia. Die große entspricht

dem teluguschen Parubu und dem Haradâri von Mayssur. Das große Maaß von vier bis fünf Stunden ist in der hindostanschen Sprache unter dem Namen Gahu bekannt.

Nun noch ein Wort von Cossen und Gahus. Ohne Zweifel scheint das Wort Cosse sehr alt zu seyn, denn es ist aus der hindostanschen Sprache, die selbst sehr alt ist. Die Benennung κοσσαῖος die beym Stephan von Byzanz einem indischen Boten gegeben wird, bestätiget es: aber sollte nicht die Benennung von den Griechen selbst erfunden seyn? Die Mohren haben verschiedene Arten von Cossen, die sie überhaupt Alcala nennen. Einige Boten rennen auf Dromedaren, und sollen, wenn sie gut beritten sind, in einem Tage wohl funfzig Cossen machen. Diese Kuriere heissen Chuttra-Assuari oder Daca-Assuari. Die andern sind blosse Fußläufer: sie heissen Cassal, und machen, wie man sagt, an einem Tage gegen dreyßig Cossen. Es giebt noch eine Art die einen Theil des Saltanat, oder des Gefolgs der mohrischen Herren ausmachen: man nennt sie Paëc. Kuriere zu Pferd giebt es in Hindostan nicht, welches ich wegen des Wortes Assuari anmerke, das dem Wort Assuam sehr ähnlich ist, welches in der Gelehrten-Sprache ein Pferd bedeutet. Hätten vielleicht die Griechen aus Cassal, welches gar nicht von Cosse abstammt, κοσσαῖος gebildet?

12.

Reisen in Indien — Arten, über Wasser zu setzen — Geschwinder Häuserbau — Caste der Räuber — seltsame Dinge die Pater Martin von dieser Caste erzählt — grausames Vergeltungsrecht — ohnaufhörliche Befehdungen in Indien.

Wenn die Hindus eine Reise thun wollen, so pflegen sie den Tag vor dem Aufbruch ihren Reiß zu kochen, und das Wasser auszudrucken, um ihn desto bequemer bey sich tragen zu können; dieser Reiß ist ganz kalt, und gleicht ziemlich halbtrockenen Mörtel. Er ist nicht allein weit geschmackloser, als der, den man zu Hause zurichtet, sondern versäuert auch leicht, und wird alsdenn dem Gaumen noch unerträglicher. Unterdessen ist dieses die einzige Speise, für Reisende in diesem Lande.

Man mag eine Reise thun, zu welcher Jahreszeit man will, so wird man allezeit viel zu leiden haben: in der heissen Zeit ist man den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Gesicht, Hände und Füsse verbrennen. Mancher Mißionar hat die äussere Haut, sonderlich im Gesicht, mehr denn 30mal verändert. Die Luft ist oft so schwül, daß man kaum Othem hohlen kann, und es giebt manche Monate, wo es schlechterdings ohnmöglich ist, von zehn Uhr des Vormittags, bis zwey Uhr des Nachmittags, einen Schritt zu thun.

Die Regenzeit hat wieder andre Unbequemlichkeiten. Weil es alsdenn fast unaufhörlich regnet, und die Mißionarien bloß mit einem simpel-

nen kattunenen Gewand bedeckt sind, so sind sie bald durch und durch genäßt. Den ganzen Tag müssen sie in diesen Zustand zubringen, und wenn sie des Abends, wie sichs sehr oft zuträgt, weder Holz noch Stroh antreffen, um sich zu trocknen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich auf die bloße Erde in den nassen Kleidern zu legen, und eines Schlafs zu genieſſen, der sich ohne die äusserste Ermattung, nicht einstellen würde.

Brücken und Fahrzeuge zum Uebersetzen über Ströme und Flüsse, sind hier selten in Gebrauch. Da die meisten Hindus gut schwimmen können, so brauchen sie nicht mehr als eine Faschine, um über die breitesten Flüsse zu kommen. Müssen sie jemand übersetzen, der nicht schwimmen kann, so binden sie fünf oder sechs Wellen mit Stricken zusammen, setzen ihn darauf, und treiben die Maschine, neben herschwimmend, ans andre Ufer. Pater Bouchet versuchte selbst diese Weise unter Angst und Zittern, als er das erstemal, auf diese Art, über den Coloran setzte, der damals eben so breit war, als die Garomo Bordeaux gegen über. Um ihn seine Bangigkeit zu benehmen, sprangen eine Menge indischer Christen ins Wasser, und umgaben die zerbrechliche Maschine, auf welcher er sich befand, bis er das andre Ufer erreicht hatte.

Oft bedient man sich der Stäbe von Netti, dessen Zweige ziemlich dem Kork gleich kommen; aber, man mag es anstellen wie man will, so wird einen der Strom doch immer eine Viertel- oder wohl gar halbe Meile weiter als der Ort

führen, wo man anlanden sollte. Einige setzen über Flüsse, indem sie ein großes irrdenes Gefäß umfassen, dessen Oefnung wohl verwahrt ist, nachdem man es zuvor, bis zur Hälfte, mit Wasser angefüllt hat, um ihm mehr Consistenz zu geben. Einige Mißionarien, die es oft versucht hatten, hielten diese letztere Art für die sicherste und leichteste, aber Pater Bouchet giebt den Netti-Wellen den Vorzug.

Pater Barbier auf seiner Reise nach Daca, im Jahr 1723, verwunderte sich nicht wenig als er sah, mit welcher Geschwindigkeit man hier Häuser baut. Der dortige Mißionar versicherte ihn, bey seiner Ankunft, daß ihm noch vor Abend ein Haus gebaut werden solle, worin er bequem wohnen könne, und daß es dazu nichts weiter bedürfe, als in die Stadt zu schicken. „Ich war sehr neugierig, fährt der Pater fort, die Structur dieser Häuser zu sehn, die man so gleich auf den Markt zu kaufen bekommen konnte. Eine halbe Stunde war noch nicht verflossen, als ich verschiedene Bündel Rohr, und einige, ebenfalls von Rohr geflochtene, Matten oder Hürden bringen sah, wozu noch ein zwanzig gabeliche Pfähle, und zwey große Hürden von Baumästen, kamen, die hinlänglich mit Stroh versehen waren, um vor der Sonnenhitze zu schützen; sie waren zum Dach bestimmt. Das Gebäude wurde in kurzer Zeit auf zwey Gabeln aufgerichtet, welche den Umfang bezeichneten. Man befestigte so viel Querhölzer daran, als erfoderlich war, um dem Gebäude Halt zu geben, und das Ganze wurde mit

einer gedoppelten Matte bekleidet. Die Oefnung zum Fenster, schnitt man in die Matte, und verschloß sie durch einen Laden, gleichfalls von Matte, der von oben, wie ein Wetterdach, angemacht war. Eine Matte war die Thüre, und das Haus stand noch, vor Nacht, vollendet da. Den andern Morgen bedurfte es nichts weiter als das Dach mit so viel Stroh zu belegen, daß man darin völlig vor den Regen gesichert war. Kurz ich fand mich, in wenigen Stunden, sehr angenehm quartirt."

Die häufigen Räubereyen und Plünderungen machen das Reisen in Hindostan sehr gefährlich. Im mittägigen giebt es sogar eine eigene Caste, die ein öffentliches Gewerbe aus dem Stehlen macht, und sich die Caste der Räuber nennt. Sie flüchten sich in die Wälder, wo sie ihre eigene Dörfer haben, die von verschiedenen Oberhäuptern regiert werden. Wenn Uneinigkeiten im Staat ausbrechen, wissen sie solche sehr gut zu nutzen, und plündern was ihnen vorkommt. Pater Martin der sich im Jahr 1709 zu Madura befand, erzählt seltsame Dinge von den Sitten und Gebräuchen dieser Caste. *) „Ich durchwandre jetzt, schreibt er, das Land der Räuber. Mein Weg führte mich durch ein grosses Gehölze, wo man mir in einer kleinen Weite, eine Menge Stellen wieß, wo erst kürzlich Mordthaten verübt worden waren. Mit dem vollkommnen Vertrauen, das jeder Mißionar, in den Schutz des Allerhöchsten setzen muß, verbinde ich noch eine andre Vor-

*) Die zu Trankebar, heissen sie Kaller. R.

ficht, die ich nicht ohne Nutzen gefunden habe. Ich lasse mich von einem Dorfe zum andern, durch einen dieser Räuber selber begleiten. Es ist ein unverletzliches Gesetz bey diesen Räubern, daß sie die Personen nicht beunruhigen, die sich unter den Schutz eines ihrer Kameraden begeben haben. Als vor einiger Zeit verschiedene von ihnen, einige Reisende beleidigen wollten, die von einem aus ihren Mitteln begleitet wurden, schnitte sich dieser auf der Stelle beyde Ohren ab, und drohte sich selbst umzubringen, wenn sie in ihrem Beginnen fortführen. Die andern waren hierauf gezwungen, sich, nach Landesgebrauch, gleichfalls die Ohren abzuschneiden, und sie beschworen den Begleiter es dabey bewenden zu lassen, und sich nicht das Leben zu nehmen, um nicht genöthigt zu seyn, einen aus ihren Mitteln gleichfalls todschlagen zu müssen."

„Es ist dieses ein äußerst seltsamer Gebrauch, und der nothwendig die Leser in Erstaunen setzen wird; aber sie müssen wissen, daß bey diesen Völkern das Vergeltungsrecht in seiner ganzen Stärke gilt. Wenn sie untereinander in Streit gerathen, und der eine, zum Exempel, sich ein Auge ausreisset, oder sich umbringt, so muß der andre ein Gleiches, entweder an sich oder an einem von seinen Verwandten thun: die Weibspersonen treiben diese Barbarey noch weiter: der leichtesten Beleidigung, die ihnen geschehen, oder des geringsten beissenden Wortes wegen, sind sie im Stande, sich den Kopf an der Thüre derjenigen einzurennen, die sie beleidigt hat, und diese

ist alsdenn gezwungen, sich auf dieselbe Art zu mishandeln. Vergiftet sich eine, indem sie den Saft eines giftigen Krauts trinkt, so muß die andre, die zu diesem gewaltsamen Tod Anlaß gegeben hat, sich auch vergiften: Wer sich weigert die Vergeltung an sich auszuüben, dem steckt man sein Haus über dem Kopf in Brand, plündert seine Haabe und Gut, und mishandelt ihn so lange, bis er die gefoderte Genugthuung leistet."

„Sie erstrecken diese Grausamkeit bis auf ihre eignen Kinder. Es ist nicht lange, daß, wenige Schritte von meiner Kirche, zwey dieser Unmenschen, mit einander einen Streit anfingen. Der eine lief sogleich nach Hause, hohlte sein Kind, das ohngefähr vier Jahr alt seyn mogte, und zerschmetterte ihm in Gegenwart seines Feindes, den Kopf zwischen zwey Steine. Dieser ergriff, ganz gelassen, seine Tochter, die erst neun Jahr alt war, und stieß ihr den Dolch in die Brust:" „dein Sohn, sagte er hierauf, war nur vier Jahr „alt, meine Tochter war ihrer neun; gieb mir „ein Opfer, das dem meinigen gleich sey!" — „das „will ich!" antwortete der andre, und da er seinen ältesten Sohn neben sich erblickte, den er eben in Begriff fand, zu verheyrathen, so versetzte er ihm vier oder fünf Stiche mit dem Dolch. Das war ihm aber noch nicht genug; er tödete auch seine Frau um seinen Feind zu nöthigen, gleichfals seine Frau zu morden. Auch eine Enkelin, und ein kleines Kind, das noch an der Brust lag, wurden erschlagen, so daß an einem Tage, sieben Personen

als Schlachtopfer der unmenschlichen Rache dieser Wüteriche fielen."

„Es hält sich jetzt ein junger Mensch in meiner Kirche auf, der zu uns geflüchtet, und mit einem Lanzenstos verwundet ist, den sein Vater in der Absicht nach ihm that, um ihn zu ermorden, und seinen Feind dadurch zu zwingen, ebenfalls seinen Sohn zu erstechen. Der Barbar hatte schon bey andern Gelegenheiten aus eben der Ursache, zwey seiner Kinder umgebracht. Diese Mordgeschichten werden vielleicht meinen Lesern, so viele Mährchen dünken, aber ich übertreibe nichts, und ich könnte noch andre Beyspiele erzählen, die eben so tragisch sind. Unterdessen muß man gestehn, daß dieser, die Menschlichkeit so sehr empörender, Gebrauch, nur unter der Caste der Räuber eingeführt ist, und daß viele unter ihnen sorgfältig allen Anlaß zu Streitigkeiten zu vermeiden suchen, um sich nicht in dergleichen traurige Nothwendigkeiten gebracht zu sehn. Ich kenne welche, die in solchen Fällen andern die Kinder wegnahmen, damit sie diese nicht in der Wuth umbringen, und sie zuletzt gezwungen seyn mögten, gleichfalls die Mörder der ihrigen zu werden." Unterdessen haben die Personen von dieser Caste, eine besondre Ehrfurcht für die christlichen Mißionarien, denen sie mit Schonung selbst, in den Ausbrüchen ihrer Wuth, und mit Achtung begegnen.

Die öftern Revolutionen in Indien sind eine nieversiegende Quelle von Gefährlichkeiten. Die

Königreiche des mittäglichen Indiens sind unter verschiedene Palleacaren oder Statthalter vertheilt, die zwar vom Fürsten abhängen, aber doch so sehr Herren in ihren kleinen Staaten sind, daß sie sich einander bekriegen können, ohne daß der Fürst den geringsten Antheil an ihren Zwistigkeiten hat. „Kein Monat vergeht, schreibt der Pater Bouchet, wo nicht in irgend einer Gegend meines Mißions-Distrikt, dergleichen kleine Kriege vorfallen sollten. Auf den ersten Lärm ergreifen die Einwohner der Dörfer die Flucht, und retten sich anderswo hin. Geschehn aber die Einfälle plötzlich, und ohne daß man sie vermuthete, so wird alles niedergehauen, was vor die Klinge kommt ꝛc. . . . „Ausser diesen kleinen Fehden, pflegt auch der König von Madura jährlich eine Armee gegen diese Palleacaren aus zu schicken. Wehe alsdenn jedem, der ihr begegnet, oder nicht Zeit hat, sich in die Wälder und das Gebiete anderer Fürsten zu flüchten!" . . . . . „Aber dies Elend ist noch größer, wenn sich die Truppen des großen Mogols, in diesen Theil von Indien begeben. Es ist ein Anblick, den niemand ohne Thränen ansehn kann. Eine Menge Menschen laufen da und dort in der Irre umher, ohne zu wissen, wohin? Männer, Weiber, Kinder, Pferde, Vieh, alles drängt durch einander, alles flieht, unterdessen die Dörfer in Brand stehn, und der Soldat plündert und verheert. Die Männer kennen ihre Weiber nicht mehr; selbst Väter und Mütter verlassen ihre Kinder, wenn sie solche auch noch so zärtlich lieben: und die Weibspersonen

stürzen sich in die Flammen oder ins Wasser, um nicht einem Feind in die Hände zu fallen, der zehnmal ärger ist, als der Tod selbst."

13.

Memoiren über einige der letztern Kriege der Hindus und Mohren — Zahlreiche Heere der Morgenländer — Gepäcke und Gefolge des Nisam-Muluk — Etikette in seinem Lager — Unglückliches Ende des Mohammed-Shah — List seines Thronerben — Beitragung von zwey und zwanzig Omrah'n — Tod des Nisam-Muluk — Düpleix Empfang des Chandasaeb — Pomp des Einzugs eines Suba zu Pondichery — Vorsicht der asiatischen Grossen bey ihren Mahlzeiten — Uneigennützigkeit des Düpleix.

In der neuen Ausgabe der Lettres édif. et curieus. befindet sich ein weitläuftiges Mémoire eines Mißionars, das jetzt zum erstenmal gedruckt erscheint, und die letzten Fehden und Kriege der Mohren, in der Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, worin die Engländer und Franzosen zum Theil mit eingeflochten wurden, so wie ein andres, ebenfalls ungedrucktes, Mémoire sur l'Inde, abhandelt. Gebunden an den kurzen Raum eines Auszugs, muß ich diese beyden Memoiren, die sich nur ohne Abkürzung mittheilen lassen, gänzlich übergehn. Ueberdieses mögte wohl bloß dem Geschichtsforscher dieser Länder, und nicht den grossen Haufen der Leser, an ihrer Einrückung gelegen seyn, da sich die Aufmerksamkeit der letztern

jetzt

jetzt auf die Begebenheiten unserer Tage in diesem Welttheile einschränket, und das Interesse der ältern Kriege durch das Interesse der neuern verdrängt wird. Nur einiges, das Anekdote zu der in diesen Ländern üblichen Art ist, den Krieg zu führen, oder sonst durch seine Eigenheiten unterhält, will ich hier aus den mancherley Berichten zusammen tragen.

Als im Jahr 1742 der Nabab von Arkar Sabdalarikam, in einem bürgerlichen Kriege ermordet wurde, und das Gerüchte dieser Zwistigkeiten bis an den Hof zu Delhy erscholl, erschien der Vicekönig Nisanmulu, Nisan muluk, Azefia (denn ich finde alle diese drey Benennungen von ihm) der sich in der letzten Revolution des Mogulischen Reichs so berühmt gemacht hat, an der Spitze eines Heers von fünfmalhunderttausend Mann. Diese fürchterliche Armee blieb ganzer sieben Monate in Madure und den Gegenden von Tirutschinapali stehn. Er setzte alle maurische Großen ab, und zwang sie, ihm als Gefangene zu begleiten. Unter diesen 500000 Mann, befanden sich nur ohngefähr 100000 Reuter, die würklich Soldaten waren. Der Rest war nur da um zu sengen und zu plündern, und die Elephanten, Kameele, Kanonen ꝛc. zu warten. Hierzu rechne man noch das Gesindel aus allen Ländern, das sich gewöhnlich zu diesen Heeren zu schlagen pflegt; denn hierin besteht eine der Lieblingsneigungen der orientalischen Fürsten; sie suchen eine Grösse darin, von einem zahllosen Troß Menschen,

Armee und Reihen, begleitet zu werden. Alles ist gut, wenn nur der Prinz um sich her nichts als angenehme Gegenstände sieht.

Die Armee des Nisam-Muluk führte zwey Mörser und fünfhundert Stücke bey sich; die größten wurden von Elephanten, und die kleinern von Ochsen gezogen. Dieses Geschütz war auf die Spitze, das Centrum und die Flügel des Lagers vertheilet. Dreyßig kleinere Stücke standen vor dem Generals-Zelt. Man zählte zwölfhundert Elephanten bey diesem Heere. Tausend waren für das Geschütz und Gepäcke, und die übrigen zum Dienst Nisam's, seines Sohnes, und seines Harem's bestimmt. Funfzig Kameele trugen ganze Lasten Patronen und Kartetschen; die Ochsen, Büffel, Kühe, Kameele und Schaafe waren in zahlloser Menge vorhanden, sonderlich aber eine unglaubliche Anzahl vierräderiger Karren, die man von Aureng-Abad herbeygetrieben hatte. Die Bazar's waren immer überflüßig mit Gemüsen versehn.

Nisam machte einen täglichen Aufwand von 100000 Rupien. (beynahe 70000 Thaler sächsisches Geld.) Vierzig Gemidare begleiteten ihn. Wenn er marschirte, so ging ein Elephant vor ihm her, der einen Stab oder Art Stock trug, der oben, statt des Knopfs, einen vergoldeten Krokodil-Kopf, mit aufgesperrten Rachen hatte. Dies war ein besonderes, vom Kayser ihm zugestandenes Gnadenzeichen, und Merkmal seiner Würde, als Oberbefehlshaber aller Mogolschen Armeen. Ein andrer Elephant trug eine Standarte, oben

mit einem weissen Roßschweif und einem Arm, der mit einem Säbel bewafnet war. In seinem Gefolge befanden sich auch fünfhundert Chopdare, oder Ueberbringer seiner Befehle. Alle Großen der Provinz, die ihm ihre Aufwartung machen wollten, liessen sich anfänglich unter dem Titel eines Nababs anmelden. Nisam fiel dieses auf: „Wie? rief er aus, es giebt achtzehn Nababe in dieser Provinz, und ich weiß kein Wort davon? In Wahrheit, die Titel haben sich sehr schnell hier vermehrt. Ich, meines Theils, glaubte immer, es gäbe nur einen Nabab!" — Er sagte dieses, weil er sich für den Einzigen hielt, der das Recht habe, den Nabab-Titel zu führen. Auch wurden alle diese Titel gar eilend wieder abgelegt, und zwey Herren, die sich noch als Nababe anmelden ließen, erhielten Prügel von den Chopdaren. Diese, wenn sie einen Grossen anmeldeten, bedienten sich nun bloß der Worte: „Dein Sklave, der und der, verlangt dich zu sprechen." Wenn der Grosse vor dem Nisam erschien, so blieb er, in seiner Gegenwart, aufrecht, und in einiger Entfernung stehn, es wäre denn, daß ihm dieser, aus besonderer Gnade, ein Zeichen gegeben hätte, sich zu setzen. Alle seine Gemidare und andere Officiere, standen ebenfalls, ehrerbietig und schweigend, hinter ihm. Wenn er mit ihnen sprach, so geschah es nur mit wenig Worten, und sie antworteten ihm allezeit sehr demüthig, und sich verbeugend. Er liebte die Europäer, mit denen er sich sehr freund-

schaftlich unterhielt, und hatte eine vorzügliche Neigung für die Franzosen.

Auf dem Marsch blieb immer ein Zwischenraum von hundert Schritten, zwischen Nisam und Nazerzing seinem Sohne, der eine eiserne Kette, zum Zeichen seiner Gefangenschaft trug; denn er hatte sich gegen seinen Vater empört, und war von ihm in einer Schlacht zum Gefangenen gemacht worden. Die Damen des Nisam kamen zuletzt, unter Bedeckung eines ansehnlichen Geschwaders von Reutern; sie sangen das Lob des Nisam's.

Dieser Nisam war es, der, wie sich unsere Leser aus dem ersten Band erinnern werden, den Verdacht einer Verrätherey gegen seinen Herren den Groß-Mogul, bey dem Einfall des Nadir-Shah auf sich lud ꝛc. und ihn gewissermassen in die Hände des persischen Usurpators lieferte. Der Verdacht dieser That war um desto stärker, da er von Geburt ein Perser war, und die Nichte des Kayfers geheyrathet hatte. Nach dem Abzug des Nadir-Shah, befand sich der Großmogul, Mohammed-Shah, so geschwächt, daß er nicht mehr in Stand war, die Statthalter und Heerführer des Reichs in gehörigen Schranken zu halten. Die Patanen nutzten diesen Augenblick, Delhy mit einem Heer von 80000 Reutern und 190000 Fußgängern anzugreifen.

Um den Groß-Mogul befinden sich vier und zwanzig Omrah's, die seine Minister und Räthe vorstellen. Zwey von ihnen sind Oberbefehlsha-

ber seiner Armeen, der eine im nördlichen, der andre im südlichen Theile seines Reichs. Ihre Pflicht ist Empörungen zuvor zu kommen, und auf Ruhe und Ordnung im Staate zu sehn. Ein solcher Groß-Feldherr war Nisam-Muluk. Die Politik dieser Generale, wenn sie nach Hofe gerufen werden, um Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen, besteht darinn, daß sie heimlich einige Korps Maratten bereden, in diese oder jene Provinz einzufallen, und sie zu verheeren. Dann entschuldigen sie sich, daß sie nicht nach Hof kommen, mit der Nothwendigkeit, diesen Räubereyen Einhalt thun zu müssen, und entgehn so der Gefahr. Auch Nisam, dessen Intriken zu gnau bekannt waren, als daß er nicht einer übeln Aufnahme vom Kayser gewärtig seyn mußte, hatte sehr oft unter diesem Vorwand, die Reise nach Delhy von sich abgelehnt.

Als in der Hauptstadt der Anmarsch der Patanen bekannt wurde, versammelte Mohammed-Shah seine Feldherrn und Minister, setzte sich auf seinen Thron, und indem er von seinem Betel in die Hand nahm, lud er denjenigen, welcher Muth genug hätte, das Lager der Feinde anzugreifen, ein, daß er sich nähern, und von diesen Betel empfangen mögte. Aber keiner hatte Herz oder Lust es zu thun. Nur der einzige Sohn des Kaysers, ein junger Prinz von achtzehn Jahren, der mit inniger Betrübniß das düstere Schweigen sah, das in der Versammlung herrschte, stand endlich auf, um den Betel zu nehmen. Aber sein Vater verhinderte ihn daran, und stellte ihm

vor, daß es sich nicht schicke, daß der vermuthliche Erbe des Reichs, sich bey einem so gefährlichen Unternehmen aussetze, da so viele erfahrene Generale vorhanden wären, denen diese Sache eher anvertraut werden könnte, als ihm. Aber alle Grossen bestanden darauf, daß da der Prinz den Betel genommen habe, es auch an ihm sey, das Unternehmen auszuführen. Der Prinz selbst bat seinen Vater mit Thränen darum. Dieser mußte endlich nachgeben, und befahl, daß ihm seine Minister, zufolge der Verordnungen der Reichs-Gesetze und Verfassungen, 300000 Mann stellen sollten. Sie gehorchten, bestachen aber unter der Hand die Befehlshaber und Anführer dieser verschiedenen Truppen, daß sie den Prinzen den Patanen in die Hände liefern, und machen sollten, daß er in der Schlacht getödet werde. Durch ein Ohngefehr wurde diese Verrätherey in dem Augenblick entdeckt, wo der junge Prinz die Patanen angreifen wollte; er versicherte sich sogleich der Rädelsführer, die er nach Verdiensten strafen ließ, und schlug und zerstreute hierauf das ganze feindliche Heer.

Während dieses bey der Armee vorging, hatten die zwey und zwanzig Omrahs die bey dem Kayser geblieben waren, und an dem guten Erfolg ihres verrätherischen Anschlags nicht im mindesten zweifelten, in der Stadt ein dumpfes Gerüchte verbreitet, als ob die Mogulen geschlagen, und der Prinz geblieben sey. Sie gingen in das Gemach des Kayfers, tödeten ihn, und warfen seinen Leichnam zum Fenster hinaus; in

Delhy aber sprengten sie aus, er habe sich, aus Gram über die Zeitung vom Tode seines Sohnes, und dem Verlust der Schlacht, selbst zum Fenster hinausgestürzt. Ein solches Ende nahm Mohammed Shah, Kayser von Hindostan, den seine eigene Minister im Jahr 1748 umbrachten.

Dieser Meuchelmord konnte unterdessen nicht ganz geheim gehalten werden. Der junge Prinz, den wir in Zukunft nur Ahmet-Shah nennen wollen, erfuhr bereits den ganzen Verlauf, als er im Begrif war, nach Delhy zurück zu marschiren. Sogleich sah er die ganze Grösse der Gefahr ein, die über seinem Haupte schwebte. Um ihr zu entgehn, nahm er seine Zuflucht zur Vorstellung, und zu derselben List, die Aureng-Zeb bey einer andern Gelegenheit geglückt hatte. Er schien untröstlich über den Tod seines Vaters, den er für ganz natürlich hielt, zerriß sein Gewand, und nahm die Kleidung eines Fakirs an, indem er laut bekannt machte, daß er von nun an der Welt entsage, und von der Thronfolge nichts wissen wolle. Er hatte sogar die Klugheit, sich närrisch zu stellen. Die Meuchelmörder, die von allem diesen unterrichtet waren, kamen ihm entgegen, und begrüßten ihn als Kayser; aber der Prinz beharrte bey seinem Vorgeben, und gab ihnen mit der betrübtesten Mine von der Welt, zur Antwort: „daß er entschlossen sey, nie den Thron zu besteigen; daß einer von ihnen Kayser werden, und er ihm zu Besten, im Gegenwart des Volks, seine Rechte auf das Reich abtreten wolle." — „Heute begebe ich mich in den Pallast, fuhr er fort, um

Abschied von meiner Mutter zu nehmen. Ein Jeder von euch verfüge sich nach seiner Wohnung. Derjenige, den ich diese Nacht rufen lassen, und ihm das Reichssiegel aushändigen werde, soll meinen Namen führen, und an meiner Stelle herrschen. Ich wünsche daß Friede, und Heil seine Regierung beglücken mögen. Für mich ist diese Welt nicht mehr!"

Diese Rede des Prinzen setzte alle Grossen in Bewegung, und fing an den Geist der Zwietracht unter sie auszustreuen. Jeder von ihnen schmeichelte sich, daß die Wahl auf ihn fallen sollte, und beneideten sich schon im Voraus. Sie gingen ohne weitere Verabredung aus einander.

Sobald Ahmet-Shah im Pallast war, ließ er zwey und zwanzig Zimmer, mit sehr niedrigen Thüren, zu Ausführung seines ausgesonnenen Anschlags in Bereitschaft halten. An jeden Eingang stellte er zwey vertraute Personen mit Schlingen von dünnen indianischen Röhren, und gab ihnen Befehl, den Omrah, den er rufen lassen würde, damit zu erdrosseln. Er fing bey dem Vornehmsten an, der schon die Krone auf seinem Haupte wähnte, und indem er sich bückte, um durch die Thüre in das Zimmer zu kommen, wo er den Prinzen auf sich warten sah, von den zwey Soldaten ergriffen, und erdrosselt wurde. Seine Mitschuldigen hatten nach und nach ein gleiches Schicksal. In weniger denn zwey Stunden waren die zwey und zwanzig Verräther der gerechten Rache des Prinzen aufgeopfert. Er ließ ihre Leichname auf den öffentlichen Platz zur Schau

stellen, und ernannte auf der Stelle andre Minister, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Hierauf erschien er auf dem Thron, in vollem Glanz der Majestät, und wurde vom ganzen Reich als Kayser erkannt.

Nisam-Muluk war der Haupt-Anführer der Verschwörung gewesen, und Ahmet Shah, der dieses und seine vorigen, grossen Verbrechen, auf das schärfeste zu ahnden sich vorgenommen hatte, schickte ihm einen Befehl zu, nach Hof zu kommen, und Rechnung von den Einkünften der ihm anvertrauten Provinzen abzulegen, von denen noch nichts zur kayserlichen Schatzkammer abgeliefert worden war. Die Befehle des Kayfers waren so dringend, und alles so gut eingefädelt, daß Nisam sich diesmal, unter keinem Vorwande entbrechen konnte, Gehorsam zu leisten. Dieser alte General, der nach dem Vorgeben seiner Nation damals 107 Jahr alt war, kränkte sich so sehr über den schlechten Ausgang seiner Intriken, und die Furcht die Laufbahn seines Ruhms durch einen schmählichen Tod endigen zu müssen, wirkte so heftig auf ihn, daß er Gift nahm. Andre sagen daß er für Gram gestorben sey; noch andre, daß ihn sein Sohn Nazerzing vergiftete. Dieser, der bey Lebzeiten seines Vaters nur eine sehr kleine Rolle gespielt hatte, bemächtigte sich sogleich nach seinem Tode des Regiments, und seiner Schätze, ließ einige von Nisam's alten Räthen umbringen, jagte die andern aus dem Lande, und besetzte ihre Stellen mit seinen Kreaturen. Ueber-

haupt handelte er als ob er nicht Unterthan des Groß-Moguls, sondern sein eigner Herr sey.

Auf die Nachricht von der Empörung des Nazerzing's, sendete Ahmed-Shah den Muzeferzing, einen Enkel des Nisam-Muluks, mit einem ansehnlichen Heer gegen ihn aus. Dieser Muzaferzing war von neuen Kayser zum Suba und Generalißimus seiner Armeen, an Nisam's Stelle ernannt worden. Auf diesem Zuge war es, wo Chandasaeb von ihm in die Nabab-Würde von Arcate wieder eingesetzt wurde, bey welcher Expedition der damalige Statthalter von Pondichery, Herr Düpleix ein Korps Franzosen zu der Mogulschen Armee stossen ließ, deren Tapferkeit man den Sieg größtentheils zu verdanken hatte. Der Empfang des Chandasaeb zu Pondichery, und der Einzug des Suba, liefern manche Anekdote zu dem kriegerischen Prunk der neuern Satrapen Asiens.

Sobald Herr Düpleix die Annäherung des Chandasaeb erfahren hatte, gieng er ihm, in allem Pomp seiner verschiedenen Würden, bis auf die Grenze entgegen. Den Anfang des Zugs des französischen Statthalters machte ein Elephant, der eine weiße Fahne trug, in welche fünf Sonnen gewirkt waren. Nur die Mansubdaren dürfen eine dergleichen Fahne führen. Hierauf kamen zwey Elephanten, welche die Nabaden, eine Art Pauken trugen, deren Gebrauch nur den Nababen in ihren Statthalterschaften erlaubt ist. Ein dritter Elephant war der Träger einer andern

weißen Fahne, in die eine einzige Sonne mit Gold gestickt war. Zu beyden Seiten gingen zwey Kameele, mit zwey andern Pauken behangen. Ihnen folgte ein Officier, mit einer Standarte von weissen Grund, roth und grün gestickt, und oben darauf stack eine goldene Hand, mit einem Schwerd. Nun erschienen fünfhundert Reuter, mit entblößten Säbeln, denen sechzig französische Dragoner folgten, welche den Palankin des Herrn Düpleix begleiteten. Zu seiner Rechten trug man zwölf kleine, weiße Standarten, jede in der Mitte mit einer goldenen Sonne geziert. Der Palankin des Chandasaeb wurde zur Linken getragen, und hatte acht grüne Standarten, mit goldenen Sonnen zur Seite. Sein Gefolg bestand aus einem Elephanten, der an der Spitze marschierte, und auf dem sich seine grüne Fahne mit einer goldenen Sonne geziert, befand; aus dreytausend Reutern; aus zweyhundert Mann Leibwache, mit blossen Säbeln, und aus vierhundert Lanzenträgern und Armbrustschützen. Seinen Palankin umgaben zwölf Chopdaren, oder Ueberbringer seiner Befehle, mit ihren langen Stäben, und noch sechs andre mit silbernen Kolben bewafnet. Dieser Zug begab sich in die Festung, wo Chandasaeb den Herrn Düpleix mit einer Art runden Baret beschenkte, auf welchen ein Strauß, in Gestalt eines goldenen Federbusches, und reichlich mit Diamanten geschmückt, befestigt war; hierzu kam noch ein von Gold und Seite gestickter Rock, und ein goldgestickter Gürtel. Chandasaeb setzte das Baret dem Herrn Düpleix

selbst auf den Kopf, bey welcher Ceremonie das Geschütz der Citadelle gelöset wurde.

Zwey Tage darauf empfing Herr Düpleix den Suba Muzaferzing, mit derselben Pracht, und in Begleitung des ganzen obersten Raths. Der Suba hatte 5000 Reuter in seinem Gefolge, die alle den bloßen Säbel in der Hand führten. Seine Fahne war weiß, und auf der einen Seite, in der Mitte, mit einer halben Sonne, und auf der andern mit einem halben Mond von Gold gestickt. Ein Elephant trug sie. Tausend Lanzenträger folgten ihr, von zwey Elephanten begleitet, deren jeder mit zwey zweyfündigen Kanonen beladen war. Nach ihnen kamen 800 Kameele mit einer Art Raketen belastet, deren sich die Mohren im Gefecht, wie unsere Granaten, bedienen, um die Reuterey in Unordnung zu bringen. Nun erschien eine ungeheure Menge Fahnen und Standarten, als so viele Ehrenzeichen und Merkmal der Würden und Aemter, der vornehmsten Officiere, die sich im Gefolge des Suba befanden. Man zählte ihrer mehr denn 2700. Alsdann erblickte man einen Elephanten, mit einer schwarzen Standarte, die auf der einen Seite, mit einer Hand welche einen silbernen Säbel führte, auf der andern aber mit einen halben Monde, und einer halben Sonne geziert war. Man muß wissen, daß die Standarte des grossen Moguls weiß ist, und auf der einen Seite eine goldene Sonne, auf der andern einen silbernen Mond führt. Die Groß-Feldherrn und Prinzen von Geblüte führen dieselbe Standarte, doch bloß mit

einem halben Mond. Die andern aber bedienen sich rother Standarten. Die schwarze Standarte hatte Nisam-Muluk seit seinem Sieg über den Vicekönig von Golconde angenommen. Sein Sinnspruch war eine Hand mit einem Säbel. Nisam bedeutet, starker Arm. Den Elephanten, welcher bey diesem Einzug diese schwarze Standarte trug, begleiteten vier und zwanzig andre, mit Thürmen auf den Rücken, worinn Muzaferzing's vornehmste Generale saßen. Hinter ihnen marschirten fünfhundert, mit Bogen und Pfeil gerüstete Reuter. Muzaferzing selbst, saß auf einem ungeheuer großen Elephanten, und zu seinen Füssen sein achtjähriger Sohn, und der Sohn des Chandasaeb. Ihm zur Rechten führte man einen Elephanten, auf welchem sich die Standarte Maimnavatte und alle die kleinen Standarten befanden, welche die Zeichen der Würden und Ehrenämter waren, die sein Grosvater Nisam-Muluk besessen hatte. Seine Leibwache bestand aus 5000 prächtig gekleideten Reutern, mit entblößten Säbeln. Vier und zwanzig Subdare mit silbernen Kolben, und hundert Chopdare mit langen Stäben, umringten seinen Elephanten. Vor ihm her trug man eine Standarte, und mit einem halben Mond und einer Sonne auf weissem Grund geschmückt. Zwölf Elephanten schlossen den Marsch; sie trugen die Mutter, die Gemahlin, und die übrige Familie des Suba in ihren Ekeiro-sen oder bedeckten Thürmen. Sie wurden von fünftausend Büchsenschützen, tausend Lanzenträgern und Armbrustschützen, und tausend Reutern be-

deckt. Der Ueberrest des Heers kampirte in den Aldeen von Willenur, nebst den Gefangenen.

Sobald der Zug, unterm Vortritt des sieg=reichen französischen Korps, bey dem Zelte des Herrn Düpleix angelangt war, stieg Muzafer=zing ab, ging mit seinem Sohne in das Zelt, und bewillkommnte Herrn Düpleix auf das höflichste. Hierauf setzten beyde ihren Marsch mit ihrem Ge=folg weiter fort, und wurden bey ihrem Einzug zu Pondichery durch das ganze Geschütz der Ci=tadelle und der Wälle begrüßt. Die Mohren, die dieses Gepränges nicht sehr gewohnt waren, stutzten anfänglich ein wenig darüber, und da die mehresten noch nicht das Meer gesehn hatten, so eilten sie begierig nach den Hafen, um ihre Neu=gier zu stillen. Den Abend war grosse Tafel in der Statthalterey. Die Speisen waren halb auf Mohrisch, für Muzaferzing und sein Gefolge, und halb auf Europäische Art für die anwesenden Europäer zugerichtet. Es ist Gebrauch, daß der Haushofmeister die Gerichte, die für den Muza=ferzing bestimmt sind, ehe sie ihm aufgetragen werden, probet, und hernach in eine Kiste ver=wahrt, die er mit seinem Siegel versiegelt. In diesem Zustand werden sie aufgesetzt. Der Suba wenn er das Siegel seines Haushofmeisters un=tersucht und erkannt hat, läßt die Kiste in seiner Gegenwart öfnen, und genießt ohne Furcht von der darinn befindlichen Speise. Die Furcht vor Gift hat diesen Gebrauch bey den Mohren noth=wendig gemacht. Aber Muzaferzing, so lange er zu Pondichery war, beobachtete er diese Cere=

monie nur die ersten beyden Tage; die übrige Zeit wollte er, durch ihre Unterlassung, den Franzosen einen redenden Beweis geben, daß er sich bey ihnen mehr in Sicherheit glaube, als selbst bey seinem Bruder. Da Muzaferzing von Nazerzing und andern Feinden alles zu befürchten hatte, so wunderten sich alle die vornehmen Herren von seinem Gefolge, über die Grösse seines Vertrauens. Muzaferzing war ein junger Prinz von fünf und zwanzig Jahren, von mittler Größe, so weiß wie ein Europäer, von einem einnehmenden Wesen, und ausserordentlich höflich. Er vertraute dem Herrn Düpleix, daß er Auftrag vom Kayser habe, um seine Stieftochter für ihn anzuhalten, allein Herr Düpleix war klug genug, diese blendende Ehre, unter dem Vorwande des Religions-Unterschieds von sich abzulehnen. *)

14.

Schlangen — Beyspiele wie verschiedene Missionarien ihren Anfällen entgingen — ausserordentlich grosse Schlange, welche eine Provinz verwüstete — Baum der die Watte giebt — Pfeffer-Baum — Cak-Baum.

Man findet in Indien eine Menge großer und giftiger Schlangen, deren Biß tödlich ist, und oft einen Menschen in einer Viertelstunde wegraft. Es

*) Vielleicht sind die Leser begierig, des Muzaferzing's und Chandasaeb's weitere Schicksale zu wissen. Ersterer blieb 1751 in einem Treffen, und Letzterm wurde von den Engländern der Kopf abgeschlagen. R.

giebt ihrer mehr denn zwanzigerley Arten. Die, am wenigsten Gefährliche, führten doch einen Gift bey sich, der einen Ausschlag verursacht, oder blind macht. Zwar hat man in Hindostan treffliche Mittel wider ihren Gift, demohngeachtet aber sterben viele, die gebissen worden sind, weil man entweder diese Mittel zu spat braucht, oder der Gift so schnell wirket, daß alle Gegenmittel vergebens angewendet werden.

Die Mißionarien deren Wohnungen schlecht gebaut, schlecht verwahret, und von den übrigen Häusern entfernt sind, bleiben den Bissen der Schlangen mehr ausgesetzt, als die Hindus. Unterdessen entgehen sie dieser Gefahr ziemlich glücklich. Ein Mißionar der von seinen Kirchenverrichtungen nach seiner Wohnung zurück kehrte, wo er, wider seine Gewohnheit, das Licht brennen ließ, traf auf seiner gewöhnlichen Lagerstätte eine von den grossen schwarzen Schlangen an. Er entsetzte sich so sehr, daß er auf der Flucht, sich den Kopf an der niedrigen Thüre seiner Hütte beschädigte. Die auf sein Geschrey herbey geeilten Catecheten tödeten sie. Hätte er sein Licht nicht brennen lassen, so würde er verhindert worden seyn, die Schlange gewahr zu werden, und er ihren Biß keine halbe Stunde überlebt haben. Eben derselbe hörte beym Schlafengehn ein grosses Geräusch im Strohdach seiner Hütte. Er glaubte es wären Ratten, die in Indien sehr häufig sind. Aber als er den andern Morgen sein Fenster öfnete, wurde er eine von den Schlangen gewahr,

deren

deren Gift so unglaublich schnell würkt, die mit halben Leib, über dem Ort hing, wo er des Nachts geruht hatte. Ein andermal las ein Catechete neben ihm, in einem Buche; eine Schlange fiel vom Dach auf das Buch, ohne den Mann zu beissen. Drey oder vier Mißionarien, sassen unter Bäumen, und waren in einem Gespräch begriffen; eine Schlange schlüpfte in den Rock des einen, und kroch zu einem der Ermel, die die Patters hier, wegen der Hitze sehr weit tragen, wieder heraus. Man benachrichtigte den Mißionar davon, der Gegenwart des Geistes genug hatte, keine Bewegung zu machen. Sie glitt also ganz ruhig auf die Erde, wo sie getödet wurde.

Ein andrer Mißionar, von der Mittagshitze und einem beschwerlichen Marsch ermüdet, schlief unter einem Baum ein. Einige Augenblicke darauf wurde er durch das Geschrey eines Vogels aufgeweckt, der sich auf diesem Baum mit einer Schlange stritt. Die Schlange wurde genöthigt, die Flucht zu ergreifen, verließ den Baum, und schoß nach dem Mißionar, der ihrem Biß bloß durch die Bewegung entging, die er im Aufstehn machte. Sie war ganz grün, und vier Fuß lang. Diese Art Schlangen pflegt sich bloß auf den Bäumen aufzuhalten, und zielt nach den Augen der Vorübergehenden, auf die sie zuschießt. Eben dieser Geistliche behauptet von einer Schlange angegriffen worden zu seyn, bey deren Besichtigung er, nach ihrem Tod, entdeckte, daß sie zwey Köpfe zu haben schien, deren Bisse gleich tödlich wa-

ren; mit dem einen, der einem Kopfe am mehresten glich, beißt sie, und der andre, der keine Zähne hat, ist mit einem Stachel bewafnet, welcher gefährlich verwundet. Die größte Schlange, welche dieser Mißionar zu Gesicht bekam, war die Schlange einer Pagode, die so dick wie ein Mensch, und nach Verhältniß ihrer Dicke lang war. Man opferte ihr, auf einem ausdrücklich dazu gemachten Hügel, Lämmer, Geflügel, Eyer und dergleichen Dinge, die sie in einem Augenblick verzehrte. Wenn sie sich von diesen Opfern gemästet hatte, begab sie sich in ein benachbartes Gehölze, das ihr geheiligt war. „Sobald sie mich erblickte, fährt „der Mißionar fort, hob sie sich beynah drey Fuß „hoch von der Erde empor, bließ den Hals auf, „brach in ein gräßliches Zischen aus, und ver„wendete kein Auge von mir. Ich machte das „Zeichen des heiligen Kreuzes, und eilte, daß ich „hinwegkam:" woran der Mißionar, sicher sehr wohl that. Die Meynung der Hindus über diese heilige Schlange, waren getheilt, einige glauben, daß auf ihrem Haupte das Weltgebäude ruhe, andre, daß sie es war, auf die sich Wischtnu legte und ins Milch-Meer tragen ließ.

Das Specificum gegen den Biß dieser Schlangen, und andrer giftigen Thiere Indiens, heißt Weja-Marndu, oder das Gift-Mittel. Es ist mehr unter den Christen als Heyden in Gebrauch, weil letztere lieber ihre Zuflucht zu allerhand abergläubischen Gebräuchen nehmen, statt daß sich die Christen an natürliche Hülfsmittel halten. Ein heidnischer Büssender, soll dieses Geheimniß einem

unsrer ersten Mißionarien aus Erkenntlichkeit für einen sehr wichtigen Dienst mitgetheilt haben, den dieser ihm leistete. Wenigstens versichert Pater Tremblon, daß diese Mißionarien immer ein herrliches Gegengift bey sich zu führen, und ohne Unterschied an Heyden und Christen auszuspenden pflegten. „Ich selbst, sagt er, habe eine Menge „Personen auf diese Art errettet; im verwichenen „Jahre hörte ich eine von meinen Catechismus„Schülerinnen, in der Nähe der Kirche schreyen; „ich eilte hinzu, und fand, daß eine Schlange sie „gebissen hatte. Meine erste Sorge war, sie zu „taufen, und dann das Gegengift zu hohlen; als„lein, als ich damit wieder kam, war sie schon „tod." Eben dieser den Kirchengebräuchen so treuergebene Tremblon, erzählt, daß er einsmal, indem er seinen Rosenkranz unterwegens betete, so nah auf einen Tiger stieß, daß er ihn hätte mit seinem Stabe erreichen können. Vier Christen die ihn begleiteten, riefen voller Schrecken aus, Sancta Maria! allein das fürchterliche Thier entfernte sich vom Wege, und gab gleichsam durch sein Grinzen und Zähnefletschen zu verstehn, wie leid es ihm thue, durch eine höhere Macht genöthigt zu seyn, eine so fette Beute entwischen zu lassen.

Rangamatti, an den äussersten Gränzen der Mogolschen Staaten gelegen, wurde von einer so ungeheuren Schlange heimgesucht, daß sie, im Kriechen, einen, acht bis zehn Fuß breiten Weg, einnahm. Gewöhnlich war ihr Aufenthalt ein Berg bey Rangamatti, wo sie den ganzen Fluß über-

sehn konnte. Wurde sie ein Fahrzeug gewahr, das den Fluß herauf kam, so begab sie sich bey Zeiten vom Berg, tauchte ins Wasser, warf das Fahrzeug um, und fraß die, welche sich darinn befanden. Sie hatte schon unsäglichen Schaden verübt, als ein, zum Tode verdammter Uebelthäter, sich anheischig machte, das Land von dieser Plage zu befreyen, wenn man ihm das Leben schenken wolle. Sein Anerbieten wurde angenommen. Er fand Mittel, den Fluß bis an den Ort hinauf zu kommen, wo die Schlange ihren Aufenthalt hatte. Er verfertigte eine Menge Strohmänner, denen er Kleider anzog, und sie inwendig mit unzählichen Haken, Harpunen, und Angeln spickte. Diese Haken, Harpunen und Angeln, waren an eben so viele Stricke, und diese Stricke an ein starkes Tau befestigt, das um einen Baum gewunden war. Die Strohfiguren, ließ er, auf schwimmenden Flössen, auf dem Wasser treiben. Kaum hatte sie die Schlange erblickt, so kam sie herab, um sie, ihrer Gewohnheit nach, zu verzehren; allein die vielen verschluckten Angeln und Harpunen, zerrissen ihr das Eingeweyde, und sie wurde gefangen.

Wir kommen nunmehr auf die Beschreibung einiger Bäume Hindostans. Ein Mißionar hatte eine Kirche, nicht weit von Welur, in einem Walde, der aus Bäumen bestand, die ausserordentlich hoch, gerade, und ohne Aeste und Zweige waren. Nur der Gipfel trägt einen grossen Busch Blätter, in welchen die Frucht steckt; diese Frucht ist süß, groß wie Pfirsich, und mit einer

Art Helm, der sehr hart ist, bedeckt. Man nimmt sie zur rechten Zeit ab, und steckt sie in die Erde. Nach zwey Monaten treibt sie von innen eine Wurzel, und von aussen einen Stengel, die beyde geessen werden. Sechs Monate darauf schneidet man gewisse Blätter vom Baum, die so groß wie Fächer sind, und auch ihre Gestalt haben; man deckt Häuser damit. Der Stiel des Blatts ist vier Finger breit, und einen Cubitus lang. Wenn es an der Sonne gedürrt, und wohl geklopft worden ist, gleicht es gehecheltem Hanf, und man verfertigt Stricke daraus. An den Strunk, wo die Blätter vor kurzem abgeschnitten worden sind, werden Gefäße gehangen, um den Saft aufzufangen, der hier herausläuft. Dieser Saft ist schön, klar, süß, und erquickend. Die Mißionarien wissen dies zwar nur von Hörensagen, denn es ist hier zu Lande den Saniaßi's, für welche sie bey dem Pöbel gelten, nicht erlaubt, ein so schmackhaftes Getränk zu kosten, viel weniger, wenn es zubereitet ist, weil es alsdenn sehr stark wird, und leicht berauscht. Nur Leute von Soldatenstand, und die Parjah, welche die verachteste Caste ausmachen, bedienen sich dieses Getränkes. Die Zubereitung die man ihm giebt, besteht darin, daß man es kochen, auf den Faß liegen, und reinigen läßt. Wenn es bis zu einem gewissen Punkt kocht, so wird es dick, und bekommt einen Grad von Consistenz, der sein Wesen und seinen Namen ändert. Es ist alsdenn ein Zucker von einer schwärzlichen Farbe, in grossen Ballen oder Kugeln. Er wird sowohl unter den Eingebohrnen stark ver-

braucht, als auch häufig in die Fremde verführt. Wenn der Baum alt wird, und keinen Saft mehr hat, so erhält er eine ausserordentliche Härte. Man haut ihn alsdenn ab, und macht sehr schöne Schreiner-Arbeit aus seinem Holz.

Der Baum, welcher die Watte, oder jene Gattung von feiner Baumwolle giebt, deren man sich bedient, Kisten auszustopfen, Schlafröcke, Westen, durchnähete Bettdecken ꝛc. zu füttern, wächst von sich selbst, ohne weitere Cultur, im freyem Felde. Die Siamesen, bey denen man ihn sehr häufig antrift, nennen ihn Ton-Nghiu. Dieser Baum ist von zwey verschiedenen Sorten, man hat große und kleine, und der Mißionar, der ihn beschreibt, hat beyde gesehn. Die großen theilen sich wieder in zwey Arten, und gleichen ziemlich, an Form, und an Ordnung der Aeste, den Nußbäumen. Der Stamm aber ist gemeiniglich weit höher und gerader, fast wie ein Eichenstamm. Die Schaale ist an gewissen Orten mit dicken, kurzen, am Fuß breiten, und Reihenweis und sehr gedrängt stehenden, Dornen besetzt. Die Blätter haben ebenfalls etwas vom Nuß- und Kastanien-Laub. Sie wachsen immer fünf und fünf zusammen; ihre, sehr kurze, Stiele, vereinigen sich mit einem gemeinschaftlichen sechsten, der oft einen Fuß in der Länge hält. Die Blüthe ist von der Gestalt und Grösse einer mittelmäßigen Tulpe, aber die Blätter sind dicker, und mit einem, ziemlich hart anzufühlenden Pflaum bedeckt, der Kelch ist dick, hellgrün, schwarz gedüpft und wie der Haselnüsse ihrer gestaltet, nur daß es nicht ge-

ferbt, und nach oben zu ausgefäselt, sondern bloß an drey Orten ein wenig ausgeschweift oder ausgeschnitten ist.

Die Unterschiede welche der Mißionar zwischen den beyden Sorten des großen Baums bemerkte, sind folgende. Die eine blühet früher als sie Laub bekommt, die andre hingegen hat ehe Laub und später Blüthe. Die erste hat auch mehr Stacheln und weniger Zweige als die Letztere; die Blüthe ist citronenfarbig, und ziemlich sanft anzufühlen, bey der andern aber, ist sie grob, dunkelroth von innen, und bleich und gelb von aussen. Bey beyden erheben sich aus dem Grund des Blüthenkelchs eine grosse Menge von Fäden oder Stäbchen, mit kleinen Staubspitzen oben darauf, die entweder in größerer oder geringerer Anzahl, aber bey der einen Gattung in vier kleine Sträusse, jeder von zehn Stäbchen, abgetheilt sind, die zwischen den Blättern, aus dem Grund der Blüthe emporstehn; aus ihrer Mitte ragt ein fünfter Strauß, der aus sechszehn dieser Stäbchen zusammengesetzt ist, und aus diesen eine Art Biumengriffel, der oben ein wenig offen steht. Bey der andern Gattung trift man hingegen diese Stäbchen in weit größerer Anzahl, aber ohne Ordnung und Distinktion an. Die Frucht, oder vielmehr die Kapsel, welche die Watte in sich faßt, ist von länglicher Gestalt, und gleicht der Art der Bananien-Feigen, die von den Portugiesen Figos caroças genannt werden.

Der Watte-Baum von der zweyten, oder vielmehr dritten Gattung, ist weit kleinerer als die

beyden andern. Stamm und Reißig gleichen ziemlich dem Acacia; die Blätter sind von Mittel-Grösse, oval, und endigen sich spitzig; sie sind oben und unten mit einem kleinen Pflaum bedeckt, der sich sehr sanft anfühlen läßt. Die Haupt Zasern, die von der Ribbe des Blattes auslaufen, sind sehr distinkt, und gut geordnet. Die Kapseln, welche die Watte enthalten, bestehn aus zweyen Röhren, die an den beyden Enden spitzig zugehn, und an einander schließen. Gewöhnlich sind sie neun oder zehn Zoll lang, und dick wie ein kleiner Finger. Ein Mißionar sah einige, die über einen Schuh in der Länge hielten. Zerbricht man sie, wenn sie noch unreif sind, so läuft eine, sehr weisse, klebrige Milch heraus, und man findet innewendig die Watte, stark zusammen gepreßt, und verschiedene, gelbe, längliche Kerne. Diese Kapseln hängen an holzigen Stielen, die nichts anders, als der fortgesetzte Ast des Baums sind.

Der Pfefferbaum ist ein kriechendes Gesträuche, das gestützt werden muß, wenn es hoch wachsen soll. Man pflanzt es an Fuß eines Baums, damit es sich an demselben halten kann. In Siam braucht man einen kleinen dornigen Baum dazu, oder man giebt ihm Pfähle, ohngefehr, wie man in Europa die Bohnen stängelt. Der Stamm hat seine Knoten wie der Weinstock; das Holz selbst, ähnelt, wenn es dürr ist, vollkommen dem Rebenholz, bis auf den, sehr herben, Geschmack. Dieser Stamm treibt von allen Seiten eine Menge Zweige, die sich auf Gerathewohl wo anhängen. Das Laub selbst, zumahl eines jungen Baumes, ist von

einem weißlichen und gleichen Grün, das immer dunkler wird, so wie der Baum wächst, doch behält es beständig oben darauf seine Weisse. Die Figur ist oval, endigt sich aber spitzig. Das Blatt hat sechs Ribben, deren fünf, unten von der Hauptribbe auslaufen, um oben wieder zu ihr zu stossen, und noch drey andre Ovale, wie die ersten formiren. Diese Ribben hängen miteinander, durch ein Gewebe von ziemlich groben Fasern zusammen. Die größten Blätter die der Mißionar sah, hatten sechs Zoll in der Länge. Sie haben einen pikanten Geschmack. Die Traube ist klein; die größte war nicht über vier Zoll lang. Die Körner, die noch unreif waren, als sie der Mißionar sah, und ihre Reife erst in drey Monaten erhalten sollten, waren, ohne Stiel, daran befestigt, und hatten die Gestalt und Größe von grobem Schrot. So unreif der Pfeffer war, so hatte er doch schon viel Stärke. Dieser Baum trägt wenig; der Mißionar schätzte den Pfeffer, den ein solcher Baum tragen mogte, nicht über sechs Unzen.

Den Lack oder Firniß erhält man sonderlich zu Lahos und Cambaja von zwey verschiedenen Bäum-Arten. Es sind gewisse rothe, den Ameisen gleiche, Insekten, die ihn fast auf dieselbe Art bereiten, wie die Bienen das Wachs, und sich kleine Zellen, wie diese, darinn bauen. Einige Lahos versicherten, daß der Lack aus dem Koth dieser Insekten entstehe. Franzosen hingegen, die sich in Pegu aufhielten, wo es viele Lackbäume giebt, behaupteten, daß man ihn bey gewissen

Sträuchern fände, die drey bis vier Fuß hoch wachsen, und deren Stamm, nicht über einen Zoll oder anderthalb, dick ist; er entsteht, sagten sie, aus einer Art Thau, welcher in diesen Gegenden jährlich in den Monaten Junius und Julius zu fallen pflegt; eine Menge Ameisen, die sehr lüstern nach diesem Thau sind, bedeckten alsdenn, in kurzer Zeit, alle diese Bäume. Diese beyden, dem Anschein nach, so abweichende Beschreibungen, liessen sich vielleicht vereinigen, wenn man voraussetzte, daß diese rothen Ameisen aus diesem Thau, nicht den Lack, (denn dieser ist eine Art Mark, wie es das Wachs in Beziehung auf das Honig ist) sondern den Saft verfertigen, den man daraus erhält, und wovon die schönen rothen Färbereyen gemacht werden, die so sehr geschätzt sind. Den Lack formiren sie vielleicht aus ihrem Koth, den sie mit Thau vermischen, oder aus dem Staub gewisser Blumen oder Blüthen, oder aus andern irrdischen Materien, die sie vielleicht eben so zusammen tragen, wie die Bienen; denn die Natur beobachtet immer eine große Gleichheit, in ihren meisten Produkten.

15.

Schreiben des Paters Calmette an den Pater du Halde, über den Salagramam.

Sie erhalten hier so viel Nachrichten, als ich von dem Salagramam oder wurmstichigen Kiesel des Flusses Gandika habe einziehen können. Dieser Fluß

von Hindostan, kommt, Nordwärts von Portna, die Berge herab, und fällt, nahe bey dieser Stadt in den Ganges. Der Gandika ist dem Hindus eben so heilig als der Ganges. Beyde sind Gegenstände der Feyer ihrer Gesänge, und die Ziele ihrer Wallfahrten. Das merkwürdigste vom Gandika, sind obige Kiesel, die von einen Wurm durchlöchert werden, der darin wohnt, sich zusammenrollt, und im Zusammenrollen, zirkelförmige Figuren bildet, die in der That Bewunderung erregen. Die Hindus machen sehr viel daraus, sie kaufen sie sehr theuer, und treiben einen Handel, von einem Ende Indiens bis zum andern damit. Die Bramen heben sie in kupfernen oder silbernen Büchsen auf, und opfern ihnen täglich.

Man nennt diesen löcherigen Kiesel des Flusses Gandika, gewöhnlich Salagramam. Die verschiedenen Gattungen dieses Steins, haben eine Menge verschiedener Benennungen veranlaßt; ich zählte deren bis sechszig, die aber nur den Gelehrten bekannt sind. Alle diese Namen haben eine Beziehung auf die Mährchen ihrer Religion, und sonderlich auf die drey vornehmsten Gottheiten Indiens. Hirannia Garbam, Gold-Mutter, ist eine Art Salagramam mit Goldadern, und dem Bruma heilig, so wie Sivanabam der Nabel des Siwen, dem Gotte dieses Namens. Jede von diesen Gottheiten hat nur vier Salagramame, die ihr zugeeignet werden; die übrigen Salagramame, zwey ausgenommen, führen alle Namen von Wischtnu und seinen Verwandlungen.

Der Salagramam ist ein harter, polirter, gemeiniglich schwarzer, zuweilen auch marmorirter und vielfarbiger, Kiesel; rund von Gestalt, länglich, oval, und zuweilen platt auf einer, oder auch auf beyden Seiten. Alle diese Gattungen habe ich selbst gesehn. Diese Kiesel formiren sich in dem Gestein der Ufer und Wasserfälle des Gandika, wo man, um sie herauszuhohlen, den Stein der sie umgiebt, wenigstens zum Theil, zerschlagen muß. Sie behalten auf der einen Seite ein Merkmal ihrer Lage, durch eine mittelmäßige Platte. Sie entstehen im Wasser, oder doch in einer solchen Entfernung, wo sie von der Fluth erreicht werden können. Das Insekt das man darinn antrift, wird Wurm genannt. In der Sprache der Hindus gibt man ihm dreyerley Namen: Suvarnakitam, Gold-Wurm: Wajiratikam, Demant-Wurm; und Prâstarakitam, Stein-Wurm. Dem Mährchen nach, das man davon erzählt, war es eine von den Verwandlungen des Wischtnu, die sich folgendergestalt zutrug.

Wischtnu besuchte die Frau eines Büssenden, und schändete sie; der entehrte Büssende, rächte sich durch folgende Verwünschung: Mögtest du Wurm werden, und nichts zu fressen haben als Steine! die Verwünschung ging in Erfüllung, und Wischtnu wurde als Wurm geboren.

Man findet diese Verwandlung des Wischtnu auch noch auf eine andre Weise erzählt. Die drey Götter aus welchen die Dreyfaltigkeit der Hindus besteht, Bruma, Wischtnu, Siwen,

hörten von der Tänzerin Gandika reden, die eben so sehr, wegen ihrer Sanftmuth, als wegen ihrer Schönheit berühmt war. Sie besuchten sie, und stellten ihre Gedult, durch mancherley beleidigende und unanständige Begegnungen auf die Probe. Es war ihnen aber ohnmöglich, sie aus ihrer guten Laune zu bringen, und ihre Höflichkeit rührte sie so sehr, daß sie, nachdem sie sich zu erkennen gegeben hatten, ihr versprachen, sich alle drey von ihr gebären zu lassen. Dem zu Folge verwandelten sie dieselbe in den Fluß Gandika, wo die Wiedergeburt der drey Götter, in der Gestalt des Salagramam geschieht.

Beyde Mährchen, leiten auf verschiedenen Wegen, zu einerley Endzweck, nehmlich den, die Vergötterung des Insekts zu bewerkstelligen, das in dieser Steinart geboren wird, oder darin seine Wohnung nimmt. Soll man dieses Insekt Wurm oder Fisch nennen? Ich zweifle sehr, daß ihm die erste Benennung zukommt, und ich würde ihm ehe Fisch, oder vielmehr Schnecke nennen, da seine Gestalt und Lage, zu der letztern berechtigt, wie man aus den Krayfen schliessen kann, die man auf diesen Kieseln bemerkt. Der Schwanz ist im Mittel, der Bauch in dem ausgeschweifetsten Theil seines Lagers, und der Kopf am Rand, wo das Insekt die Nahrung aufnimmt, die ihm die Fluth zubringt.

In dem Raum, den der Körper des Insekts füllt, sieht man, in gleichen Entfernungen, tiefe, parallele, und regelmäßig gezeichnete Linien, als wenn sie von dem Mittelpunkt, nach dem äußern Umfang

des Cirkels liefen, doch werden sie von Ringeln durchschnitten. Diese Linien sind der Theil, durch welchen das Thier mit dem Stein zusammenhängt, und der vorausfetzt, daß das Insekt verschiedene Biegungen wie der Wurm und die Raupe habe. Die gemeine, von mir schon oben angeführte Meynung unter den Hindus, ist die, daß es ein Wurm sey, welcher den Stein zernagt, um sich davon zu nähren, oder sich eine Wohnung darinn zu bauen.

Bewunderung ist die Mutter der Abgötterey. Der Hindus, der wenig untersucht, und nichts minder, als Physiker ist, bemerkte an diesen Kieseln künstlich gearbeitete Zellen, und legte dem Insekt eine Seele bey. Mehr brauchte es nicht, um die Apotheose unter Leuten zu gründen, die bis zur Uebertreibung abergläubisch sind. Es gefiel ihnen, an die Stelle des Wurms, ihren Götzen zu setzen. Einige von ihnen, sonderlich die nach Norden zu, weisen sogar, in bestimmten Entfernungen, den Untergöttern des Wischtnuschen Himmels ihre Plätze an; so sind z. B. Duarapata-Culu, oder Thürsteher, am Eingange ꝛc.

Ich will eben nicht schlechterdings läugnen, daß die Gestalt, oder die Höhlungen gewisser Kiesel, welche angefressen schienen, nicht das Werk irgend eines Wurms seyn könnten, aber dieser Wurm muß von dem Insekt verschieden seyn, der die obenerwähnte Krayse oder Ringel macht. Auch kann man, wie mich dünkt, so die meisten unregelmäßigen Höhlungen erklären. Da der Salagramam sehr genau mit dem Felsen, in welchem er sich bil-

det, verbunden ist, so ist es natürlich, daß die Felsenspitzen, die, ohne Ordnung, in den Kiesel dringen, der zugleich mit ihnen wächst, wenn sie zerschlagen werden, die Höhlungen und Löcher zurück lassen, deren Ursache wir bey dem Salagramam nachspüren.

Es gibt eine Art Salagramam, Shacrapani genannt, die auf beyden Seiten platt ist, und auf der einen Seite acht bis zehn, vollkommen regelmäßige Zellen, in gleicher Entfernung hat. Ich bin überzeugt, daß sich vor diesem ein kleiner Fisch darinn aufhielt, und daß der Shacrapani also weiter nichts, als ein steinartiges, oder versteinertes Muschelwerk ist. Unterdessen weicht es dem Marmor weder an Farbe noch Härte. Sollten die andern Salagramame nicht ebenfalls Muschel- oder Schneckenwerke seyn?

Ich habe auf den Klippen der Insel Frankreich ein Muschelwerk gesehn, das zwar nicht den Salagramamen gleicht, aber uns doch zu ihrer näheren Erkenntnis behülflich seyn kann. Es ist ein Klumpen kleiner Zellen, die man in den Klüften oder auf den Spitzen, der von den Wellen bespülten, Klippen, antrift. Jede Zelle ist eine Muschel, und alle zusammen machen einen Klumpen, den man, wo mir recht ist, den Meer-Straus nennt. Der Fisch lebt darinn vom Fette des Meers, oder von dem Wasser, das durch die Haut filtrirt, welche die Oberfläche bedeckt, ohngefähr wie die Muscheln, die sich an das Steuerruder eines Schiffs anhängen. Dieser Klumpen Muscheln, die eine einzige ausmachen, hat einige Gleich-

heit mit dem Shacrapani, den ich eben beschrieben habe. Er steckt im Felsenstein, den man zerschmeissen muß,, wenn man ihn heraus haben will. Ob er sich mit der Zeit versteinere? das kann ich nicht entscheiden, aber wenn er sich versteinerte, so könnte man eine neue Art Salagramam daraus fabriciren.

Unter den Salagramamen die ich Ihnen hier beylege, ist der von der ersten Grösse, Anantamurti genannt, höchst selten und kostbar; man verwahrte ihn in einer silbernen Büchse, die Figur der Schnecke ist sowohl von innen als aussen so deutlich daran ausgedruckt, daß er allein schon die Erklärung bekräftigt, welche ich davon gegeben habe. Gopalamurti ist von der zweyten Grösse; er hat nur eine Zelle, und eine Schnecke. Der Siwabanam ist ründer; er zeichnet sich durch eine zirkelförmige Figur aus, welche die Hindus, Nabel, nennen. Ich habe nur einen von dieser Gattung gesehn, und ich weiß keine andre Auslegung davon zu geben, als daß der Kiesel, mit dem Theil, den man Nabel nennt, in einem zirkelförmigen Loch des Geburts-Felsen festgesessen habe. Was ungleich und rings umher zerfressen scheint, kann die Wirkung der Ungleichheiten des Steins gewesen seyn, der ihn umgab. Denn ich sehe sonst nicht ein, durch welche Kunst ein Wurm ein so regelmäsiges Rund bilden, und wenn er den Stein ungleich zernagte, doch sich so sehr in acht nehmen sollte, den Ring nicht zu beschädigen, in welchen die Seltenheit des Kiesels besteht. Auf dem Sa-

lagra-

lagramam von der vierten Grösse, ist auf der platten Seite die Figur der Schnecke sehr gut eingedruckt, man sollte sogar glauben, wenn man den Kiesel gesehn hat, daß die Schnecke wandre, und ihr Haus auf dem Rücken trage. Der fünfte und kleinste Salagramam heißt Caschamurti: er hat zwey Zellen, die durch ein Band miteinader zusammen hängen.

Die Opfer welche die Bramen dem Salagramam bringen, bestehn darinn, daß sie geraspeltes Sandelholz, womit sie sich selbst zu schmücken pflegen, darauf legen, ihn mit Oehl anfüllen oder salben, ihn waschen, Libationen auf ihm verrichten, oder ihm eine Mahlzeit vorsetzen, die aus einem Gemisch von Butter, geronnener Milch, frischer Milch, Zucker, und Bananas-Feigen besteht, und Panschamrutam, oder die Götterspeise der fünf Gerichte, genannt wird. Sie begleiten die Ceremonie mit einigen Worten aus dem Wedam, zu Ehren des Wischtnu. Unter andern heissen sie ihn darinn den Gott mit tausend Häuptern, tausend Augen, tausend Füssen: vielleicht aus Anspielung auf die Menge Zellen, Löcher, Linien, die man an einigen Salagramamen wahrnimmt.

Wie der Salagramam entstehe? dies muß der Gegenstand der Beobachtung eines geschicktern Naturforschers als ich werden, und der selbst Sandika bereifet. Die Untersuchungen der Hindus erstrecken sich nicht so weit.

16.

Lauf des Ganges — Stadt Benares — enger Paß — Fahrt auf dem Ganges — Ueberschwemmungen.

Folgende Städte und Oerter liegen zur Rechten des Ganges: Cajua ist ohngefähr drey, Fatepur zwey, Schobe drey Viertel, Shassadpur ein Drittel, und Alemshand drey Viertel (französische) Meilen davon entfernt. Dieser Fluß strömt nach Helabas, wo die Gemna in ihm fällt. Saidabad, Jasdis und Benares liegen zur Linken des Ganges; Benares am Fluß, Saidabad eine halbe, und Jasdis eine Meile davon. Benares ist eine grosse Stadt; die meisten Häuser haben drey Stockwerker, welches in Indien etwas seltenes ist, und die Gassen enge scheinend macht. Schon seit vielen Jahrhunderten, ist sie unter den Heyden die berühmteste Stadt in Indien, die ihr auch oft den Namen Caschi geben, den sie vor diesem führte. Was am meisten beyträgt sie so sehr zu empfehlen, sind erstlich die besondern, und hier mehr als anders wo, beträchtliche Vortheile, welche, nach der Einbildung der Hindus, sich derjenige eigen macht, der sich in dem Ganges an einen gewissen Orte badet, welcher vor der Stadt ist; zweytens die Universität, die berühmteste welche die Brahmanen besitzen, und wo sie alle ihre Wissenschaften lehren. Obgleich einer der vorigen Kayser, aus wahren oder angenommenen Eyfer für seinen Gottesdienst, eine Menge der ansehnlichsten Gebäude zerstört, und die grosse Anzahl der Brah-

manen die sich daselbst befanden, um ein beträchtliches vermindert hat, so erhält sie sich doch noch bey einem grossen Theil ihres ehemaligen Schimmers.

Nach Benares oder Caschi behauptet Matura, die hauptsächlich wegen des heiligen Badens berühmt sind, den ersten Rang. Matura ist eine grosse und schöne Stadt; der Ganges strömt am Fuß ihrer Festung hin, die auf einer Anhöhe gebauet ist.

Von Benares exclusive, bis Chandernagor inclusive, liegt alles zur Rechten des Ganges. Sedraja ist ohngefähr 3 Meilen davon entfernt; Munia 6, Sehanadab 9 bis 10, Sasseram 12 bis 13, Gothaoly 18 oder 20, Samsernagar 15, Mahavelipur 13, Nowotpur 4.

Der Fluß nimmt seinen Lauf nach Patna, Bekantpur, Bahar, Dariapur, entfernt sich ein wenig von Sürgegera, strömt nach Menguera, einer beträchtlichen Stadt, Sultanganges, Bagelpur, Colegam, entfernt sich von Shahabad, und läuft nach Sacrigalli.

Hier fängt, wenn man von Patna kommt, das Königreich Bengalen an. Von dieser Seite würde es einem Feind schwer fallen in dies Königreich zu dringen. Denn ohngefähr eine französische Meile vor Sacrigalli, findet man einen Ort Namens Thoriagalli, wo nahe dabey eine Pforte oder Ort „Barriere" ist, wo man durchpaßiren muß, und die nur im Nothfall geöfnet wird. Es liegt eine Wache von Soldaten hier. Wenn man durch diese Pforte oder dieses Thor ist, läuft der

Weg immer enger zu, so daß man genöthigt ist, ganz knapp am Rand des Ganges, bis ohngefähr eine gute Viertelmeile von Sacrigalli hinzugehn, wo man in einen hohlen, sehr dunkeln Weg kommt, der zwischen zwey steilen Gebürgen liegt. Dieser Weg, erstreckt sich, ziemlich jäh aufwärts steigend, bis zu einer zweyten Pforte, die der Eingang zu Sacrigalli ist, und von einer noch grössern Anzahl Truppen als die erste, vertheidigt wird. Uebrigens ist dieser hohle Weg so enge, daß nicht zwey Karrn neben einander fahren können; damit sich also die Reisenden nicht darinn begegnen, so ist ein Gesetz gemacht, daß die von Patna Kommende des Abends, und die von Sacrigalli des Morgens durchpaßiren. Oder es muß widrigenfalls an dem entgegengesetzten Thore gemeldet werden, damit man niemand durch läßt.

Von Sacrigalli läuft der Ganges nach Rogemol, eine Stadt von Beträchtlichkeit; bleibt von Caßimbazar sechs Meilen entfernt; läuft nach Ugly, wo die Mohren ein Fort haben; nach Shuoschusa, einer holländischen, Chandernagor, einer französischen, und Calicolta einer englischen Kolonie. Dieser letzte Ort liegt zur Linken des Ganges. Corregianabad, eine ansehnliche Stadt, liegt an einem kleinem Fluß, Rinda, über den man auf eine steinerne Brücke kommt, und der in die Gemna fällt.

Zwischen Sedraja und Munia kommt man durch die Furth zweyer kleinen Flüsse, die sich in den Ganges ergiessen; der nächste bey Sedraja heisst Caramnassa, der andre Sawot-Durga-

weti. Der Fluß Kandoe, fällt vor Patna, nördlich, in den Ganges.

Ein Pater der auf dem Ganges, mit dem Bischof von Indien, nach Chatigan reisete, macht eine sehr abschreckende Beschreibung von dieser Farth. „Acht ganze Tage, wo täglich achtzehn Stunden gerudert wurde, und Strom und Fluth günstig waren, reichten kaum hin, uns bis zu einem, von Menschen bewohnten, Ort, zu bringen. Wir sahen nichts als dichtes Gehölze, Aerme von Flüssen, wo der Ganges austritt, die bald von ungeheurem Umfang, bald so schmal waren, daß wir nur auf einer Seite rudern konnten. Die Ufer waren mit grossen Bäumen besetzt, deren Aeste weit über das Wasser reichten; und zu dem allen kam noch die beständige Furcht vor den Tigern, an die wir von Zeit zu Zeit, durch die Pfähle erinnert wurden, die man, zum Wahrzeichen, an den Oertern aufgerichtet hatte, wo Personen von ihnen am Lande gefressen, oder sogar aus ihren eignen Fahrzeugen weggeholt worden sind. Im Wasser halten sich Krokodille, zwanzig bis dreyßig Fuß lang, auf, die ganze Menschen verschlingen können. Ueberdieses ist man vor den Räubern nicht sicher, die diese Gegenden, auf kleinen, schnellen Fahrzeugen, beständig drchstreifen ꝛc.”

Der Ganges verursacht sehr oft, gefährliche Ueberschwemmungen. Im Jahr 1753 wurden zwey ansehnliche Städte in Bengalen, Elkabad und Benurey weggespült, wobey mehr denn 100000 Personen umkamen, ohne die vielen Elephanten, Kameele, Pferde, Ochsen ꝛc. zu rechnen. Ein benach-

barter Fluß, schwoll durch das Austreten des Ganges an, zerriß seine Dämme und ergoß sich mit solcher Wuth ins Land, daß er, bis Bar, alle Aldeen, oder Dörfer wegschwemmte, die ihm in seinem Lauf aufstiessen. Man behauptet daß bey dieser Gelegenheit 30 bis 40000 Menschen ertranken, und daß der ganze Ganges, mit toden Körpern, todem Vieh, und Trümmern bedeckt war.

17.

Schreiben des Pater Taillandier über seine Reise von Frankreich durch Mexico und das Südmeer nach Ostindien. Pondichery den 20ten Februar 1711.

Es war am 5ten September 1707, als ich in Gesellschaft des Pater Bonnet von St. Malo auf einen Schiff abreisete, das der heilige Geist genennt wurde, dreyßig Kanonen und 140 Mann führte. Nach einer Schifffarth von ohngefehr einen Monat, auf welchen sich nichts ausserordentliches ereignete, erblickten wir das Vorgebürge Finisterrä in Gallicien, und den 8ten October ankerten wir auf der Rheede des heiligen Geistes vor der Insel Teneriffa.

Durch ihren Reichthum, grosse Handlung und vortreflichen Wein wird sie zur vorzüglichsten aller kanarischen Inseln. Sie ist 18 Meilen lang und ohngefehr 5 breit. In der Mitte erhebt sich der berühmte Berg der den Namen Pic von Teneriffa führt. Er wird wie mir gesagt wurde 50 Meilen weit gesehen, und hat die Gestalt eines

Kegels auf einer großen Grundlinie. Was man aber von seiner Höhe, der beständigen Kälte die auf den Gipfel herrschen soll, und der langen Zeit welche man braucht um dahin zu gelangen erzählet, weicht von der Wahrheit ab. Leute die Neugierde genug hatten, ihn zu besteigen, versichern, daß es in sieben Stunden geschehen könne. Wahr ist es, es scheint, daß er sich über die Wolken erhebt, und während, daß wir im Thal von der Hitze sehr belästiget wurden, fiel auf seinen Gipfel Schnee. Ich glaube aber immer, daß er nicht höher als 1300 Toisen ist, obgleich die Instrumente, deren ich mich zu seiner Ausmessung bediente, nicht so gar richtig waren. *)

Gegen Norden liegt der kleine Flecken St. Crux. Den 10ten reiseten wir von hier weg, und nach einer Meile schlechten Weges, der über einen steilen Berg führt, kamen wir in der Laguna an. Es ist ein kleiner schlecht gebauter Ort, und die Hauptstadt der Insel. Ueber derselben ist eine Ebene, zwey Meilen groß, von welcher man nach der westlichen Seite zu das Meer sehen kann, und hier fangen die schönen Hügel an, die mit Wein, Orangen-, Zitronen- und andern fremden Bäumen bepflanzt sind.

Unser Weg gieng noch zwey Meilen weit über diese Hügel, von denen man beständig die Aussicht nach den Meere hat, und nachdem wir durch die Dörfer Matança und Santa Vittoria

*) Welches des Herrn Paters Erzählung und Höhemessung ohnehin bewies. Die neuern, zuversichtlichen Messungen des Pics sind bekannt. R.

gekommen waren, trafen wir in Arotave ein. Es ist die zweyte Stadt auf der Insel. Die Jesuiten der Provinz Andalusien haben da ein Collegium. Bey unserer Ankunft feyerte man eben die Geburth des Prinzen von Asturien, und wo man hinsah, sah man Feste und Frohlocken.

Es war eben die Zeit, daß man den Malvasir erndete. Die Trauben sind von einer ganz besondern Gattung: sie werden mit vieler Sorgfalt gesammlet, und nur die, welche ganz reif sind, werden unter die Kelter gebracht. Wenn der Wein ausgepreßt ist, wird ungelöschter Kalk darunter gethan: dieses ist das Mittel, daß er sich in allen Himmelsstrichen der Welt hält. Die Insel bringt noch einen rothen und einen weissen Wein anderer Art hervor, auch findet man Steine, die so porös sind, daß man das Wasser zum Trinken durchseichet.

Den 30ten October Sonntags Abend seegelten wir von der Rheede St. Crux, und den andern Tag sahen wir die Insel Palma und Ferro. Auf diesen taugt das Wasser nichts, und die Erzählung von einen Baum, dessen Blätter Quellen wären, von denen das Wasser beständig herabflösse, ist eine blosse Fabel: selbst die Einwohner der Insel haben nie etwas davon gehört.

Den 19ten November um achte des Abends sahen wir eine Luft-Erscheinung ohngefehr einen Büchsenschuß von uns fallen, die das ganze Schiff erleuchtete; Sie konnte einen Fuß im Durchschnitt haben, und verschwand einige Ruthen über der Oberfläche des Meeres.

Den 25ten hatten wir Windstille und erblickten einige Bläser. Diese ungeheure Fische schwammen nahe genug bey uns vorbey, um mit Gewißheit behaupten zu können, daß welche von 30 Fuß darunter waren. Ueberlegt man daß in Norden Wallfische von 60 Fuß gefangen worden sind, so wird sich das Erstaunen darüber vermindern.

Abends den 4ten December liefen wir in den Hafen des Cap François, auf der Insel St. Domingo ein. Wir hatten über 80 Meilen an der nördlichen Küste dieser schönen Insel geschifft. Zwey Felsen Bänke machen den Eingang in den Hafen gefährlich. Die Franzosen besitzen mehr als 100 Meilen auf der nördlichen, östlichen und südlichen Küste: gegen Westen sind die Spanier Herrn.

Der Pater Breton ein geschickter Botaniker zeigte mir eine gewisse Art Pflanzen, die wie er mir versicherte dem Chinesischen Thee ganz gleich kämen. Ich nahm einige, ließ sie im Schatten trocknen, und wie ich nach Manilla kam, verglich ich sie mit dem Thee. Es war würklich eine Art davon, die eben so gut als der Chinesische ist. Seit der Zeit habe ich erfahren, daß man ähnliche Pflanzen in Peru entdeckt hat, und daß sich einige Leute in Lima derselben schon bedienen. *)

Den 10ten December giengen unsere Schiffe unter Seegel. Wir liefen an der Nord Seite der Insel Cuba hin, um die Kriegsschiffe von Jamaica zu vermeiden. Diese Insel ist zwey-

*) Siehe den zweyten Band dieser Zur Kunde ꝛc.

hundert und funfzig Meilen breit. Im Winter ist es fast unmöglich in diesen Kanal zu kreutzen, weil man gegen Süden längst der Insel Cuba Felsen, und gegen Norden kleine, sehr niedrige Inseln antrift. An gewissen Stellen ist die Durchfarth kaum vier Meilen breit.

Weder in Cuba noch St. Domingo findet man Indianer. Die erstere ist von Spaniern bewohnet, die einige Dörfer haben; sie hat einen Bischof der vor beständig in Havanna seinen Sitz hat: er ist der Suffragant von dem Erzbischof zu Cuba. Auf dieser Insel wächst der vortrefliche Taback, der in Staub und Blättern nach Spanien gebracht, und in ganz Europa unter den Namen Spaniol verkauft wird.

Den 16ten December liefen wir in den Hafen von Havanna ein, und einen halben Pistolenschuß an den Fort More vorbey. Es ist mit sechzig metallenen Kanonen besetzt. Die andere Einfarth ist in der Mitte zwischen dem Fort More und einen andern Fort, das sechs und dreißig Kanonen hat. Beyde Schlösser können sich erreichen. So wie man der Stadt näher kommt, ist man unter dem Geschütz eines dritten Fortes, das aber kleiner als die zwey ersteren ist. Bey jeder von den Einfahrten kann nur ein Schiff durchgehen, das übrige ist durch Felsen die dem Wasser gleich sind gesperret. Dieser Hafen oder vielmehr diese Bay, geh't eine Meile gegen Süden hinein, und bildet Aerme gegen Osten und Westen: der Ankergrund ist gut, und man hat Sicherheit, auch bey den heftigsten Winden. Die Stadt ist gut

befestiget: gegen das feste Land hat sie verschiedene Bastionen mit ihren Curtinen. Ihre Gestalt ist fast rund. Sie hat drey Pfarrkirchen, sechs geistliche Häuser verschiedener Orden: und drey Klöster. Ein spanischer Steuermann, welchen wir auf Teneriffa eingenommen hatten, ließ uns einige Tage in dem Hafen warten, um die Nordwinde zu vermeiden, die während des Winters in dem mexikanischen Meerbusen herrschen. Er versicherte uns, daß sie bey Veränderungen des Mondes besonders heftig wären. Endlich giengen wir den 23ten December unter Seegel, und kaum waren wir aus dem Hafen, so verlangte unser Steuermann wieder zurück, weil er sich einbildete, daß ein Sturm aus Norden auf dem Weg wäre. Seine Prophezeyung war aber ungegründet.

Den 4ten Januar 1708 warfen wir das Senkbley aus, und nach dem Grunde welchen wir fanden, urtheilte man, daß wir dreyßig Meilen von dem Vorgebürge Catoche wären. Es hat seinen Namen dadurch erhalten, daß Don Ferdinand von Cordova in dem Monat März 1517 hier ausstieg, und die Indianer welche ihn sahen, ohne Aufhören diese Worte wiederholten: Cou escatoch. In ihrer Sprache heißt es: kommt in unsere Häuser. Unser spanischer Pilote ließ die kleinen Inseln las Arcas, Triangolo und Alacranas gegen Norden liegen, und in drey Tagen bekamen wir drey Windstöße. Sie bliesen aus Nordwesten und Norden, und dann sind sie gewöhnlich nicht stark. Die Spanier nennen sie Norte chocolatero, weil sie sie nicht hindern, ihre

Chocolate zu kochen. Ueber vier und zwanzig Stunden halten sie selten an.

Den 10ten fand man, daß wir den Morgen um achte zwischen der Insel Triangolo und Arenas vorbey gefahren waren. Abends um vier Uhr hatten wir 69 Klaftern am Senkbley, und nach sechs Stunden keinen Grund mehr.

Den 11ten sahen wir eine Menge Boiten die ruhig auf dem Wasser schwammen, in die Höhe sprangen und sich verfolgten. Nachmittags folgte eine Windstille auf den Südwind, welchen wir gehabt hatten, und Abends erhub sich plötzlich ein heftiger Nordwind. Er ließ des andern Tages um diese Zeit nach, allein das Meer welches noch immer unruhig war, schleuderte uns die ganze Nacht sehr heftig.

Den 13ten sahen wir zwey Schiffe die uns erkannten. Das eine war die Diane, eine Fregatte des Königes die zu Havre de Grace ausgerüstet, und von dem Geschwader des Herrn du Casse war, das andere der Friede, zu Kort-Louis ausgerüstet. Die unruhige See der vorigen Nacht, hatte sie beynahe gezwungen die Masten zu kappen.

Den 14ten wurde unser kleines Geschwader durch die Ankunft eines spanischen Schiffes vermehrt, das von Campeche nach Vera Crux bestimmt war. Diesen Abend schien der Himmel sehr umwölkt. Der ganze Horizont war bedeckt, und kleine grünliche Wolken erschienen gegen Mitternacht, nicht hoch über dem Meere. Diese Anzeigen und eine gänzliche Windstille ließen uns ei-

nen heftigen Sturm vermuthen. Auch blieb er nicht lange aus. Der Nordwind bließ auf einmal mit der äußersten Heftigkeit, und jedes Schiff suchte sich so gut als möglich zu helfen. Das spanische Fahrzeug gab sich dem Winde Preiß, nachdem es einige Stunden ausgehalten hatte, und die zwey französischen verliessen uns.

Des 15ten morgens war das Meer unruhiger als jemals. Wenn sich unser Schiff zwischen zwey Wellen befand, so schien es in einem tiefen, unabsehelichen Thal, zwischen zwey Bergen zu seyn, die uns selbst die Masten des heiligen Johann Baptista verbargen, ein Schiff das nur drey Büchsenschüsse von uns entfernt war. Während des Abendessens, bog eine Welle, stärker als die anderen, unser Schiff auf die Seite und Schüsseln und Speisen wurden umgeworfen. Ein jeder suchte sich so gut anzuhalten als er konnte, allein am Ende fielen wir doch über einander her. Ein Vogel von der Grösse einer Beccasine, wurde durch die Gewalt des Windes an unseren Bord geworfen.

Den 19ten trafen wir die zwey französischen Schiffe, von denen wir getrennt worden waren, wiederum an, und erreichten auch noch an dem Tage Vera Crux. Hier endigte sich unsere erste Schifffarth von 2200 Meilen.

Ob man der Rheede von Vera Crux den Namen eines Hafen geben kann, weiß ich nicht. Die Schiffe ankern unter dem Fort St. Jean Dulua. Es ist auf einer kleinen Insel gebaut, welche das Meer bey der Ebbe ganz bedeckt. Es

war am Charfreytag als Cortes das erstemal hier landete, und dieses Tages wegen gab er nachher der Stadt, die er fünf Meilen weiter gegen Norden gründete, den Namen Vera Crux. Jetzt nennt man sie Vieja vera Crux, zum Unterschied des Hafens Nueva vera Crux, der einzige in dem ganzen mexikanischen Meerbusen. Diese Stadt ist kaum den dritten Theil so groß als Havanna, und wird nur dadurch beträchtlich, daß die Kauffahrer von Cadix da landen, und sich mit Silber, Cacao, Indig und Cochenille befrachten.

Wir verliessen sie den 3ten Februar, und weil wir unsere Reise zu Lande fortsetzten, verlohren wir bald das Meer aus dem Gesichte. Da eine ausserordentliche Dürre war, so wählten wir einen Weg, den man erst seit wenig Jahren entdeckt hat, und der bequemer ist als der alte Weg, welcher nur in der Regenzeit bereiset wird.

Eine starke Meile von Vera Crux, sieht man zur Rechten des Weges ein kleines Dorf, das den Namen Buena Vista führt. Nach drey Meilen geht man über den Fluß Xamaca welcher acht Meilen von Vera Crux ins Meer fällt. Die Tagereise ist hernach noch zehn Meilen in wüsten ungebauten Lande, obgleich der Boden ziemlich gut schein't, und man kommt in ein Dorf Cotosta, an einen Fluß gleichen Namens. Den andern Tag führte uns der Weg über ungebaute Hügel. Nachdem wir fünf Meilen gereist waren, fanden wir einige Hütten der Indianer, und kamen auf eine Ebene, wo das Dorf St. Jean, acht Meilen von Costata liegt.

Den 5ten Februar waren wir in einem gemäßigtern und fürs Auge angenehmern Himmelsstrich. Wir reiseten durch fruchtbare Thäler die mit Bäumen und Mais bepflanzet waren. Ueberall sah man eine Menge Vögel die ganz von denen europäischen verschieden sind.

Zwey Meilen weiter trift man das Dorf St. Laurent an. Es wird von Schwarzen bewohnt, die von verschiedener Familie herstammen, welche ihren Herrn entflohen, und nur unter der Bedingung, daß sie dieses Land bevölkern wollten, die Freyheit erhielten.

Drey Meilen von diesem Dorfe hielten wir in der Stadt Cordua an. Es wohnen verschiedene spanische Familien hier und die Häuser sind auf europäische Art gebaut, so daß man sie einem unserer grösten Flecken vergleichen könnte. Diese Tagereise die neun starke Meilen lang ist, endiget sich bey der Stadt Orissava, welche grösser als Cordua ist. Man hat hier den berühmten Berg Orissava in der Nähe, den wir 25 Meilen weit in der See gesehen hatten. Ob er gleich unter den heissen Erdgürtel liegt; so ist sein Gipfel doch immer mit Schnee bedeckt. Er ist aber auch höher als der Pic von Teneriffa.

Am Abend redeten uns zwey spanische Kaufleute an. Der eine war voller Freude, da er hörte, daß wir Franzosen wären: er besuchte uns nachher allein und sagte uns, daß er so wie wir als Unterthan des größten Königes der Erde gebohren, aber von seinem 10ten Jahre an zu Cadix erzogen sey. Ob ihm wohl seine Muttersprache fremd ge-

worden war, so ließ er uns doch merken, daß sein Herz am Ort seiner Geburt hänge.

Den 6ten Februar bestiegen wir nach einer Reise von 2 Meilen in der Ebene von Orissava die ganz mit reifer Gerste bedeckt war, einen Berg oder vielmehr einen sehr dicken Eichenwald, und kamen dann in ein Thal, von hohen Bergen umgeben. In der Mitte desselben liegt das Dorf Maltrata, das blos von Indianern bewohn't wird. Den Abend brachten wir drittehalb Stunden zu um auf den Berg zu kommen, der über und über mit Fichten, zweyerley Gattung bedeckt ist, und wir endigten diese Tagereise von zehn Meilen, nachdem wir eine Sandwüste zurückgelegt hatten, die durchaus mit wilden Palmbäumen angefüllt war, gleich denen die in den sandigen Gegenden von Pondichery wachsen.

Den 7ten entdeckten wir eines der fruchtbarsten Länder von Amerika. Ich zweifele, daß man unter der Sonne ein angenehmers und gemäßigteres Clima findet. Alle Früchte Europens und Asiens wachsen da, und man muß es entweder der Unthätigkeit seiner Bewohner, oder den weisen Grundsätzen der spanischen Regierung, welche die neue Welt immer in Abhängigkeit von der alten erhalten will, beymessen, daß es wenig Weinberge und Olivenbäume giebt. Weite, schöne Auen sind mit Dörfern angefüllt, welche von Ziegelsteinen an der Sonne getrocknet, erbauet sind. Alle Jahre wird Getraide gesäet, und die Ländereyen werden durch Canäle, die zu diesem Gebrauche angebracht

gebracht

gebracht sind, oder durch Wasser von denen Hügeln gewässert, wo man Quellen genug findet.

Den 5ten trafen wir in Puebla de los Angelos, der beträchtlichsten Stadt des Königreiches ein. Sie ist von der Grösse wie Orleans, hat gerade Strassen, schöne Häuser, und ist in vier Pfarreyen getheilt. Man zählt neun Nonnenklöster, und eine beträchtlichere Anzahl Mannsklöster darinnen. Die Kirchen sind prächtig, vorzüglich die Cathedralkirche.

Von hier aus reist man acht Meilen lang, durch eine schöne Ebene, die sehr bevölkert und sehr fruchtbar ist. Eine Meile zur Rechten des Weges ist der Flecken Cholala. Der Ort, wo Ferdinand Cortes durch die Verrätherey der Einwohner beynahe umkam. Vier Meilen auf der linken Seite, liegt die Stadt und Republik Tlascala, die dem Cortes bey der Eroberung von Mexico von so grossem Nutzen war. Man sieht hier drey Berge welche mit Schnee bedeckt sind. Einer davon ist ein Vulkan der seit neun Jahren geraucht hatte. Seit drey Monathen fängt er wieder an, und den Rauch den er auswirft, sieht man in Mexiko.

Den andern Tag kamen wir in einen Fichten-Wald, wo eine Menge Fasanen, welsche Hühner und anderes Federwild sich aufhielten. Im herabsteigen entdeckten wir den mexikanischen See, und den dritten Tag nach unserer Abreise von Puebla los Angelos erreichten wir die Stadt selbst. Sie ist zwey und zwanzig Meilen von Puebla und funfzig Meilen von Vera Crux entfernt.

Diese Stadt, die schönste und gröste in der neuen Welt, liegt auf einer Ebene, welche auf mehr als 40 Meilen von einer Reihe von Bergen eingeschlossen wird. In der Regenzeit welche gegen den May anfängt, kann man nur auf drey Dämmen in die Stadt kommen. Der kleinste ist eine halbe Meile lang. Bey dürren Wetter aber nimmt der See, in dessen Mitte die Stadt gebauet ist, sehr ab. Die Spanier haben sich alle Mühe gegeben das Wasser durch die Reihe von Bergen hinaus zu leiten. Nach vielen Kosten und unsäglichen Arbeiten aber ist ihnen ihr Unternehmen nur zur Helfte gelungen, doch haben sie dadurch denen Ueberschwemmungen vorgebeugt, welche die Stadt oft bedroheten.

Sie ist sehr regelmäßig gebaut, und von einigen Canälen durchschnitten, welche ihr Wasser aus dem See erhalten. Man könnte in allen Gassen welche anbringen. Einige Spanier theilen ihr 200000 Einwohner zu, wenn man aber die Sache ohne Vorurtheil ansieht, so kommen nicht mehr als 60000 heraus.

Hierunter sind nur 10000 Weisse. Der Rest besteht aus Indianern, Negern, Mulatren, Mestizen, und andern Völkern, welche aus der Vermischung dieser Nationen mit denen Europäern entstehen, und diese ist auch die Ursache der grossen Verschiedenheit der Farbe zwischen Schwarz und Weiß, so daß man unter hundert Gesichtern nicht zweye von einerley Farbe sieht.

Die Häuser sind schön, die Kirchen prächtig, und die Klöster in grosser Anzahl. Nimmt man

Paris aus, so sieht man hier mehr Kutschen, als in jeder andern Stadt Frankreichs. Das Clima ist vortreflich. Das ganze Jahr kann man Tuch tragen, und mitten im Sommer hat man weiter nichts nöthig, der Hitze zu entgehen, als daß man sich im Schatten aufhält. Deswegen antwortete ein Spanier, der neuerlich aus Mexico zurückgekommen war, Carl dem 5ten, der ihm fragte, wie viel Zeit zwischen Winter und Sommer daselbst wäre? Sire! nicht mehr als man braucht um aus der Sonne im Schatten zu treten. Der Regen der gegen den May anfängt und erst nach den Sommer aufhört, mildert auch die Hitze sehr.

Kurz, wenn man die Menge Silber die jeden Tag aus denen Bergwerken in die Stadt gebracht wird, die Pracht der Kirchen und der Häuser, die grosse Menge von Kutschen, und den unermeßlichen Reichthum einiger Spanier sieht, so sieht man gewiß Mexico für eine der reichsten Städte von der Welt an. Aber hält man die Indianer dagegen, die eigentlich den größten Theil des Volkes ausmachen, übel bekleidet sind, ohne Hemde und baarfuß gehen, so wird diese Idee sehr vermindert.

Denn 11ten März traten wir eine neue Reise an um uns an das Südmeer zu begeben.

Nimmt man den Weg nach Acapulco, so hat man vier Meilen in einer gut gebauten Ebene zu reisen. Wenn diese zurückgelegt sind, ist ein Berg zu besteigen, welchen die Spanier la Subida del arenal wegen des Sandes, den man da antrift, nennen. Man kömmt durch einen Fichten-Wald der fünf Meilen dauert, und geht drey Meilen

um nach Cornavaria, einen kleinen Flecken zu kommen, der auf einem sehr fruchtbaren Boden, aber in einen Clima liegt, das weit heisser als das von Mexico ist.

Das Land hinter diesen Flecken ist mit Dörfern angefüllt und von Bächen und Flüssen durchschnitten. Man trift nichts an als kleine Ebenen, Hügel und Thäler, bis man endlich den Subida del Passarito durch einen der schlechtesten Wege, welcher über eine Meile dauert, heruntersteigen muß. Eine halbe Meile nachher hält man in Pueblo nuero, einen indischen Dorfe an. Es liegt an denen Ufern eines Sees welcher eine Meile lang und dreyviertel Meilen breit ist, und ist 21 Meilen von Cornavaria entfernt. Um der Hitze zu entgehen reiseten wir erst Abends um vier Uhr ab, und nach sechs Stunden kamen wir auf ein ander Dorf Namens Palula.

Den andern Tag machten wir noch sechs Meilen zwischen Hügeln die ganz mit dem Gesträuche bedeckt waren, welches die Spanier Organum die Franzosen Cierger epineux nennen. Wenn man es von ferne sieht, so hat es den Schein als wären es lauter grüne Wachslichter. Wir setzten über den Fluß las Balsas auf dieselbe Art wie vor der Eroberung von Mexico gewöhnlich war. Ein Viereck von Rohr, das ohngefähr zehn Schuhe ins Gevierte hat, dient statt des Fahrzeuges. Man befestiget unter denselben Calebasse und setzt sich auf einen Sattel oder Ballen welcher in der Mitte dieser Maschiene liegt um dem Umschlagen zuvorzukommen. Ein Indianer der

eine von denen Ecken hält, schwimmt nebenher und bringt sie so an das andere Ufer des Flusses. Diese Art Flosse nennen die Spanier Balsas, und eben daher hat auch dieser Fluß seinen Namen. Eher könnte er der Moskiten-Fluß heissen, denn stets ist er mit einer Wolke von diesen Insekten umgeben. Sie sind nicht grösser als unsere kleinsten Mücken, aber ihr Stich ist gefährlich. Oft behält man die Zeichen davon Monate lang. Eben um diesem Uebel zu entgehen macht man die neun Meilen in der Nacht, als so weit es noch bis an das Dorf Sompagno ist.

Diese ganze Gegend ist wüste, und man trift eine einzige Hütte an, welche zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauet ist. Da sie aber nicht bewohnt war, so hinderte uns die Furcht vor Schlangen oder Skorpionen, Gebrauch davon zu machen. Wir legten uns lieber auf die Erde um da die zwey oder drey Stunden Schlaf zu geniesen, welche uns zugetheilt waren, und hatten es den schlechten Wirthshäusern in Mexico zu danken, daß wir diese Unbequemlichkeit nicht fühlten, denn in diesen muß man auf Betten und andern Annehmlichkeiten, auf die ein Reisender in Frankreich Anspruch macht, Verzicht thun.

Zwey Meilen von Sompagno kömmt man auf einen Flecken, der von vierhundert Familien, meistens Spaniern, bewohnt wird. Er heißt Cilpacingo und liegt in einer Ebene welche zwey Meilen lang ist. Sie ist ziemlich fruchtbar und endiget sich mit einen grossen indianischen Dorfe. Eine Meile weiter kömmt man durch ein anderes

Dorf, und dann noch acht Meilen über steile, steinige Berge. Immer muß man auf und niedersteigen, und an gewissen Orten, wo der Weg in Felsen gehauen ist, können zwey Pferde nicht neben einander gehen. Wir schliefen in einem kleinen Dorfe los dos Caminos.

Von los dos Caminos bis auf Acapulco sind ein und zwanzig Meilen, und man hat von drey zu drey Meilen schlechte Hütten erbauet, um den Mangel der Dörfer zu ersetzen, deren man nicht eines auf diesem Wege antrift.

Nach vier Meilen giengen wir über den Fluß de los Papaios, (Papagey-Fluß) der nach den las Balsas der ansehnlichste ist, welchen es von Mexico bis ans Meer giebt. Wir erstiegen sodann beynahe in anderthalb Stunden einen Berg, der auch den Namen Papaios hat; vermuthlich der vielen Papageyen wegen, die man da sieht. Sie sind von der Grösse einer Henne, haben eine gelbe Kuppe, und der Leib ist grün.

Unter denen verschiedenen Bäumen die man auf diesem Berge antrift, ist auch der Baum, dessen man sich in Europa zum Färben bedient, und der den Namen Campesche-Holz führt. Er wächst nicht sehr hoch. Die Blätter sind klein und gleichen den Kleeblättern.

Den 10ten Tag unserer Reise kamen wir nach Acapulco. Dieser Flecken liegt 87 Meilen von Mexico, unter den 46 Grad und 45 Minuten nördlicher Breite. Die Mexikanischen Kaufleute haben da Häuser, wo sie die Waaren niederlegen, welche von Manilla kommen. Wenn das Schiff

von den Philippinen im Hafen ist, so sieht man eine Menge Kaufleute hier, so wie aber dieses abreiset, so reiset auch jeder wieder seines Weges. Selbst die reichsten Einwohner halten sich im Sommer auf ihren Landgütern auf, um bey der Hitze der schlechtesten Luft, die in Acapulco herrscht, nicht ausgesetzt zu seyn.

Der Hafen ist gut und sicher, das Fort aber nicht sehr feste, ob es gleich eine beträchtliche Menge metallene Kanonen hat. Die Schiffe von denen Philippinen kommen gewöhnlich im December und Januar an, und gehen zu Anfang oder in den ersten Tagen des Aprils wiederum ab. Würden sie es weiter hinausschieben, so verfehlten sie die Brisen *) die allein stark genug sind die schweren Gallionen fortzutreiben, und wären in Gefahr, über den Marianischen Inseln, Westwinde zu bekommen, die ihnen völlig conträr sind. Acapulco ist öfter'n Erdbeben unterworfen, und während daß wir uns da aufhielten, hatten wir deren zwey, die aber nicht sehr heftig waren.

Den 30sten Merz giengen wir unter Seegel. Die Equipage bestand aus 260 Menschen, die aus allen Nationen der Welt zusammen gelesen waren, der größte Theil der Matrosen war von den Philippinen.

In Anfang hatten wir schwachen Wind, und endlich eine gänzliche Windstille. Sie dauerte 12 Tage, und hörte nicht eher auf als bis wir 100 Meilen vom Lande entfernt waren.

*) Ein Name, den man in Amerika einem Wind giebt, der von der Seeseite herkömmt.

So leicht und sicher die Schiffarth von Acapulco bis Manilla ist, so gefährlich und unangenehm ist die Rückreise. Man muß auf dreyßig zuweilen bis auf 39 Grad nördlicher Breite hinaus laufen, um die Brisen zu vermeiden die bey den Wendezirkeln wehen.

Da diese Reise im Winter gemacht wird, so ist man heftigen Stürmen unterworfen. Das Schiff das uns nach den Philippinen brachte, hatte 9 Monate auf diese Ueberfahrt verwendet. Der Admiral bekam einen Stoß von einer Welle und war gezwungen, anzulegen. Sein ganzes Schiff war voll Wasser, ein Theil der Lebensmittel verdarben, und sieben Leute wurden ins Meer gespült, allein eine andere Welle warf deren zwey wieder ins Schiff zurück. Wir sahen alle Tage Vögel, was uns bey der Ueberfahrt von denen Canarischen Inseln bis St. Domingo, nicht begegnet war, ob sie gleich weit stärker ist.

Den 13ten Junius ankerten wir bey der Insel Guhan, nachdem wir in 75 Tagen zweytausend einhundert und fünf und siebenzig Meilen zurück gelegt hatten. Sie ist die vornehmste unter den Marianen, und erstreckt sich von Südwest, bis Nordosten, von den 13ten Grad 5 Minuten, bis zum 13ten Grad 35 Minuten.

Den andern Tag begrüßete ich den Major dieser Insel, den Joseph de Oviroga, dessen Tugenden und Eyfer vieles zur Bekehrung der Einwohner beygetragen, und die beste Zucht unter den Soldaten eingeführt haben. Ich traf einen Franzosen unter ihnen an, der sich d'Oleron

nennte. Der Gouverneur schickte uns, dem Herkommen gemäß, Erfrischungen. Um ans Land zu gehen bediente ich mich eines hiesigen Canots. Nie hab ich ein so leichtes Fahrzeug und das so nahe an den Wind hält, gesehen.

Den 14ten setzten wir die Seegel bey, und den 1ten sahen wir die Philippinischen Inseln, die 336 Meilen von denen Marianen entfernt sind. Wir hatten einige Windstösse die ziemlich heftig waren, aber da man sehr auf der Hut war, und die Segel zur rechten Zeit einnahm, so giengen sie bis auf ein einzigesmal wo wir überrascht wurden, ohne Gefahr vorüber. Die Meerenge zwischen den Philippinen und Manilla ist ohngefähr 100 Meilen lang. Die Fahrt ist da sehr schwer, theils wegen der reissenden Ströme, theils wegen desjenigen Ankergrundes, den man findet. Gegen Norden liegt die grosse Insel Luçon, und auf dieser die Stadt Manilla, gegen Süden sind mehrere Inseln von verschiedener Grösse.

Den 1ten Julius giengen wir in diese Meer-Enge. Ob wir gleich bey einen frischen Wind ein und eine halbe Meile in einer Stunde zurücklegten. So hatten wir doch Mühe genug uns gegen die Fluth zu halten welche uns entgegen war. Aber wie diese sich änderte, so konnten wir sie, selbst bey Windstillen, benutzen. In fünf oder sechs Stunden legten wir acht Meilen, ohne den geringsten Wind, zurück. Man hieng die Schaluppe vorne an das Schiff, um es zu regieren, aber dieser Kunstgrif wäre uns bald theuer zu stehen gekommen. Ein Strom führte uns in die Mitte von

kleinen Inseln, welche die Spanier los Narinos, wegen den vielen Drangenbäumen, nennen, die darauf wachsen; die Raa unsers Bugsprits-Seegels, stieß an einen steilen Felsen. Zum Glück hatten wir Wasser genug, und da uns der Strom in eine Art von Hafen warf, ließen wir die Anker fallen, und erwarteten den Wind, der uns aus dieser üblen Lage zog.

In 14 Tagen legten wir diese Meer-Enge zurück, immer in Furcht vor Westwinden, die uns gezwungen hatten, von unserer Farth abzutreiben.

Den 17ten Julius liefen wir in Cabita ein. Es ist ein Hafen auf der Rheede von Manilla, drey Meilen von dieser Stadt. Zwey Tage nachher erhob sich ein Westwind, der zwölf Tage anhielte, und zehn Tage regnete es beynahe ohne Aufhören. Diese Regen zeigen sich zu verschiedenenmalen bis in November, und halten zuweilen bis in den December an. Alle Ebenen sind sodann überschwemmt, und man fährt in dieser Zeit auf Kähnen zwischen den Reißfeldern, die von ferne wie die reitzendsten Wiesen aussehen. Diese Regen mildern die Hitze, machen aber das Clima so feuchte, daß auch der polirteste Stahl in einer Nacht rostet.

Die Wälder dieser Insel sind voll wilder Büffel, Hirsche und wilder Schweine von einer besondern Gattung. Die Spanier brachten Kühe, Pferde und Schafe dahin, aber die Nässe des Clima und die beständigen Ueberschwemmungen hinderten ihr Fortkommen. Es giebt viel Wachs und Baumwolle von verschiedener Art auf dieser

Insel. Der Reiß ist vortreflich und an einigen Orten wächst Getreyde. Man trift auch Ebenholz, Campescheholz, Indig, eine Art wilden Zimmt, Muskatennüsse, Feigen-, und überhaupt eine Menge anderer Bäume an, deren Früchte ganz ausgesucht sind. Vorzüglich eine Menge Holz das zum Schiffbau und zu Masten tauglich ist.

Die Flüsse sind voll Kameane die Menschen und Thiere verschlingen. Nicht weit von unseren Ländereyen, wurde einer gefangen, der 13 Menschen gefressen hatte. Er war 18 Fuß lang. Diese Inseln liegen zwischen den 19ten und 5ten Grad nördlicher Breite.

Außer der grossen Insel Luçon besitzen die Spanier noch neun andere beträchtliche, und neun kleinere Inseln, nebst einen Theil von Mindanao. Die Regierung ist in zwanzig Alkadeyen vertheilt, und zwölfe davon sind allein auf der Insel Luçon. Der Erzbischof zu Manilla hat drey Suffraganen. Der eine hat seinen Sitz zu Caiagon in dem nördlichen Theile dieser Insel, der andere zu Camarinez in dem östlichen Theile, und der dritte ist in Cehu, einer Insel dieses Namens, von der die übrigen kleineren Inseln abhängen; hier war es, wo Magellan getödet wurde.

Es sind siebenhundert Pfarreyen in diesen vier Sprengeln, und über eine Million Christen, die besser unterrichtet sind als in den europäischen Staaten. Sie werden mehrentheils von Augustinern, Franziskanern und Jesuiten besorgt.

In denen Wäldern und Gebürgen findet man noch ein rohes Volk. Sie sind schwarz, und von sehr kleinem Wuchs. Außer ihrer eigenen Sprache reden diejenigen welche bekehrt sind, und deren eine große Anzahl ist, noch drey Hauptsprachen. Die eine ist die Tagalische, die andere die Pampangische, und die dritte die Bissagaßische. Die ausgebildetste ist die Tagalische, die in Manilla und den anliegenden Gegenden geredet wird.

Diese Sprachen sind unter sich selbst und auch mit der Malayischen verwandt, welche in Borneo, Java, Sumatra und in der Halbinsel Malacca geredet wird. Es läßt sich daraus schliessen, daß die ersten Eroberer dieser Insel Malayen waren, und die alten Bewohner zwangen, in das Gebürge zu fliehen. Ueberhaupt bringt sie alles was sie von den Europäern unterscheidet, der Aehnlichkeit mit jenen näher. Sie haben die nehmliche Bildung, das Gesichte, eine kleine Nase, große Augen, und eine olivengelbe Farbe. Ihre Kleidung kömmt mit den Malayen ihrer überein, und sie bauen auch ihre Hütten von Bambusrohr, an denen Ufern der Flüsse. Blos darinne unterscheiden sie sich von ihnen, daß sie eine sanfte Gemüthsart haben, da diese wild und grausam sind.

Alle diese Insulaner sind denen Spaniern sehr zugethan, und geben gern ihre Kinder in ihre Dienste. Ein Punkt, den sie vor allen übrigen Amerikanern voraus haben, die bis jetzt noch die Herrschaft ihrer Unterdrücker verabscheuen. Aber man muß auch gestehen, daß sie sich freywillig,

ohne Zwang der Waffen der spanischen Herrschaft unterworfen haben.

Obgleich diese Inseln schon 1521 von Magellan entdeckt wurden, so hat man sich doch nicht eher als 1556 da niedergelassen. Dom Miguel Lopes de Legaspi gründete die Stadt Cebu. Manilla wurde erst 1571 angeleget.

Als Magellan in einer benachbarten Insel, Cebu, landete, so wurde ein Indianer abgeschickt, der ausspüren sollte, wer diese Ankömmlinge wären. Er verbarg sich hinter Bambus = Röhren, und sah einer ihrer Mahlzeiten zu. Bey seiner Zurückkunft berichtete er denen Obersten seines Landes, daß es ganz außerordentliche Menschen wären, die eine weisse Farbe und sehr lange Nasen hätten. Wenn sie ässen, so bekleideten sie den Tisch mit weissen Kleidern, und frässen Steine und zuletzt Feuer. Dafür hatte er den Schiffs = Zwieback und den Rauchtaback angesehen.

Ein anderer Indianer welcher aus der kleinen Insel Pampanga nach Luçon abgeordnet war, um seine Landsleute zur Unterwerfung an die Spanier aufzumuntern, beschrieb ihnen die Würkung und den Knall der Kanonen auf folgende Art. Diese Leute, sagte er, haben Waffen die dem Blitze gleichen. Mit der Flamme speyen sie eine schwere, eiserne Kugel aus, und wenn diese einmal mit Ungestümm herausgetrieben ist, so fliegt sie von Berg zu Berge, bis sie jemanden findet den sie töden kann.

Mehr als siebentausend Chinesen welche aus Canton und Enkien gekommen sind, befinden sich auf denen philippinischen Inseln. Die mehresten von ihnen wohnen in einer Vorstadt von Manilla, welche Parian heißt. Spanier giebt es ohngefähr viertausend, aber viel Beßitzen die aus der Vermischung von Europäern, Indianern und Chinesen, geboren werden.

Manilla, die Hauptstadt dieser Inseln, liegt an einer großen Bucht der Insel Luçon. Sie ist mit zehn Bastionen und den kleinen Fort St. Yago befestiget. Gegen Norden ist ein Fluß, und gegen Westen das Meer. Vorstädte die von Indianern bewohnt sind, umgeben sie, und man versichert, daß sich darinne bis auf 50000 Seelen befinden. Wenn man den Fluß vier Meilen hinauf fährt, so findet man an seinen Ufern und an den verschiedenen Kanälen welche hinnein fallen, eine solche Menge Dörfer und Flecken, daß man auf den Gedanken geräth, dieser Haufen Häuser sey eine einzige Stadt.

Sie hat vierzehn sehr reinliche Kirchen, wovon einige in den ersten Städten von Frankreich bewundert werden würden. Selbst auf dem Lande sind sie gut ausgezieret. Es ist keine Pfarrey, die nicht 8 bis 10 Tonkünstler hätte, die der König von Spanien von dem Tribut befreyt hat, den die Indianer bezahlen müssen.

Nachdem ich mich sieben Monate auf diesen Inseln, dem schönsten Lande in der Welt, aufgehalten hatte, so schiffte ich mich auf ein spanisches Schiff ein, das nach Malacca gieng, in der Hof-

nung, da ein anderes Fahrzeug zu finden, welches nach der Küste von Coromandel bestimmt ward.

Es war am 17ten Februar 1709, daß wir beym Eingange der Rheede von Manilla die Seegel aufzogen, und Montags den 11ten Merz ankerten wir auf der Rheede von Malacca. Während unserer Ueberfahrt fiengen wir verschiedene von den Vögeln die man Tölpel nennt, und wahrscheinlich mögen sie diesen Namen der Leichtigkeit zu danken haben, mit der sie sich fangen lassen. Sie setzen sich auf die Masten, und oft auf den Arm eines Matrosen, ohne den geringsten Versuch davon zu fliegen, welchen sie erst machen, wenn sie gefangen sind.

Noch nie habe ich das Meer so ruhig gesehen als auf dieser Reise. Ein Canot hätte ohne Gefahr die 475 Meilen auf einem Meere machen können, das fürchterlich ist, wenn Westwinde wehen.

Wären wir einige Tage früher angekommen, ehe die Portugiesischen und Armenischen Schiffe nach der Küste von Coromandel abgegangen waren, so hätten wir in einen Monat zu Pondichery seyn können. Aber so sahen wir uns in der Nothwendigkeit ein mohrisches Schiff zu besteigen, und das wurde für uns eine Quelle von Mühseligkeiten und Unglück. Es war klein, hatte nur ein Verdeck, und war so voll Waaren gestopft, daß der Kapitain und das Volk oft in der freyen Luft schliefen. Stellen sie sich zwey Mißionarien und einen portugiesischen Priester, mit zwey schwarzen christlichen Sklaven, in der Mitte von hundert

Mohren vor, die uns mit mehr Abscheu ansahen als ein Europäer Widerwillen hat, mit Negersklaven zu leben. Als sie ihre Schaluppe eingeschifft hatten, so wiesen sie uns darinne unsere Wohnung, als in dem bequemsten Orte an. Eine Matte von Binsen schützte uns nur vor der Hitze der Sonne in diesem brennenden Himmelsstrich, und auch diese mußten wir wegnehmen, wenn der Wind nicht stark genug war die Seegel zu füllen. Verschiedene Tage hatten wir Windstille und die Sonne senkrecht über uns. Auch mußten wir verschiedene Windstöse erdulten, die der für Stürme halten wird, welcher das Meer noch nie in seiner Wuth gesehen hat. Der Regen beunruhigte uns sehr in unserer Schaluppe, und immer hatten wir mit dem Winde zu streiten, der uns die Matte aus den Händen riß.

Nach einer monatlangen, langweiligen und beschwerlichen Schiffarth, entdeckten wir Achim, das nur 150 Meilen von Malacca ist. Unsere Steuerleute waren so geschickt daß sie behaupteten, wir wären bey den Inseln Nicobard, die zwey Grad weiter gegen Norden liegen, und ihre Vorsicht gieng so weit daß sie uns, bey einem Mangel an Wasser und Lebensmitteln, einer Ueberfahrt von 300 Meilen aussetzen wolten, ohne für neuen Proviant zu sorgen. Die Kaufleute und Reisende zwangen den Kapitain, bey einem Dorfe drey Meilen von Achim den Anker zu werfen: aber man nahm doch nur wenig Wasser und andere Erfordernisse ein.

Den

Den 15ten giengen wir wieder unter Seegel, aber am Abend musten wir uns wieder bey Achim vor Anker legen, weil der Wind ganz fehlte und die Fluth entgegen war.

Die Auen und die schönen Wälder von Achim, entzücken keinen Reisenden der die Philippinen gesehen hat.

In der Nacht giengen wir wieder unter Seegel, und verloren den 18ten das Land aus dem Gesichte. Die Windstillen, welche in dieser Jahreszeit gewöhnlich herrschen, beunruhigten unsere unwissende Steuerleute gewaltig, und sie nahmen zu tausend abergläubischen Gebräuchen ihre Zuflucht, um einen günstigen Wind zu erhalten. Bald warfen sie unter dem Geschrey der ganzen Equipage ein Schiffchen mit Reiß in die See, bald wurde ein Rauchfaß mit Räucherwerk auf die Seegeltaue gesetzt. Ein andermal wurden dem Traume eines Matrosen oder Sklaven zu Gefallen, die Masten mit Wasser besprengt, und das Schiff gewaschen, oder die Gestalt eines Pferdes auf den Verdeck herumgerollt. Endlich da das alles nichts helfen wollte, empfahlen sie sich — unserem Gebete.

Wir bekamen nun nicht mehr als ein Glaß Wasser den ganzen Tag, und man merkte, daß der Proviant zu Ende gieng Der Mangel an Wasser war den 4ten May so groß, daß wir den Reiß in einem Topf röstten, und so essen musten: In dieser Nacht aber erhob sich ein günstiger Wind, und es fiel Regen. Er wurde in Tüchern und Seegeln

aufgefangen, und wir tranken nicht mehr davon als nöthig war, das Leben zu fristen.

Den 6ten May zwang uns ein heftiger Windstoß hinter dem Winde, mit einem einigen Seegel zu laufen. Das St. Helenen Feuer erschien auf dem Flaggenstock, und dem grossen Maste. Den neunten, als am Himmelsfarthstage, brachen zwey Masten, und den 10ten fehlte uns das Wasser gänzlich. In der Nacht regnete es wieder, und es wurde Wasser auf die ganze Woche gesammelt. Das St. Helenen Feuer St. Elmen wurde wieder gesehen.

So traurig unsere Lage war, so musten wir doch lachen, als uns der portugiesische Priester die Schimpfreden erklärte, welche unsere Matrosen gegen diesen vermeynten Teufel ausstiesen: denn das ist die Idee, welche sie sich davon machen. „Was willst du auf unserm Schiff? sagte der „eine, unsere Waaren sind nicht für dich, sie sind „unser, und wir haben sie bezahlt. Gehe, sagte „ein anderer, zu Corsaren und Seeräubern, die „alles was im Schiff ist, zusammen geraubt haben, plage sie und laß sie umkommen, aber „Kaufleute laß ungehindert."

Ein andrer rief; „Bekümmere dich erst um „deine Verwanden; dein Vater ist ein Räuber, „deine Mutter und Schwestern sind wegen ihrer „schönen Aufführung beschrien, und deine Brüder haben zehnmal ihrer Verbrechen wegen den „Tod verdient!" Endlich griffen sie zu Prügeln, liefen auf das Verdeck, kletterten auf die Wände, und schrien aus allen Kräften; aber keiner wagte

sich an den vermeynten Teufel. Zuletzt verschwand er von selbst, und sie wünschten sich unter einander eben so viel Glück, als ob sie einen großen Sieg erfochten hätten.

Den 19ten am Pfingsttage, hatten wir wiederum gänzlichen Wassermangel. Aber zwey Stunden nachher regnete es so stark, daß wir bey der guten Wirthschaft, die wir damit trieben, Wasser auf drey Wochen sammeln konnten. Den 24sten erhob sich ein Westwind und es wurde sogleich das große Seegel bey Wind gehalten, um uns nicht vom Lande zu entfernen. Beym Anfang der Nacht vermehrte sich der Wind, und eine Welle die auf unser Schiff von der Seite kam, erfüllte einen Theil unserer Schaluppe mit Wasser. Wir mußten immer hinter den Wind treiben, um nicht durch die hohen Wogen auf den Grund gesetzt zu werden.

So sparsam wir auch gewesen waren, so hatten wir doch nicht mehr als auf einige Tage Lebensmittel, und doch sollten wir diese 300 Meilen, die uns so viel Mühe und Beschwerden gekostet hatten, wieder zurückfahren. Aber das kümmerte unsere Matrosen wenig, sie sahen nur auf die gegenwärtige Gefahr, denn die See gieng hohl, und die Wellen so hoch, daß wir beständig Acht haben musten, daß sie uns nicht von der Seite trafen; eine wäre da hinreichend gewesen, uns in den Abgrund zu senken.

Den 26sten wurde das Meer ruhig und mit einem günstigen Wind konnten wir wieder an die Küste von Achim zurückkehren. In sieben Tagen

legten wir diesen langen Weg zurück. Den 3ten Junius giengen wir zwischen den Inseln Nicobar durch, die sieben Grad nördlicher Breite von Achim entfernt liegen. An diesem Tag gebrach es am Reiß im ganzen Schiffe. Wir handelten mit denen Insulanern: sie bekamen Leinewand und Toback für Cocosnüsse und Ignamen-Wurzeln. Die letzteren sind eine sehr unschmackhafte Speise.

Den 5ten Junius ankerten wir bey denen Inseln Pulopinam und Lancari, die nicht weit vom festen Lande entfernt sind. Eine Windstille überfiel uns, und nun erhielten vier Personen nicht mehr als zwey Cocosnüsse den Tag. Die Schaluppe muste in See gelassen werden, um Lebensmittel herbey zu schaffen, und auf die Art hatten wir in den neun Tagen, daß die Windstille dauerte, nichts was uns vor der sengenden Sonne schützen konnte. Selbst die Mohren hatten Mitleiden mit uns, da sie wohl wusten, daß wir, die wir in einen kälterm Himmelsstrich gebohren waren, mehr als sie von der Hitze litten. Warum betet ihr so fleißig? sagten sie. Leidet ihr nicht schon genug durch Hunger und Hitze? Legt die Bücher beyseite, bis ihr einige Zeit auf dem Lande ausgeruhet habt, und dann könnt ihr alle die Gebete nachhohlen.

Die Schaluppe kam in der Nacht vom 14ten zum 15ten zurück, und so wenig Proviant sie auch mitbrachte, so wurde doch das ganze Schiffsvolk dadurch neu belebt. Den 16ten fuhren wir in den Fluß Parlis, in dem kleinen Königreich Queda. Der Pater Bonnet fuhr in einen Kanot voraus, um uns eine Wohnung in Queda zu besorgen,

und da man den Fluß nicht anders als mit der Fluth hinaufkommen kann, so holte er uns in einem Kahne ab, der aus einem einzigen Baumstamme bestand, und an beyden Enden, in einer Spitze zulief.

Das Königreich Queda muß an den König von Siam Tribut geben. Die Stadt hat sieben bis achttausend Einwohner, und das ganze Königreich ohngefähr zwanzigtausend. Der Eingang in den Fluß ist 6 Grad 10 Minuten nördlicher Breite. Man sieht gegen Nordosten den Elephantenberg, der seinen Namen dadurch erhielt, daß er die Gestalt dieses Thiers hat. Nur mittelmäßige Schiffe können über die Sandbänke kommen, die nicht mehr als zwey und eine halbe Klafter Wasser geben.

Die Einwohner sind Malayen, und alle der mohammedanischen Sekte der Türken und Mogolen zugethan. Ihre Häuser bauen sie von Bambus-Rohr, und richten sie, vier oder fünf Fuß über der Erde, auf Pfeilern auf, um sich vor der Feuchtigkeit zu schützen. Der König und einige der Vornehmsten, haben Häuser von Bretern. Die Kleidung kömmt mit derer Malayen ihrer von Malacca, Jor, und Sumatra überein. Fast alle haben lange Haare, und ein Stück Leinewand um den Kopf, die ihn aber nicht bedeckt. Immer führen sie ihren Cri bey sich; es ist ein sehr scharfer Dolch, der funfzehen bis achtzehen Zoll lang, und zwey breit ist. Einige dieser Cri sind wellenförmig gemacht und haben einen goldenen Griff. Verschiedene sind auch mit Wurfspiessen und einigen Musketen bewafnet. Ihre Schilde sind rund, und

leicht, haben zwey Fuß im Durchschnitt und halten Hieb und Schuß aus. Es giebt in diesem Lande einige Familien die aus Coromandel hieher gekommen sind. Man kann sie leicht von den übrigen unterscheiden, weil sie schwärzer und furchtsamer sind. Auch einige Chineser trifft man an, die zu Lande, von Siam hieher kamen. Die Bevölkerung in diesem Königreiche ist sehr schwach. Es ist voller Wälder, und man sieht nichts darinnen als wilde Büffel, Elephanten, Hirsche und Tyger. Die Elephanten werden hier, wie in dem Königreiche Siam gefangen, und diese Jagd macht eine von denen ersten Einkünften des Königes aus. Der größte den ich hier sah, war sechs und eine halbe Elle hoch. Die Ebenen werden von verschiedenen Canälen durchschnitten, die sie zu Hervorbringung mancherley Arten von Reiß geschickt machen. Ausser anderen Früchten die in Indien wachsen, sind diesem Lande noch viele eigen, die allen anderen Theilen der Welt fremd blieben. Von den Europäern werden vorzüglich der Manguſtan, und der Durion geschätzet.

Der König hebt keine Schatzung von seinen Unterthanen. Er hat Bergwerke, in welchen man Zinn bricht, das eben so weiß als das englische, aber nicht von der Härte ist. Es werden daraus Müntzen geschlagen die ein Pfund wiegen, und nur sieben Sols an Werth halten.

Er läßt auch kleine goldene Müntzen prägen, die schlecht von Gehalt sind, und ein eine halbe Linie im Durchschnitt haben. Es stehn arabische Buchstaben darauf, und fünfe gehn auf einen spa-

nischen Thaler. Eine kleine kupferne Müntze die einen Denier gilt, ist unter dem Volke gangbar. Die Lebensmittel sind hier sehr gut und wohlfeil. Die Kaufleute von Surate holen hier Zinn, und die von Coromandel führen Kattunleinewand ein, und nehmen Goldstaub und Elephanten mit zurück.

Wie wir nach Queda kamen, so erfuhren wir, daß vor zwey Jahren ein Franzose Namens Martin hier hingerichtet worden war. Er war Steuermann auf einem kleinen Schiff, das von Bengalen kam, und einen Engländer zum Kapitain hatte. Er brachte ihn um und bemächtigte sich der Waaren. Um aber sein Verbrechen geheim zu halten, suchte er alle die von sich zu entfernen, in die er einiges Mißtrauen hatte: und setzte in dieser Absicht fünf Matrosen auf einer wüsten Insel an der Küste von Java aus. Aber wenige Zeit nachher muste er in Queda anlegen, und ein Sklave des ermordeten Kapitains klagte ihn bey dem König an, welcher das Fahrzeug konfiszirte und ihn zum Tod verdammte.

Wir mußten sieben Monate in diesem Lande bleiben, um den Musson zu erwarten. Schon lange wünschten wir es zu verlassen, und da wir dieses am wenigsten hoffen konnten, so waren drey Schiffe von St. Malo genöthiget, an der Insel Janselon anzulegen, weil sie nicht nach Mergui kommen konnten, um da zu überwintern. Herr de la Lande der sich zu Pondichery eingeschifft hatte, um für seine Schiffe Lebensmittel zu besorgen, kam mit dem kleinsten in dieser Absicht nach Queda, und kaum hatte er in dem Flusse den Anker

fallen lassen, als mohrische Kaufleute uns schon davon benachrichtigten, und dazu Glück wünschten.

Wir waren eben in Begriff zu diesen Herren an Bord zu gehen, als er selbst kam. Wir boten ihm unser Haus an und er war so gütig es anzunehmen. Ich gieng in einem Kanot an das Schiff, um den Kapitain abzuholen, der sich nicht wohl befand, und den ich noch vom Schiff St. Esprit her kannte, wo er Lieutenant war.

Hier hatte ich Gelegenheit die Schönheit des Flusses noch mehr zu bewundern. An den mehresten Orten sind seine Ufer ganz mit Bäumen bedeckt, auf welchen früh und Abends eine Menge Affen herumsprangen.

Wir sahen auch viele Krokodille, die auf dem Lande ruhten. Einer schwamm an unseren Canot vorbey.

Den 10ten Januar 1710 gieng das Schiff unter Seegel, und wir kamen auf acht Grad, bey den Inseln Nicobar vorbey. Ihre Bewohner brachten uns in eilf Canoten, Ignamen, Cocosnüsse und einige Hüner, die sie gegen Taback in Blättern vertauschten. Sie gehen fast nackend und ihre Farbe ist gelblich braun. Sie machen eine Art Kuchen von Wurzeln, der bey ihnen die Stelle des Brodes vertritt: denn sie haben weder Reiß noch Getreyde.

Den 2ten Februar ankerten wir auf der Rheede von Pondichery.

Die Abweichung der Magnetnadel die gegen Nordwesten in Frankreich ist, vermindert sich nach und nach zwischen den Canarischen und denen er-

stern amerikanischen Inseln. In diesem Meere ist keine Abweichung. Aber weiter gegen Amerika rückt sie mehr gegen Nordosten, und bey Vera Crux beträgt sie sechs Grad.

In Acapulco auf dem stillen Meer ist sie nur drey Grad fünf Minuten Nordost, und vermehrt sich bis bey denen Bänken von St. Bartholomäus. Wir fanden sie hier von 14 Graden; acht Jahre vorher ist sie 16 Grad gewesen, was auch Dampierre in seiner Reise versichern mag, daß von Acapulco bis an die Philippinen, keine beträchtliche Abweichung sey. Von diesen Bänken an gerechnet, und wenn man sich den Philippinen nähert, nimmt sie wiederum ab. Auf denen Marianen Inseln war sie im Jahr 1708 8 Grad 40 Minuten. Bey Embocadero de san Bernardino, das 17 Grad und einige Minuten weiter gegen Westen liegt, ist die Abweichung nicht stärker als 2 Grad Nordost. In Manilla, das unter 14 Grad 30 Minuten nördlicher Breite liegt, leidet sie keine, wie ich glaube. Geht man von hier nach Malacca so ist sie nordwestlich.

In allen großen Meeren gegen den heissen Erdgürtel, und bey den Wendezirkeln wehen nie Westwinde. Die Winde streichen alle von Nord- und Nordost, gegen Süden und Südost. Die Ströme laufen auch nach Osten. Im ostindischen Meere, von Cochinsina, Sina und den Ppilippinen, bis an die Marianen wechseln sie nach denen verschiedenen Jahreszeiten sehr regelmäßig ab, und das nennt man den Muson.

Es ist bekannt, daß bey den heftigsten Stürmen, nach einer gewissen Anzahl Wellen, immer drey kommen, die höher als die andern sind. Ich kann mich nicht besinnen, daß ich je die eigentliche Ursache dieser Naturbegebenheit gelesen hätte.

Ich habe bemerkt, daß die Hitze unter dem heissen Erdgürtel nicht so heftig ist, als man sie in verschiedenen Nachrichten schildert. Ob sie gleich groß ist; so gewöhnt man sich doch leicht daran. Es giebt unter demselben sogar einige sehr gemäßigte Länder. Zum Beyspiel, Brasilien, Peru, Siam, die Halbinsel Malacca, und vorzüglich die Gegenden um die Stadt Mexico. Ueberhaupt, je näher man der Linie ist, je weniger hat man von der Hitze zu leiden, weil es sehr viel regnet und die Sonne geschwind bey dem Scheitelpunkt vorüber geht. Unter denen Wendezirkeln aber bleibt sie drey und einen halben Monat, ohne sich weiter als drey und einen halben Grad davon zu entfernen.

18.

Geschichte der ehemaligen Missionen der Jesuiten in Ostindien — erste Mißionarien — Haß der Indier gegen die Europäer — Vorurtheile wegen der Casten — Schwierigkeit der Spracherlernung — Bouchet's Schilderung der Lebensart eines Missionars — Pater Gozzadini Missionar der von der Hitze die Haut verliehrt — Besoldung der Missionarien — Martyrerthum einiger Missionarien und Katecheten — Bekehrungsgeschichte eines indischen Büßenden — gute Aufnahme bey Großen — Urtheil von einem Marienbilde — Anekdote von, sich selbst Sünder nennen — Wunder-Geschichtchen — Wunder mit dem großen Loose — geistliches Schauspiel

— Beschuldigungen der katholischen und evangelischen Missionarien — Abt Sidoti und sein Tod.

Die ersten Mißionarien von der Gesellschaft Jesu welche Ludwig XIV. oder vielmehr sein Minister Colbert nach Ostindien sandte, waren die Paters Fontenay, Tachard, Gerbillon, Lecomte, Bouret, und Visdelou. Ludwig XIV. ließ sie durch ein Vorrecht, das ohne Beyspiel war, und auch ohne Consequenz bleiben sollte, zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften vor ihrer Abreise aufnehmen.

Jede Mißion hat ihre Beschwerlichkeiten und Leiden, die ihr eigen sind, aber die Mißion der Hindus vereinigt, nach ihrem Geständnisse, alles Ungemach der übrigen. Studium der Sprachen; Einsamkeit; üble Wohnung; heisses Clima; häufige und gefährliche Reisen; strenges Leben; sonderbare Gebräuche; Entsagung aller Annehmlichkeiten, und beynahe aller, zum Lebens-Unterhalt gewissermassen unentbehrlicher Nothwendigkeiten; mehr als alles dieses, eine vorgefaßte Meynung von Seiten der Indier, Vorurtheile, mit einem Worte, die ihre Bekehrung äusserst erschwerten. Mit einem Worte, eine ganze Litaney von Uebeln und Beschwerden! Um an der Bekehrung der Landes-Einwohner mit einigem Erfolg zu arbeiten, muß man selbst Indier werden, selbst ihren Ton, ihre Manieren, Kleidung, bis auf die kleinste Speise annehmen, hauptsächlich aber, ihnen verbergen, daß man Europäer ist. Als eine Ursache dieses so merklichen Widerwillens, den die Indier gegen die Europäer hegen, gibt die Vorrede der neuen Ausgabe der lettres édifiantes & curieuses, welche die mémoires des Indes enthalten,

die Vertheilung der Indier in gewisse Stämme an, welche die Portugiesen Casten nannten. Diese Casten sind von unterschiednem Range und Stande, die Caste der *) Pariah's aber, welche den schlechtesten Pöbel begreifet, wird dergestalt verachtet, daß der geringste Umgang mit einem Mitgliede derselben, der Ehre verlustig macht. Ein Indier kann ferner, ohne sich herab zu würdigen, nicht mit Leuten von einer Caste essen, die unter der seinigen ist, ja selbst nicht einmal die Speise genieſſen, die jemand von einer solchen Caste bereitet hat. „Es gibt Prinzen, sagt Pater Caron, deren Köche sich verunehrt glauben würden, wenn sie mit ihrem Fürsten speiseten, weil er von einer niedrigen Caste ist, ohngeachtet sie sich in seinem Dienst befinden; ja ihre Verwandten würden sie sogar aus ihren Casten jagen, wenn sie sich gelüsten lieſſen, dieses zu thun." Ein gleiches gilt von den Heyrathen, die nicht aufferhalb einer Caste geschehn können. Wer sich mit einer Person von einer niedrigen Caste als die seinige, verbände, würde auf ewig entehrt bleiben, würde als der niederträchtigste Mensch angesehn, und aus seiner eigenen Caste verstossen werden. Als die Portugiesen zuerst nach Ostindien kamen, richteten sie sich weder nach den Landessitten, noch nach dem waltenden Unterschied zwischen den Casten. Sie gaben sich mit den Pariah's ab, und nahmen sogar welche in ihre Dienste. Sogleich ging die Verachtung welche alle Indier gegen die Pariahs hegen, mit auf die Portugiesen über, und hat sich auch seitdem ununterbrochen fortgepflanzt.

*) Parrier, nennen sie die Trankebarsche Mißionarien. R.

Obgleich den andern Europäern die Delikateſſe der Jndier über dieſen Punkt bekannt war, ſo nahmen ſie doch eben ſo wenig Rückſicht darauf, als die Portugieſen. Sie lebten in Jndien wie ſie in Frankreich, Engeland, Holland leben, ohne ſich zu zwingen, oder ſich, ſo viel als möglich, nach den Gebräuchen der Nation einzuſchränken. Hiezu kamen noch ihre freye Lebensart, ihre Ausſchweifungen im Wein, die Geringſchätzigkeit mit der ſo viele den Dienern ihrer Religion begegneten: Alles dieſes brachte eine üble Wirkung auf ein Volk hervor, das von Natur enthaltſam, ehrbar und zurückhaltend iſt, und die tieffe Ehrfurcht für ſeine Lehrer und Meiſter verräth. Und dies mag hauptſächlich den Jndiern jenen außerordentlichen Widerwillen gegen die Europäer eingeflößt haben, deſſen die Briefe der Mißionarien ſo oft Erwähnung thun.

Um alſo den Jndiern allen Verdacht wegen ihres europäiſchen Urſprungs zu benehmen, pflegten ſich die jeſuitiſchen Mißionarien, auf Art der indiſchen Büſſenden zu kleiden, und ſich Sanias*)-Romaburi, römiſche Geiſtliche, zu nennen, die von Norden kämen. Sie unterwarfen ſich allen ihren Sitten und Gebräuchen, ſo widerſinnig und ekelnd ſie auch ſeyn mogten; ſie ſaſſen mit kreutzweisgeſchlungenen Beinen auf dem Boden: ſie aſſen von der Erde, und hüteten ſich wohl, etwas mit der linken Hand zu faſſen oder anzurühren, weil dieſes, nach der Mei-

*) Saniaſi ſchreiben es die deutſchen Mißionarien zu Trankebar, und geben es durch, Heiliger der auſſer der Ehe lebt. R.

nung dieser Völker ganz wider die Gesetze des Wohlstandes und der Höflichkeit; sie beobachten ein beständiges Fasten, und thaten des Tages nur eine Mahlzeit, die in ein wenig Obst, Gemüse, und in Wasser gekochten Reiß, bestand; dann Brod, Wein, Fleisch, Eyer, Fische, sind Nahrungsmittel, die einem indischen Mißionar gänzlich untersagt sind. Hätten die ersten Mißionarien von Madure angestanden, sich einer so strengen Lebensart zu unterwerfen, so würde ihr Eyfer nicht durch die Bekehrung vieler Brahmanen, und mehr denn hundert und funfzig tausend Heyden gekrönt worden seyn.

Aber diese Verkappung in die Landes-Tracht; diese Beybehaltung der Sitten und Gewohnheiten der Landes Einwohner; und dieser fremde Name, Saniasi, werden den römischen Mißionarien, von den deutschen evangelischen zu Trankebar, mehr als einmal vorgeworfen. Man sehe ihre Berichte, von ersten bis lezten.

Die Schwierigkeiten der Spracherlernung sind nicht gering. „Es gehört eine grosse Ueberwindung dazu, sagt ein Mißionar, wenn man schon weit in die Jahre ist, sich noch mit den Anfangsgründen einer Sprache zu peinigen, die nicht das mindeste Gleichniß mit denen, in Europa gelernten, hat. Aber durch anhaltenden Fleiß, und Hülfe einer Grammatick, die unsre ersten Missionarien hinterlassen haben, gelangt man endlich zu seinem Endzweck. Aber das ist noch nicht genug sie zu verstehn, man muß sie auch sprechen können. Man wundert sich nicht wenig, wenn man ein ganzes Jahr durch ganze Tage und halbe Nächte, auf die Erlernung der in-

dischen Sprache verwendet hat, und nun sich schmeichelt, etwas darin gethan zu haben; wenn man, sage ich, selbst die Worte, deren man sich bedient, nicht mehr versteht, sobald sie von Inngebohrnen ausgesprochen werden. Die Nerven der Zunge, sind in einen gewissen Alter nicht mehr geschmeidig genug, um die richtige Aussprache gewisser Buchstaben erreichen zu können; doch, wenn die Inngebohrnen dieses vor den Mißionarien voraus haben, so trift es sich hingegen oft, daß sie von diesen in der Zierlichkeit der Diktion übertroffen werden."

Pater Bouchet, einer der verdienstvollesten und Einsichtreichsten Mißionarien, dessen Namen in diesem Bande schon mehr als einmal vorgekommen ist, entwirft einen neuangehenden Bekehrer, folgendes Gemälde, seines künftigen Wandels. „Fürs erste, rechnen sie darauf, daß ihre Lebensart eine der strengsten seyn wird. Ohne Zweifel wissen sie schon, daß Fleisch, Fisch, Eyer, überhaupt alles was Leben hat, unsern Mißionarien untersagt ist, daß sie weder Wein, noch ein anderes, berauschendes Getränke trinken dürfen, und daß ihre Nahrung bloß aus Reiß besteht, der mit Wasser gekocht worden ist, wozu noch einige, fade, unschmackhafte, und meistens bittre, Kräuter kommen. Die Art, wie die Hindus diese Gerichte zubereiten, verursacht neuen Eckel. Zwar, man kann auch Milch und Obst genieſſen, aber das indische Obst hat, mehrentheils, keinen Geschmack, und es kostet einem, im Anfange, viele Ueberwindung, davon zu essen."

„Das Wasser das man trinken muß, ist im Winter noch trinkbar, aber nicht wenn im Sommer die

grosse Hitze anfängt. Denn alsdenn pflegen die Teiche, worinn man es aufbewahrt, auszutrocknen, und es wird schlammig. Zwar besitzt man ein Geheimniß, es vermittelst des Kerns einer gewissen Frucht, welche die groben Theile davon scheidet, klar zu machen, aber, man mag sich noch so viele Mühe geben, so wird es doch immer schlämmern, und sehr unangenehm vom Geschmack bleiben. Gräbt man Brunnen, so findet man bloß salzigtes Wasser zu trinken."

„Dazu kömmt noch, daß ein Mißionar unaufhörlich fasten muß. Einem Sanias ist nicht erlaubt, des Abends zu speisen; er darf höchstens, wenn er will, des Abends einiges Obst, oder hiesigen Landes-Konfekt, zu sich nehmen. Dieser Konfekt, der aus Reißmehl, Pfeffer, und schwarzen, mit Erde vermischten, Zucker, gemacht wird, hat so was widriges, daß man sich nur mit vieler Mühe daran gewöhnt. Ich habe Mißionarien gekannt, deren Magen sich nie mit dieser Art zu leben hat vertragen können. Sie sind endlich gezwungen gewesen, nach den Küsten zurückzukehren, wo man auf gut europäisch leben kann..... Eine Hütte von Erde, mit Stroh gedeckt, dient zur Wohnung. Hier unterhält sich der Mißionar mit den Neubekehrten, die ihn besuchen. In der Regenzeit werden diese Hütten im äußersten Grad unbequem. Fußboden und Wände leiden als denn, ein und mehr Fuß hoch, von der Näße. Anfangs kam das Licht in diese Hütten bloß durch die Thüre, jetzt aber hat man angefangen, auch einige Löcher, statt der Fenster, anzubringen."

„Drey

„Drey oder vier irdene Geschirre, machen den ganzen Hausrath eines Mißionars aus. In den einen thut er, was er zu den heiligen Altar-Opfern braucht, in die andern seinen Reiß, und dergleichen. Blätter vertreten die Stelle des Tisches, der Teller, Tischtücher und Servietten. Auf diesen Blättern knetet man, gewissermassen, Reiß und Kräuter zusammen, und macht kleine Kugeln daraus, die man verschluckt."

„Die ersten Mißionarien schliefen, anfänglich, auf der platten Erde; die häufigen Krankheiten aber, denen sie durch die Näsſe ausgesetzt waren, nöthigten sie, eine Tiger- oder Hirsch-Haut auf Breter zu breiten, und dies ist jetzt ihr Lager. Nur die Hand Gottes kann den Mißionarien, bey so leichten Speisen, und so anhaltenden, sauren Mißionsarbeiten, das Leben fristen. Das unaufhörliche Beichtehören, gehört unter ihre mühseligsten Geschäften. Man pflegt hier die Neubekehrten zum Sakrament der Beichte jedesmal eben so vorzubereiten, als wenn es das erstemal wäre. Die Zahl der Beichtenden ist aber manchmal so groß, daß der Mißionar unterliegt, und kaum so viel Zeit hat, sein Brevier beten zu können. Wenn man 2 bis 300 Neubekehrte, mit ihren Weibern und Kindern, so weit herkommen sieht, die nicht mehr Reiß bey sich haben, als was sie auf der Reise brauchen, und die unter der Bothmäßigkeit von heydnischen Herren stehn, welche jeden Augenblick ihres Aufsenbleibens zählen; wenn sich ein Mißionar von diesen eyfrigen Christen umringt sieht; wenn sie

ihm zurufen; „mein Vater, es sind schon zwey „Tage, daß wir hier sind; wir haben drey Tage „auf der Herreise zugebracht, wir brauchen eben so viel Zeit zur Hinreise, und unsre Lebensmittel gehn „auf die Neige!" — dann fühlt der Mißionar nicht seine eigene Beschwerden, er fühlt nur das Mitleiden, mit diesen Armen, nach der Quelle des Heils lechzenden, Seelen, und weiht die ganze Nacht der Beichte der Männer, nachdem schon der ganze Tag mit Beichtehören der Weiber vergangen ist. Aber die Beraubung des Schlafs schwächt seine Kräfte noch mehr; es folgen heftige Kopfschmerzen, und ein solcher Ekel, daß die Tischzeit, für ihm zur Marter wird."

„Der Besuch der gefährlichen Kranken ist nicht minder beschwerlich. Oft sucht man den Missionar von vier verschiedenen Oertern zugleich auf, die alle sehr weit von einander entfernt sind. Kaum ist er von dem einen Dorfe nach Hause, so wird er schon wieder in ein anderes verlangt, ohne daß er einen Augenblick zum Ausruhen übrig behält. Oft läßt man ihn, ganz unnöthiger Weise rufen, und er erstaunt nicht wenig, wenn er, nach einem langen, und sauren Weg, endlich das Dorf erreicht hat, und den angeblichen Kranken findet, der ihn am Eingang gesund und wohl empfängt. Man geräth alsdenn in Versuchung, den Neubekehrten Vorwürfe, über die vergebliche Mühe zu machen, denen sie uns, so ohne Ursache, aussetzen, aber man hütet sich wohl, es zu thun, aus Furcht, sie mögten, wenn wirkliche Gefahr vorhanden ist, zu behutsam handeln wollen, und den Kranken um den letzten Beystand der Kirche bringen."

„Ich will ihnen eine Begebenheit von der Art erzählen, die mir selbst begegnet ist. Die Sonne

ging eben unter, als man mir meldete, daß sich ein Christ in den letzten Zügen befände; er wohnte eine grosse Tagreise von dem Orte meines Aufenthalts. Ich wollte sogleich mich auf den Weg machen, allein meine Catecheten stellten mir vor, daß auf dem ganzen Weg dahin, kein einziger Ort sey, wo wir einkehren könnten; daß der seit einigen Tagen gefallene Regen, den Erdboden so eingeweicht habe, daß man bis an die Knie hineinsinke; und daß wir uns bey der stockfinstern Nacht nothwendig verirren müßten, geschweige über die angeschwollene Flüsse setzen könnten; mit einem Wort, daß es weit sicherer sey, mit Anbruch des Tages die Reise anzutreten. Ich ergab mich in ihre Gründe, brachte aber die ganze Nacht, in ausserordentlicher Unruhe über den Zustand des Kranken zu; ich konnte nicht eine Viertelstunde schlafen, denn beständig weckte mich der Gedanke auf, daß er sterben könnte, ohne mit den heiligen Sakramenten versehn zu seyn."

„Sobald die Morgenröthe dämmerte, brach ich mit meinen Katecheten auf; wir hatten aber noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als ich von der Wahrheit ihrer Vorstellungen überzeugt wurde. Wir fielen bis an die Knie in Koth, und wäre es Nacht gewesen, so hätten wir stecken bleiben müssen. Wir mußten zwey kleine Flüsse, schwimmend paßiren, und so kamen wir zu einem dritten, der noch breiter war; man warf eine lange Stange ins Wasser, an der ich mich, in der Mitte, anhielt, unterdessen zwey Katecheten, jeder ein Ende ergriff, und mich so hinüber zogen. Eine halbe Stunde weit, mußte ich in einem Kanal marschiren, wo mir das Wasser bis an den Gürtel ging; endlich langte ich, sehr ermüdet, im Dorfe an. Ich erkundigte mich, zitternd, nach der Wohnung des

Kranken, und fürchtete immer, die Antwort zu hören, daß ich zu spat käme; allein, wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn, in der Thüre, meiner wartend, fand. Er freute sich sehr über meine Ankunft, und entschuldigte sich mir so viele vergebliche Mühe gemacht zu haben, aber man habe ihm versichert, daß er gefährlich krank sey, und er habe es geglaubt."

„Was dem Pater Gozzadini begegnete, kann zu einem andern Beyspiele der vielen Unbequemlichkeiten dienen, denen man bey Reisen in diesen Ländern ausgesetzt ist. Ich hatte Geschäfte auf der Fischerküste, und als sie gegen die letzten Tage des Novembers geendigt waren, beschloß ich, wieder nach meiner Mißion zurückzukehren. Der Pater Gozzadini wollte diese Gelegenheit nützen, um tiefer ins Land zu kommen. Ich stellte ihm vor, daß ein neuangehender Mißionar, wie er, eine günstigere Jahreszeit abwarten müsse, und daß der Regen, der um diese Zeit zu fallen, und bis Ausgang Decembers anzuhalten pflege, ihm eine Menge Beschwerlichkeiten aussetze, denen er gewiß unterliegen würde. Daß er also lieber seine Probezeit bey besserer Witterung anfangen mögte. Allein sein Eyfer und Muth, spiegelten ihm alle die Hindernisse, als leicht vor, und wir traten unsern Weg von der Fischerküste bey Nacht an, um nicht aus einer gewissen Festung entdeckt zu werden, wo man uns am Tage angehalten haben würde. Man hatte uns mit Pferden versehn, die Reise desto bequemer zu machen, allein wir konnten uns ihrer nicht bedienen, wie ich vorher sah. Sie sanken bis an Gurt in Schlamm, und wir kamen weit besser zu Fusse fort. Dem Pater Gozzadini wurde es sehr sauer, sich durch den Koth zu arbeiten. Ein Regen über-

fiel uns, und wir verirrten uns mitten in einem unübersehbaren Felde, ohne zu wissen, wohin wir uns wenden sollten. Die Nacht war sehr dunkel, und wir hatten kein ander Licht, als das Leuchten der Blitze. Die Dornen die im Koth stacken, wurden eine neue Pein für meinen Gefährten; seine Beine waren über und über blutrünstig. Den andern Tag erreichten wir die Hütte eines Mißionars, dessen leutselige Aufnahme, uns einen Augenblick unsre Strapatzen vergessen machte. Aber der Pater Gozzadini bekam ein Fieber, und nach drey Tagen unaufhörlicher Leiden, hatte er noch so viel Muth, mir bis zu einem ziemlich entfernten Dorf zu folgen, wo sich der Pater Bernhard von Sa aufhielt. Hier ließ ich ihn, und setzte meinen Weg nach Tirutschinapali fort. Während dieser Zeit regnete es ungleich stärker und anhaltender als zuvor. Das ganze Land stand unter Wasser, und das nur von Erde gebaute Haus des Paters von Sa, war in Begriff, einzustürzen. Ein, nicht funfzig Schritt davon entfernter, wilder Strom, der sehr hoch angelaufen war, wälzte ungestüm, seine brausenden Fluthen mit jeder Stunde näher. Der Pater von Sa benachrichtigte seinen neuen Gast von der Gefahr, in der sie sich befänden, unter den Trümmern ihrer Wohnung begraben zu werden, die schon, Stückweise, einzufallen anfing. Sie verliessen sie, wurden aber gewahr, daß der gegenüber liegende Kirchhof schon einem Teich glich, und daß ihnen nichts übrig blieb, als sich auf einen Baum zu retten. Sie hoben die Thüre ihres Hauses aus, und nachdem sie solche, durch einen Catecheten, an die stärkesten Baumäste hatten anbinden lassen, so stiegen sie hinauf, und brachten daselbst die ganze Nacht zu. Der alte Mißionar, der das

Böse gewohnt war, schlummerte einige Stunden, Trotz der unbequemen Lage, aber Pater Gozzadini konnte kein Auge zuthun, und ängstigte sich die ganze Nacht mit dem Gedanken, daß der reissende Strom, den Baum auswurzeln würde, der ihnen zur Freystätte diente. Die Kirche, die um Mitternacht einfiel, vermehrte noch sein Schrecken, durch das Gepraffel ihres Einsturzes. Kurz, er stand die Nacht so viel von Wind und Regen aus, daß er den andern Morgen die rothe Ruhr bekam, von der er nicht ehe genas, bis er nach Pondichery zurückkehrte, wo er aber noch viele Monate zubringen mußte, bis sich seine Gesundheit wieder erhohlte."

Oft fällt zur gewöhnlichen Zeit kein Regen, und dann ist die Hitze in einem so heissen Clima, doppelt unausstehlich. Der Pater Saignes verlohr davon dreymal seine Haut. Sie fiel Schuppenweise ab, wie sich alte Schlangen schälen; aber die neue Haut war eben so wenig schwarz als die alte. Wenn Pater Saignes, nach einem ganzen Tag Gehn, ein wenig schlammig Wasser fand, so prieß er sich glücklich, und es dünkte ihm von herrlichem Geschmack zu seyn. Einsmal überfiel ihn die Nacht in einem Gehölze, ohne daß er den ganzen Tag etwas zu sich genommen hatte. Er und seine Begleiter musten unter einem Baum schlafen, nachdem sie ein Feuer angezündet, um die Tiger und andre reissende Thiere zu verscheuchen. Zum Unglück ging, während des Schlafs, dies Feuer aus, und sie wurden plötzlich durch das gräßliche Gebrülle eines Tigers aufgeweckt, der auf sie zu kam. Das Geräusch das sie machten, und das große Feuer, das sie in aller Eile anschürten, vertrieb ihn zum Glück; aber man kann leicht denken, daß die ganze übrige Nacht kein Schlaf

wieder in ihre Augen kam. Ein andermal, schlummerte Pater Saignes, von einem ermüdenden Marsch in der Mittagshitze, unter einem Baum ein, und wachte wenige Augenblicke nachher, von dem ausserordentlichen Geschrey eines Vogels auf, der sich auf diesem Baum mit einer Schlange stritt. Die Schlange, wurde in die Flucht getrieben, verließ den Baum, und schoß auf den Pater zu. Er entging ihr bloß durch die Bewegung, die er im Aufspringen machte. Sie war 4 Fuß lang, und ganz grün. Diese Art Schlange hält sich gewöhnlich auf den Bäumen auf, und springt den Vorübergehenden nach den Augen. *)

Nach einem Schreiben eines Paters von der Mißion zu Telugu, erhielt jeder Pater jährlich hundert Pagoden, oder 800 französische Livres, (200 Thaler) ohne die Allmosen, die aus Frankreich geschickt werden. Er rechnet aber, daß der Aufwand jedes Paters, sich im Jahr 1743 doppelt so hoch belief,

*) Eben dieser Pater Saignes war zu Arcabe als in langer Zeit kein Regen gefallen war, und man eine Menge Aufzüge, Gebete und Büßungen anstellte, um den Himmel zu erweichen. Der Nabab begab sich in Fakirstracht, mit bloßem Haupte, die Hände mit einer Blumenkette gebunden, und an den Füssen eine gleiche Kette hinter sich herschleppend, mit allen seinen Großen in demselben Aufzuge, in die Mosquee'. Ein berühmter indischer, im Ruf des Heiligseyn stehender, Büßende, zerfleischte sich den ganzen Leib mit einem scharfen Meßer, und versprach häufigen Regen; er wurde aber so wenig erhört als der Nabab. Vier Monate darauf ließ sich ein Oberhaupt der Fakire, bis an Hals, mit dem festen Vorsatz eingraben, in diesem Zustande so lange zu verharren, bis es regnen würde. Er brachte so zwey Tage und Nächte zu, indem er mit großen Geschrey den Mohammed anrief, und ihn beschwor, ihn nicht zu Schanden werden zu lassen. Aber am dritten Tag verlohr er die Gedult, und ließ sich ausgraben, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen wäre. R.

und daß ihrer vier zusammen, noch 5 bis 600 Livres Schulden machten.

Viele dieser Mißionarien erwarben die Märtyrerkrone. Der erste war Johann von Brito. Er wurde enthauptet, und sein Leichnam in Stücken gehauen. Als seine Henker ihn entkleideten, und das Reliquienkästchen gewahr wurden, das er am Hals zu tragen pflegte, so sprangen sie erschrocken zurück, und riefen sich zu, daß vermuthlich in dieser Schachtel die Zaubermittel verborgen wären, womit er einige von ihrer Nation bezaubert habe, und daß man sich wohl in Acht nehmen müsse, sie anzurühren, um nicht ebenfalls verführt zu werden. Einer zog den Säbel, um das Band, woran das Kästchen hing, zu zerhauen, und versetzte dem Pater eine tiefe Wunde. Sie hohlten hierauf ein Beil, womit sie in ihren Tempeln die Opferthiere zu töden pflegen, befestigten einen Strick an den Bart des Paters, der ihm den Kopf auf den Magen zog, und schlugen ihm das Haupt ab. Ein andrer Pater empfing über zweyhundert Prügel, und Fuchtel, woran er nach einigen Tagen starb. Dem Pater de Sa wurden auf Befehl eines Statthalters, als einem Gotteslästerer, die Zähne eingeschlagen. Da der Pater an einem heftigen Fluß litte, der sich nach dem Gesicht und dem Hals gezogen hatte, so fiel ihm der Schmerz doppelt empfindlich, und alle Anwesenden glaubten, daß er es nicht überleben würde. Man kann leicht denken, daß man mit den Katecheten und Neubekehrten, in diesen Zeiten der Verfolgung, nicht besser verfuhr. Viele starben unter den grausamen Mishandlungen; andre wurden gemartert, um von ihnen das Geständniß, der vermeintlichen in der christlichen Kirche verborgenen, Schätze zu erpressen. Man steck-

te ihnen Stücken Holz zwischen die Finger, knebelte diese mit Stricken zusammen, und zwang sie die Hände unter ihre Füsse zu legen, auf welche die Henker aus allen Kräften traten um ihnen die Qual desto herber zu machen. Je abschreckender diese Beyspiele waren, um so mehr mußte man sich wundern, daß der Bekehrungseyfer der Mißionarien, täglich durch den Anwuchs ihrer Jünger belohnt wurde. Unter diesen befand sich auch ein berühmter heydnischer Büssender, der seit acht bis neun Monaten, das Land durchstrich. Er trug ein Halsgeschmeide von ganz besondrer Art. Es bestand aus einer eisernen Platte, vierthalb Fuß ins Gevierte, und nach Verhältniß dick, mit einer ziemlich breiten Oefnung in der Mitte. In dieser Oefnung stack sein Kopf, und ringsherum war ein eisernes Band angesetzt, das knapp am Hals anschloß, und mit der eisernen Platte durch gut vernietete Nägel fest verbunden war, so daß es selbst nicht mehr in seiner Macht stand, sich dieser schweren und lastenden Bürde zu entledigen. Diese eiserne Platte verhinderte ihn sich niederzulegen oder sein Haupt wo anzuschmiegen. Wenn er ein wenig der Ruhe geniessen wollte, so muste er erst Stützen anbringen, dies grosse Halsband zu tragen oder zu lüften. Er hatte sich diese Busse selbst aufgelegt, um, in dieser Gestalt sich dem Land zur Schau zu stellen, und eine Summe Geld zusammen zu betteln, die er zur Grabung eines Tarpa-culam, oder ausgemauerten Teichs, in einer Ebene bestimmt hatte, wo kein Wasser war, und Reisende viel vom Durst leiden mußten. Denn bey dieser Nation ist es eine Uebung der Andacht, und ein verdienstliches Werk, Wasserbehälter an Heerstrassen anzulegen, und Leute zu halten die den Vorüberreisenden Wasser rei-

chen, oder grosse Säle zu bauen, wo Fremde sich hinbegeben, und die Nacht über unter Dach seyn können. Dieser Büssende fand Gefallen an den Lehren der Mißionarien, und verlangte von ihnen unterrichtet und getauft zu werden. Das erste was sie thaten, war, daß sie einen Schlösser kommen liessen, der viel Zeit brauchte, bis er das kleine eiserne Band, von der grossen Platte losbrechen konnte. Diese Platte war so schwer, daß ein Mißionar sie kaum von der Erde aufzuheben vermogte. Sie hiengen sie in der Kirche des heil. Franz Xaver's, nicht weit vom Altar, als eine, von der Hölle erbeutete Trophäe auf. Was ihnen die meiste Mühe bey diesen Neubekehrten machte, war nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehren, sondern die Ueberwindung seines Widerwillens, vor dem empörenden Gedanken, sich so weit zu erniedrigen, ein Schüler der Pranguien *) zu werden, Er, der in einer der führnehmsten Casten geboren war.

Mishandlung, Leiden, Verfolgungen sind jedoch nicht immer die Gefährten der Mißionarien. Oft finden sie Beschützer, die sie nicht ahndeten; zum Beyspiel, jener Pater, den einige vornehme Mohammedaner bey dem Könige von Tanshaur losbaten. Die Briefe sind voll von gütigen Aufnah-

*) Die Verachtung der Indier gegen die Pranguie, oder Europäer, ist schon oben gedacht worden. Es ist dies der Name, den sie anfangs den Portugiesen, und hernach den Europäern gaben. Einige leiten dieses Wort von Paraangui her, welches in der Landessprache, fremdes Kleid bedeuten soll. Vielleicht ist es auch das Wort Franke, das in der Levante eine so gewöhnliche Benennung der Christlichen Europäer ist; das die Mauren mit nach Indien brachten, und das die Indier, die den Buchstaben F nicht haben, in Prangui verwandelten. R.

nen verschiedener Fürsten und Grossen. Der Pater le Caron wurde von einem Prinzen auf das freundschaftlichste empfangen, der eine lange Unterredung mit ihm über die Geheimnisse der Religion hatte, und sich aus christlichen Lehrbüchern vorlesen ließ. Dieser Prinz war sehr abergläubisch, und hielt sich einen eigenen Hof-Zauberer, um, wenn man ihn bezaubern sollte, gleich jemand bey der Hand zu haben, der die Bezauberung heben könne. Der Pater lud diesen ein daß er ihn besuchen mögte. Aber der Hof-Zauberer, traute dem christlichen Hexenmeister wenig, und erschien nicht. Sechs oder sieben Tage nach der Audienz, schickte der Pater le Caron dem Prinzen einen Korb Weintrauben, hier zu Lande eine seltene Frucht; er hatte den Korb mit verschiedenen Pettschaften versiegelt. Die Braminen die um den Prinzen waren, warnten ihn, das Geschenk anzurühren. „Siehst du nicht diese Siegel, sagten sie, dahinter steckt Zauberey, und wenn du es angreifst, so widerfährt dir ein Leid." Der leichtgläubige Prinz wagte also nicht von den Weintrauben zu essen, so sehr ihm auch darnach lüsterte. Wenig Tage nachher, schickte der Pater einem Katecheten, mit einem Bewillkommungs-Compliment an ihn ab. Sobald der Prinz den Katecheten gewahr wurde, rief er ihn zu: „Nimm die Siegel von diesen Korbe, die Ehrfurcht, die ich für den Pater habe, hält mich ab, es selbst zu thun." Der Katechete gehorchte, und der Prinz ließ sich die Weintrauben recht wohlschmecken.

Ein andrer Prinz, der ein Bildniß der heil. Jungfrau Maria betrachtete, sagte: „Sie ist schön, aber sie gleicht einer Wittwe; denn sie trägt kein Kleinod am Hals." In Marawa tragen die Witt-

wen, zum Unterscheidungszeichen von den andern Frauenzimmern keinen Schmuck, und sind bey Casten, wo, das mit dem Manne Verbrennen eine Tugend ist, wenig geehrt.

Ein Mißionar warnt einen andern, in Gegenwart der Heyden niemals von sich selbst zu reden. Ein Pater nannte sich, aus Demuth, „einen großen Sünder," sogleich erzählte es ein Hindus, der zugegen war, allen seinen Landsleuten wieder, und setzte hinzu; „es muß wohl wahr seyn, denn er sagt es selbst!"

Die Briefe der Mißionarien wimmeln von Besessessen- von Teufels- und Wunder-Geschichten allerhand Art, von denen ich nur einige, theils zur Belustigung meiner Leser, theils zum Fingerzeig über die historische Wahrheit der übrigen, einschalten, und weitere Anmerkungen ihnen selbst überlassen will.

Ein Christe von der Caste der Fischer starb nicht allein ohne die heil. Sakramente empfangen zu haben, sondern sogar unter Anrufung der Götzen, seines Landes, und im Beyseyn der heydnischen Priester die er hatte zu sich rufen lassen. Seine Verwandte wollten ihn in die Kirche begraben. Der Pater widersetzte sich aber, und behauptete, daß ein solcher Renegat und in seiner Unbusfertigkeit dahin gefahrner Sünder, keinen Platz in der heiligen Erde verdiene. Sie trugen dem ohngeachtet, die Leiche zur Kirche, fanden aber die Thüren fest verrammelt, und beschlossen daher den folgenden Tag in grösserer Anzahl wiederzukommen, und sie mit Gewalt zu erbrechen. Bis dahin verwahrten sie die Leiche in einem benachbarten Hause, ohne jedoch jemand dabey wachen zu lassen. Den andern Morgen als sie die Leiche wie-

der abhohlen wollten, fanden sie das bloße Gerippe. Die Adiben, ein fleischfreßendes Thier vom Fuchsgeschlecht, hatten die leimern Wände durchwühlt, und sich von dem Fleische des Todten genährt. Dieser Vorfall setzte das ganze Dorf in Bestürzung; alle Einwohner und selbst die Verwandten des Verstorbenen, glaubten darin die Spuren der göttlichen Rache zu erkennen. Sie fielen, mit großem Geschrey vor der Kirchthüre nieder, und fleheten die Barmherzigkeit Gottes an. Sie unterwarfen sich der Busse, welche ihnen der Pater auflegte, und schleppten die Ueberbleibsel des Unglücklichen ins Meer.

Wenn viele Personen zugleich in den Verdacht eines Diebstahls fallen, sagt Pater Bouchet, und man keinen besonders überführen kann, so pflegen die Indier die auf einzelne Zettel geschriebene Namen der Verdächtigen in einen Zirkel zu legen, und den Teufel mit den gewöhnlichen Ceremonien anzurufen, worauf der Zirkel zugedeckt, und alles wohl verwahrt wird. Nach einiger Zeit geht man wieder in das Zimmer, deckt den Zirkel auf, und derjenige, dessen Name sich auser dem Krayse befindet, wird für den einzigen Schuldigen gehalten. Diese Art von Orakel hat in Indien so oft gedient, den Verbrecher unter vielen Unschuldigen zu entdecken, daß dieser einzige Beweis schon hinreichend ist, einem Menschen den Prozeß zu machen. Eben dieser Pater erzählt von Lauben, die aus einer Menge Baumäste bestehn, welche nirgends an einander befestigt sind, und von einer einzigen Person in der Luft balancirt werden; ferner von grosen Tüchern, die in der Luft ausgebreitet liegen bleiben; ꝛc. und mehr dergleichen Taschenspielereyen: er erklärt sie durch die sichtliche Mitwirkung des † † Gott

sey bey uns, eine Erklärung die Philadelphia wohl nicht gegeben haben mögte.

Die Indier haben die Gewohnheit, zu 500 oder 1000, unter sich zusammenzutreten, und eine Art Lotterie zusammen zu schiessen. Jeder erlegt monatlich, in den gemeinschaftlichen Beutel ein Fanam oder zwey Groschenstück. *) Wenn die bestimmte Summe vollzählig ist, so versammeln sich die Interessenten am festgesetzten Ort und Tag. Jeder schreibt seinen Namen auf einen besondern Zettel, und alle diese Zettel werden in ein Gefäß gethan. Nachdem sie eine ziemliche Zeit, in Gegenwart aller Interessenten untereinander gerüttelt worden sind, so läßt man ein Kind hineingreifen, und derjenige, dessen Billet zuerst gezogen wird, erhält die ganze Summe. So werden oft Leute, die sich vorher in dürftigen Umständen befanden, auf einmal reich und begütert. Ein Heyde der in zwey Lotterien gelegt hatte, und nichts sehnlicher wünschte, als beyde grosse Loose zu gleicher Zeit zu erhalten, kam den Tag zuvor in die Kirche des heil. Franz Xavers zu Cotate, und gelobte, ihm fünf Faname zu geben, wenn der Heilige ihm in der ersten Lotterie Glück bringen wollte. Er verfügte sich hierauf den folgenden Morgen, voll Vertrauen, auf den Versammlungsplatz, und machte überall bekannt was er dem grossen Vater (so nennen die Indier den heil. Xaver) für ein Gelübde gethan habe. Man spottete ihn mit seinem Gelübde aus, allein wie groß war das Erstaunen als man das erste gegriffene Loos, für das seinige erkannte? — Er bekam die Summe, und begab sich sogleich in die Kirche, um dem Heiligen zu danken und zu bezah-

*) Anderthalb Groschen nach sächsischen Fuß. R.

len. Er äußerte zugleich, daß wenn er so glücklich seyn sollte, durch seinen Vorschub auch das andre grosse Loos zu erhalten, so wolle er von Herzen gern, die Gabe verdoppeln. Dieses neuen, glücklichen Erfolgs war er zum voraus so gewiß versichert daß er seinen Landesleuten ins Gesicht sagte, sie mögten sich nur keine Rechnung auf den Gewinn machen, denn der große Vater der Christen, der ihm in der ersten Lotterie beygestanden habe, würde ihm seine Hülfe auch bey dieser nicht versagen. Einige fürchteten sich in der That vor dem Einfluß des Heiligen; andre aber hatten ihren Spott darüber, und wetteten, daß er nichts gewinnen würde. Er ging alle diese Wetten ein, und bestritte sie von der Summe, die er zuvor gewonnen hatte. Die Loose wurden geschrieben, ins Gefäß gethan, unter einander gerüttelt; das Kind griff, und das Loos das zuerst herauskam, war wirklich das Loos dieses Mannes, zur Verwunderung aller Anwesenden, die sogleich beschlossen, ihn nie wieder zu ihren Lotterien zuzulassen. Er machte sich aber nun wenig daraus, denn er hatte beträchtliche Summen gewonnen, allein er hielt träulich sein Versprechen gegen den Heiligen, und gab sogar mehr als sein Gelübde betrug. Die Mißionarien glaubten, daß diese wunderbare Freygebigkeit ihres Patrons, seine Bekehrung zur christlichen Religion wirken würde; aber er blieb taub bey ihren Zureden, und gieng so sehr Heyde weg, als er gekommen war.

Der Pater Düceos zu Ariancune bey Poudichery giebt folgende Beschreibung von einem Trauerspiel, das die Malabarische Jugend an Tag vor dem Fest der Geburt der heil. Mutter Gottes, aufführte. Es hieß, der Märtyrer-Tod der heil. Agnese. „Der Schauplatz war in einer Ebene, ohnweit un-

frer Kirche aufgeschlagen, und von beträchtlichem Umfange. Ich ging anfangs mit dem Vorsatz hin, nur einen Augenblick daselbst zu verweilen, aber die Schauspieler fesselten mich, ich weiß nicht wie? an sich, und ich blieb mit meinem Dollmetscher bis zu Ende des Stüks. Horazens oder Boileaus Regeln waren freylich nicht dabey zu Rath gezogen; allein ich bemerkte doch verschiedene, sich auszeichnende, Handlungen und Stellen, artige Zwischenspiele, gut verbundene Scenen, Erfindungskraft im Maschienenwesen, Kunst in der Führung des Intresse, Geschmack und Anstand in den Kleidungen, Richtigkeit in den Tänzen, und eine sehr harmonische, obgleich ziemlich sonderbare, Musik. Die Schauspieler verriethen viel Ungezwungenheit und Würde in Spiel und Deklamation. Auch waren sie aus einer der obern, oder ersten, Casten genommen worden. Ihr Gedächtniß war treu, und es gab hier keine Einhelfer. Was mich am meisten erbaute, war, daß das Stück mit einem vollständigen christlichen Glaubensbekenntniße anfing, und daß überhaupt von Anfang bis zu Ende, die beissendesten Anspielungen, und bittersten Spöttereyen über die Götter des Landes, nicht gespart waren. Man pflegt es so in allen christlichen Trauerspielen zu halten, weil man sie als Gegengift wider die prosanen Schauspiele der Götzendiener, und als ein treffliches Bekehrungs-Mittel ansieht. Das Auditorium bestand aus wenigstens 20000 Seelen, die in tiefer Stille zuhörten. Man hat französische, englische, welsche, spanische, deutsche Theater, ich zweifle nicht, daß wir nicht noch einmal ein indisches Theater bekommen. Was dies letztere vorzüglich auszeichnet, ist die lebafte, und beständige Aktion,

die

die darinn herrscht, und die Sorgfalt, mit der man in den Rollen alle Längen, und alles Langwierige vermeidet. Man hat in diesen Ländern eine unbeschreibliche Liebschaft für die Schaubücher, die bis zur Raserey geht. Gute Dichter werden sehr geschätzt. Die Dichtkunst freuet sich des Schutzes der Grossen, und sie beehren ihre Zöglinge mit dem Palankin; einem sehr schmeichelhaften Unterscheidungszeichen."

Die Mißionarien erwähnen oft der ketzerischen Mißionen der Protestanten zu Trankenbar, und wie sie sich bemühen die Gläubiger wieder ihre Irrlehren zu stärken, indem sie diejenigen die sich von ihnen verführen lassen, in Bann thun, oder ihre Namen öffentlich verbrennen: z. B. Pater Beschi, ein Italiener, der dieses an einem Osterfeste, in Gegenwart von mehr denn 10000 Christen that. Ein Mann von der Trankenbarischen Gemeine, wohnte mit seiner Frau einer Teufelsbannerey zu Tanschaur bey; der ausgetriebene Teufel fuhr sogleich in die Frau, und antwortete dem verwunderten Beschwörer auf seine Frage, warum er dieses gethan habe: „Weil sie eben so gut mir zugehört als jener, der Mann der Frau erkannte sogleich seinen Fehler, und brachte sie in die katholische Kirche zu Elcurischi, wo er sich auf die Erde warf, und Gott mit Thränen um Verzeihung bat. Hierauf nahm er ein wenig von der Erde, die er mit seinem Thränen benetzt hatte, und legte sie mit einem gläubigen Vertrauen, das Berge hätte versetzen können auf den Kopf der Besessenen. Gleich fuhr der Teufel aus! Die Mißionarien zu Trankenbar ermangeln bey dergleichen Anschuldigungen nicht,

denen von der Römischen Kirche Gleiches mit Gleichem zu vergelten; doch auf eine so glimpfliche Weise, die ihnen wirklich Ehre macht. Man schlage ihre Berichte nach.

Auch selbst unter ihren Glaubensgenossen fanden die römischen Mißionarien eine Menge Tadler, die sie dieses und jenes Fehlers ziehen; die gründlichste Rechtfertigung dagegen, und die zugleich manche Beschuldigung der protestantischen hebt, ist die, welche sich im 14ten Bande der neuesten Ausgabe der lett. ædif. & curieuses S. 391. und folgende in dem Schreiben eines Weltmannes an den Pater Patouillet, über die indischen Mißionarien, befindet.

Man muß in der That dem enthusiastischen Eyfer von Männern seine Bewunderung zollen, die Vaterland, Freunde, Verwandte, und alle Bequemlichkeiten des Lebens verläugnen, um unter fremden Himmelsstrichen sich einem so mühseeligen Geschäfte zu widmen, das ihnen nichts als unaufhörliche Leiden, ein siechtes Leben, und beständigen Kampf mit Gefahren aller Art verspricht. Ein neueres Beyspiel davon ist der Abt Sidoti, ein Sicilianer, der sich durch ein spanisches Schiff an den Küsten von Japan bey Nacht aussetzen ließ; die Spanier die ihn in der Schaluppe ans Land brachten, waren neugierig zu sehn, was sich in dem kleinen Packet befand, das er mit sich nahm; sie öfneten es und fanden nichts als eine Kapelle, ein Brevier, das Buch de imitatione I. C., eine Schachtel mit dem heiligen Oel, zwey japanesische Gramatiken, ein Crucifix, ein Marien-Bild, und noch einige Andachtsbücher und Heiligen-Bilder. Man hat in der Fol-

ge, durch Personen des holländischen Comptoirs zu Nangasaki, die zu seinem Verhör gerufen wurden, erfahren, daß er von den Japanern gleich den andern Morgen nach seiner Ausschiffung, gefangen genommen, und nach Nangasaki gebracht worden sey. Von Nangasaki schickte man ihn nach Jedo, wo er einige Jahre gefangen saß, und verschiedene Japaner taufte die ihm in Gefängnisse besuchten. Sobald dieses die Obrigkeit erfuhr, ließ sie die Neubekehrten hinrichten, und dem Abt Sidoti in ein Loch, von fünf bis sechs Fuß tief mauern, wo man ihn durch eine kleine Oefnung zu essen reichte, bis er darinn lebendig verfault war.

Innhalt.

Vorbericht.

Seite

1. Schreiben des Bruders Matter von der Gesellschaft Jesu, an den Pater Lossenitzky. Goa, den 26. Decbr. 1710 — Reise von Böhmen nach Ostindien — Sitten und Beschreibung von Goa. 3

2 Schreiben des Paters Tachard — Skt. Thomas — Heilige Berge — Grotte des Skt. Thomas — Wunder-Fenster — kleines Kreuz — Brunnen — Skt. Thomas-Christen — Wunderwerk des Skt. Thomas-Kreutzes — Ganjam — Götze Koppal — Schlangen-Versühnung — Jagrenat — Diebstahl eines Götzen-Auges — Geschichte der Pagode und des Götzen Jagrenats — Wallfahrer. 49

3. Schreiben des Paters de Bourzos an die Gräfin von Soude; aus der Mission zu Madure, 1713 — grosse Armuth — Drückung der Niedern — Vergraben der Schätze — die Casten — wenige Achtung für Europäer — Verhältnisse der Weiber gegen ihre Männer — Geschäfte der Weiber — Reiß — Speisen und Getränke — Anekdote von einer Flasche Wein — Obst, Gewächse, Blumen — Jagd — Thiere — Pflüge — Ochsen und Büffel — Ehrfurcht für Esel — Ratten — der Adiba — Schlangen — Insekten — Ameisen — Tracht der Missionarien — Schuhe — Sandalen, und Schluß daraus auf die Bilder der Heiligen — Kleidung — Königreich und Stadt Madura — Triumphwägen der Götzen. 69

4. Verbrennen der Weiber mit der Leiche ihres Mannes; Beyspiele davon — Geschicklichkeit der Arbeiter in Bengalen — Brandtewein — Ruderer — Gefäße — mehrere Handwerker und Gewohnheiten — Aerzte und Krankheiten — Heilarten und Hülfsmittel — Pater Martin von einer Art Miserere — Pater Bouchet von den Aerzten zu Madura — derselbe von der Landesüblichen Art sich zu setzen. 101

5. Ursache der Weglassung des Urtheils der Missionarien von der Religion der Bramen oder Brahmanen — Pater le Caron Schilderung der indischen Priester und ihres Gottesdienstes — Beschreibung eines

Seite

Opfers — Abentheuer mit einem Lingam — seltsamer Gebrauch sich zwey Finger abhacken zu lassen — Schilderung der Priester Guru — ihr Almosen Sammeln — Goldmachen einiger Fakire. 125

6. Pater Bouchet von der Justizpflege in Hindostan — Gewalt des Herkommens — Beyspiele eines seltsamen Grads von Verwandtschaft — kupferne Bleche mit Gesetzschriften — Andenken einiger gerechten Könige — Beyspiele von den richterlichen Einsichten des Mariadiramen — Richter Apachi — Erfoderniße eines indischen Richters — Sprüchwörter von einem Richter — Schiedsrichter Maniatarren — Appellationen — Obliegenheiten der Partheyen — Anleihen — übliche Zinsen — Verklagen der Schuldner — Siedende-Oel-Probe — drolliger Beweis der Treue einer Frau — Probe mit einem Kugelartigen Gefäß, worinn eine Schlange verschlossen ist — Mordthaten — Vorrecht der Bramen — alte Strafen der Bramen — Sieben Herkommen — Gesetze der Hindus, und Beyspiele zu ihrer Erläuterung. 138

7. Schreiben des Paters Pons an den Pater du Halde, über die indische Litteratur, und die Gelehrsamkeit der Brahmanen. Carrical, auf der Küste von Tanshur, im November, 1740. 186

8. Schreiben des Paters Turpin über die Zubereitung der Baumwolle, und die Verfertigung des Cattuns in Indien. Pondichery 1718. 207

9. Schreiben des P. Coeurdoux an den P du Halde, aus Ostindien, den 18ten Jänner 1742. Nebst einigen Anmerkungen aus einem Schreiben eines gewissen Herrn le Poivre an den P. Coeurdoux: über die gemalte indische Leinwand, oder was wir gedruckten Cattun nennen. 215

10. Pater Bouchet, Missionar der Gesellschaft Jesu, über die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit der Lehre von der Seelenwanderung unter den Indiern, mit dem System des Plato und Pythagoras über denselben Gegenstand. 245

11. Schreiben des Paters Coeurdoux an Hrn. de l' Isle, über die in Ostindien übliche Meilenmaase und Wegmaase. Pondichery, den 12ten Februar, 1760. 316

12. Reisen in Indien — Arten über Wasser zu setzen — geschwinder Häuserbau — Caste der Räuber — seltsame Dinge die Pater Martin von dieser Caste erzählt

Seite

— grausames Vergeltungsrecht — ohnaufhörliche Befehdungen in Indien. 328

13. Memoiren über einige der letztern Kriege der Indier und Mohren — zahlreiche Heere der Morgenländer — Gepäcke und Gefolge des Nisam-Muluk — Etikette in seinem Lager — unglückliches Ende des Mohammed Shah — List seines Thronerben — Bestrafung von 22 Omrah'n — Tod des Nisam-Muluk — Düpleix Empfang des Chandasaeb — Pomp des Einzugs eines Suba zu Pondichery — Vorsicht der asiatischen Grossen bey ihren Mahlzeiten — Uneigennützigkeit des Düpleix. 336

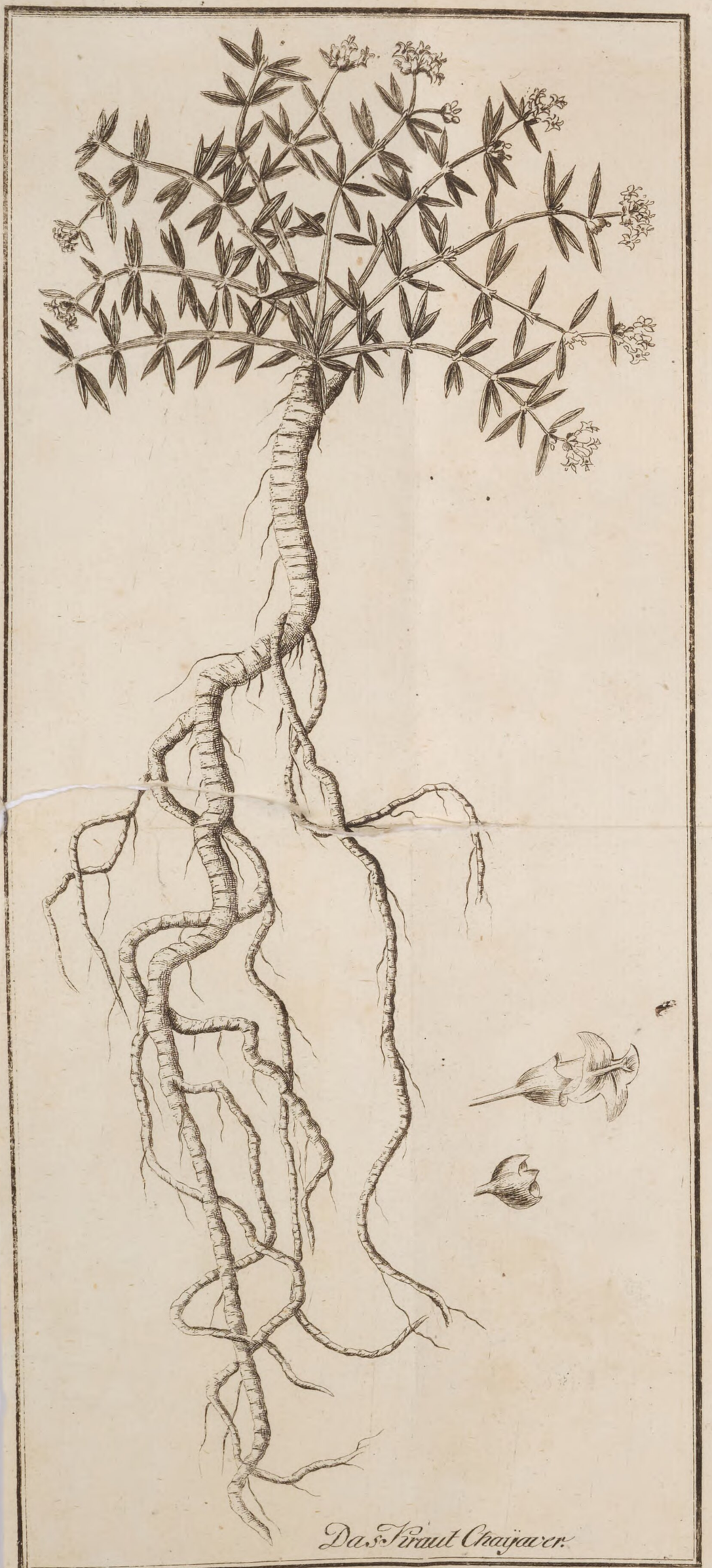
14. Schlangen — Beyspiele wie verschiedene Missionarien ihren Anfällen entgingen — ausserordentlich grosse Schlange, welche eine Provinz verwüstete — Baum der die Watte giebt — Pfefferbaum — Lakbaum. 351

15. Schreiben des Pater Calmette an den Pater du Halde über den Salagramam. 362

16. Lauf des Ganges — Benares — enger Paß — Fahrt auf dem Ganges — Ueberschwemmungen. 370

17. Schreiben des Paters Dailladier über seine Reise von Frankreich, durch Mexico und das Südmeer, nach Ostindien. Pondichery, den 20sten Februar, 1711. 374

18. Geschichte der ehemaligen Missionen der Jesuiten in Ostindien — erste Missionarien — Haß der Indier gegen die Europäer — Vorurtheile wegen der Casten — Schwierigkeit der Spracherlernung — Bouchet's Schilderung der Lebensart eines Missionars — Missionar der von der Hitze die Haut verliert — Besoldung der Missionarien — Märtyrerthum einiger Missionarien und Katecheten — Bekehrungsgeschichte eines indischen Büßenden — gute Aufnahme bey Großen — Urtheil von einem Marienbilde — Anekdote von sich selbst Sünder nennen — Wunder-Geschichtchen — Wunder mit dem großen Loose — geistliches Schauspiel — Beschuldigungen der katholischen und evangelischen Missionarien — Abt Sidoti und sein Tod. 410



Das Kraut Chaïjaver.

Mit 1 Lt. (=eingebunden),
Ihrer Liebden!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar,

Zur Kunde fremder Völker und Länder aus französischen Missionsberichten

Bd.: 3

1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Ma 16(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421015-0